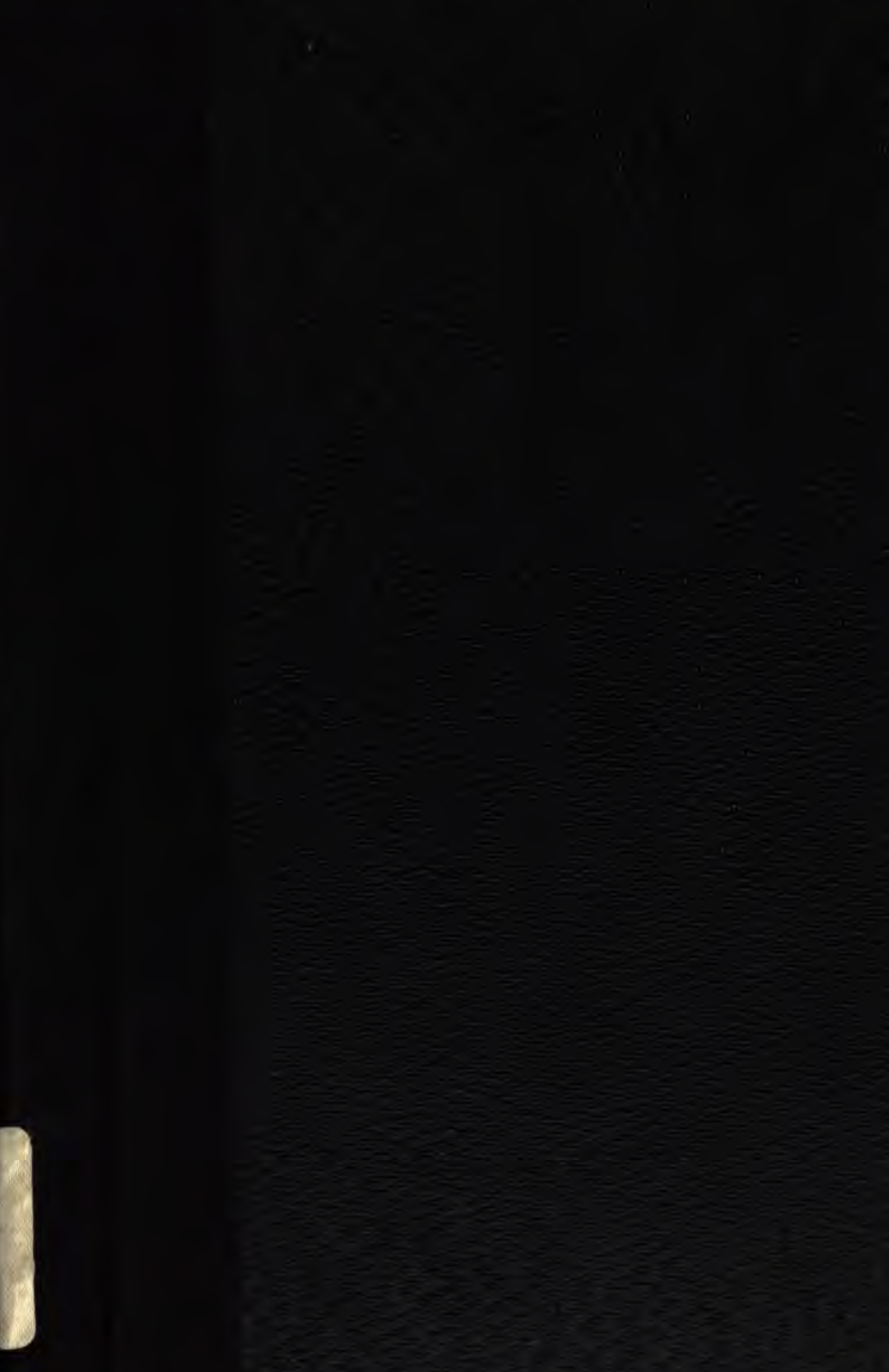
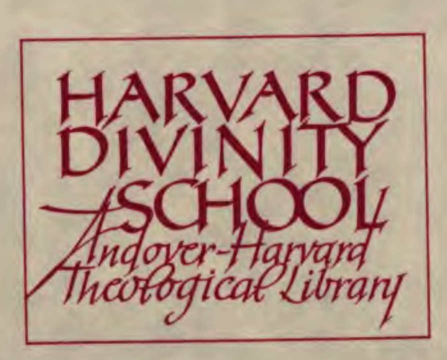





HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library



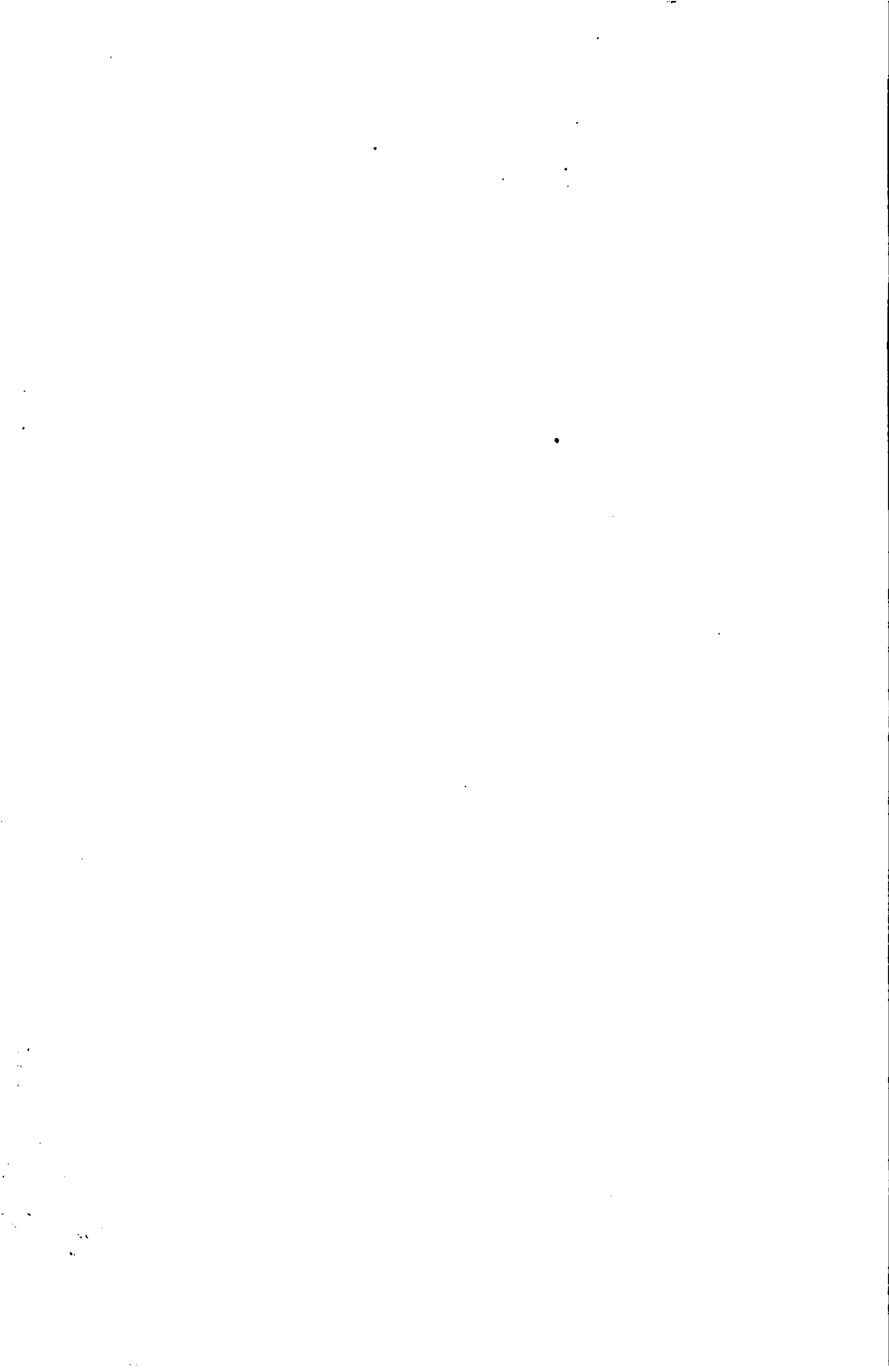
66287

-60-

57

Th. [illegible]

15. März 1872.



Hermann Samuel Reimarus

und

Johann Christian Edelmann.

Gallerie hamburgischer Theologen.

Fünfter Band.

Hermann Samuel Reimarus

und

Johann Christian Edelmann.

Dargestellt

von

Carl Mönckeberg.
Prediger zu St. Nicolai in Hamburg.

Duo, cum faciunt idem, non est idem.

Hamburg 1867.

Gustav Eduard Nolte.
(Heroldsche Buchhandlung.)

Hermann Samuel Reimarus

und

Johann Christian Edelmann.

Dargestellt

von

Carl Mönckeberg.
Prediger zu St. Nicolai in Hamburg.

Duo, cum faciunt idem, non est idem.

Hamburg 1867.
Gustav Eduard Nolte.
(Herold'sche Buchhandlung.)

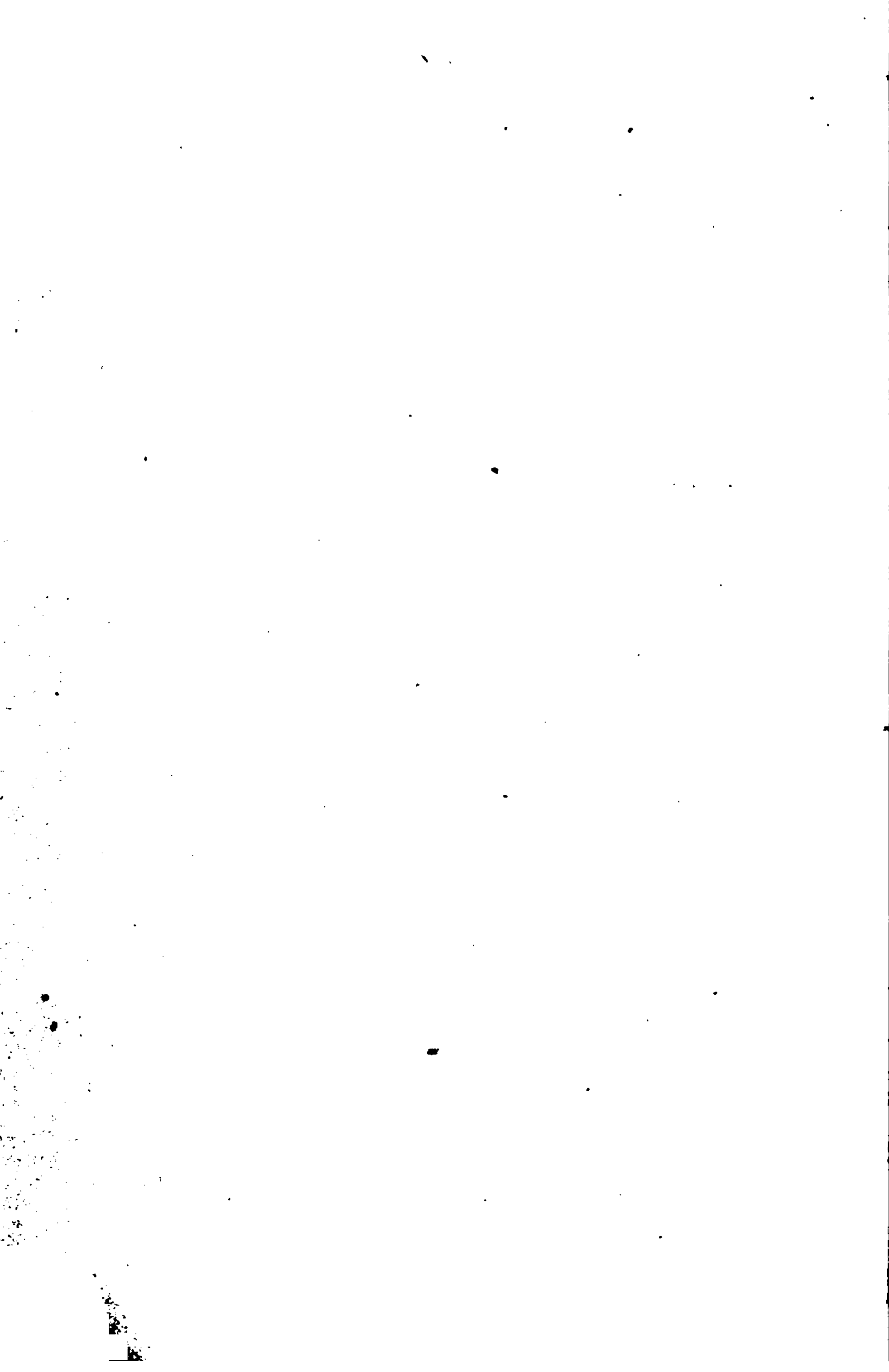


Johannes Hermann Sieveking,

J. U. Dr. und Secretair des hohen Senates zu Hamburg,

und

Mary Sieveking, geb. Merck.



Euer Vater hat sich getrieben gefühlt, die Autobiographie seines Großvaters, Johann Albert Heinrich Reimarus, in Druck zu geben; wem lieber als Euch, Ihr lieben Ehegenossen, sollte ich das Leben seines Urgroßvaters widmen? Ein Denkmal möchte ich es bleiben lassen für Eure Kinder und vielleicht Eure Nachkommen, zum Zeugnis, daß der Familiensinn, der in Eurer Familie bei den Vätern seit Jahrhunderten geherrscht, in Eurem Kreise noch fortdauert.

Freilich weiß ich wol, wie gerade der Mann, den ich darzustellen unternommen, nicht von allen Euren Verwandten immer mit reiner Freude betrachtet ist, und wie gerade das Lob, das ihm in neuerer Zeit in so hohem Grade gespendet ist, Viele nur mit Schmerzen erfüllt hat. Aber das hat mich um so mehr getrieben, sein Leben tiefer zu erforschen; ich hoffte, die Bande, die mich an Euer Haus fesseln, würden mich vor zu hartem Urtheil bewahren, wenn der Abscheu über seine Gering=

schätzung des Heiligsten mein Inneres ergreifen würde. Und ich habe wieder erfahren, wie man erst dann ein rechtes Urtheil über einen Mann erhält, wenn man ihm ins Herz zu schauen vermögend ist.

Die Persönlichkeit von Hermann Samuel Reimarus ist bis jetzt von Wenigen erkannt. Alle Darstellungen seines Lebens stammen aus Einer Quelle, aus dem Programm, mit dem sein Freund Johann Georg Büsch, als Rector des Gymnasiums, zu seinem Leichenbegängnis einladen mußte. Mir haben sich neue Quellen eröffnet.

Unsere ausgezeichnete Stadtbibliothek hat mir bei der musterhaften Ordnung, die in ihr herrscht, und der liebenswürdigen Dienstfertigkeit ihrer Bibliothekare, Herrn Professor Petersen, Herren Dr. Isler und Dr. Klose, nicht nur fast alle Bücher geboten, deren ich bedurfte, sondern sie hat mich in der reichen Sammlung gelehrter Briefe, die der Professor Jo-

hann Christoph Wolf einst erhielt, eine Reihe eigenhändiger Briefe finden lassen, welche unser Reimarus an seinen früheren Lehrer geschrieben.

In unserm Ministerial-Archiv entdeckte ich zwei dicke Volumina mit dem Titel: „Acta scholastica", in welchen die Protokolle des Scholarchats mit den Acten aus der Zeit, in welcher Reimarus Professor am Gymnasium war, sich befanden.

Endlich, als meine Arbeit schon dem Abschluß nahe war, öffnetest Du selbst, lieber Hermann, mir den Zugang zu einer Kiste alter Familienpapiere, welche sich unerwartet auf dem Boden eines kürzlich verstorbenen Freundes gefunden, und deren Benutzung mir durch die Freundlichkeit unsers Freundes, Herrn Archivarius Dr. Beneke, so sehr erleichtert ward.

Ich habe nicht lassen können, das Lebensbild von Edelmann hinzuzufügen, weil es mir, als ein Gegenstück, zur rechten Beurtheilung wie zum Verständnis unsers Reimarus zu

dienen schien. Zwar habe ich für letzteres nicht viele neue Quellen gefunden, aber die Durchsicht aller Schriften von Edelmann, — und viele derselben finden sich mit eigenhändigen Anmerkungen des Verfassers auf unserer Stadtbibliothek — hat mich doch Manches, was in der von Herrn Dr. Klose herausgegebenen „Selbstbiographie Edelmann's" steht, deutlicher verstehen lassen.

So möchte ich denn, daß diese Lebensbilder Euch eben solche Freude machen beim Lesen, wie mir beim Entwerfen, und daß sie dienen mögen, die für die Kirche so wichtige und doch noch lange nicht genug erforschte Zeit aufzuklären, in der Hermann Samuel Reimarus lebte. Gott segne sein Andenken!

Hamburg, am 21. Juni 1867, dem Tage der Geburt Eures Hermann.

C. Mönckeberg.

Inhalt.

Hermann Samuel Reimarus.

Johann Christian Edelmann.

Erstes Capitel.

Hamburg's kirchliche Stellung zur Zeit des Auftretens von Reimarus im J. 1727. — Das Hamburgische Gymnasium. — Johann Albert Fabricius, Michael Richey, Johann Christoph Wolf.

Eine Zeit gewaltiger Bewegung war für Hamburg vorüber. Der Streit um die Oberherrschaft, der zwischen dem Rath und der Bürgerschaft Jahrhunderte hindurch gedauert hatte, war endlich durch die Dazwischenkunft einer kaiserlichen Commission unter dem Grafen von Schönborn auf eine bewunderungswürdige Weise zu Ende gebracht; die Herrschaft der Geistlichkeit (des Ministeriums des Göttlichen Wortes, wie dieselbige genannt wurde,) in der Kirche war gebrochen; der Pastor zu St. Petri, Dr. Krumbholtz, hatte sein hitziges Streben, die Kirche vom Staate zu trennen, im finstern Kerker in Hameln bis an seinen Tod, 19 Jahre hindurch, büßen müssen; das harte „Priester-Reglement", durch welches die kaiserliche Commission dem zügellosen Mißbrauch des geistlichen Strafamtes unter Androhung der härtesten Strafen wehren wollte, war freilich vom Senat noch nicht publicirt, aber hing, wie das Schwert des Damokles, über dem Haupte der Geistlichen.

Das gesammte Ministerium hatte sich vereint, sich nie unter dies Reglement zu fügen; noch vier Jahre, nachdem dasselbe verfertigt war, unterschrieb Erdmann Neumeister, als er das Pastorat zu St. Jacobi im Jahre 1715 übernahm, den Revers, durch welchen

sich die Geistlichen verbanden, es nicht anzunehmen, mit den Worten: „Und wenn ich tausend Herzen hätte, würde ich aus tausend Herzen unterschreiben, wenn ich gleich herberufen bin, nachdem dieser Revers aufgesetzt und beschlossen ist.“ Der Senat suchte aber die gewonnene Macht in der Kirche zu behaupten, und zwar nach Außen, wie im Innern. Er leistete kräftigen Widerstand dem Vordringen der Römisch-Katholischen, als die Volkswuth, durch die Machinationen der Jesuiten erregt, im Jahre 1719 die Capelle des kaiserlichen Gesandten zerstört hatte, und die Katholiken diesen Umstand zu benutzen suchten, größere Freiheiten zu erlangen. Umgekehrt verhielt er sich in den folgenden Jahren bei den ähnlichen Bestrebungen der Calvinisten. Geängstigt durch das ernste Mißfallen, das der König von Preußen über das freie Auftreten des Professor Edzardi und des Pastor Neumeister in Hamburg gegen die gewaltsamen Unions-Versuche in seinem Lande bewiesen,*) ließ der Senat, trotz der Warnungen des Ministeriums, sich auf Concessionen ein und lockerte die Einheit der Lutherischen Gemeinde. Aber mehr noch, als durch sein Verhalten gegen die Calvinisten, ward die Anerkennung der Concordienformel, als des reinen Bekenntnisses, das im Jahrhundert der Reformation angenommen, seit 1603 als Staatsgrundgesetz gegolten hatte, erschüttert durch den Unglauben, der sich in dieser Zeit in allen Ländern inmitten der Christenheit verbreitete und in Hamburg durch den weltlichen Sinn, den die Ausdehnung des Handels und die außerordentliche Zunahme des Reichthums nährte, besonders bei den Gebildeten Anklang fand.

Die Niederländer, welche in Folge der Verfolgungen der Spanier, namentlich des Herzogs Alba, seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts sich in Hamburg niedergelassen, hatten nicht nur Handel und Gewerbe gehoben, Hamburgs Seehandel gegründet, sie hatten zur Bildung in den Künsten und Wissenschaften Großes

---

*) S. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, fünfter Band, S. 213 ff. Sebastian Edzardi von J. K. Mutzenbecher.

beigetragen. Gerade durch die Verfolgungen der katholischen Kirche waren auch in ihrem Vaterlande die Gegensätze, nicht nur zwischen den Protestanten und Katholiken, sondern auch zwischen den Lutheranern und Reformirten, und bei diesen wieder zwischen den Anhängern der dortrechter Synode und den Remonstranten, immer schroffer hervorgetreten. Viele Gelehrte und Gebildete waren dadurch mit einem Widerwillen gegen alle dogmatische Streitigkeiten erfüllt; sie wurden gegen die Kirche und das Christenthum selbst immer gleichgültiger und wandten sich lieber dem Studium der Alten, der römischen Literatur insbesondere, zu. Die Blüthezeit der classischen Philologie brach an, und der Sinn für classische Bildung wurde durch sie auch nach Norddeutschland verpflanzt. Mit Staunen hörten plötzlich die hamburgischen Bürger, daß ihre von Bugenhagen gegründete gelehrte Schule, das Johanneum, die ihr Ruhm gewesen war, von den kleinen Schulen in Stade, Verden und andren Orten, in denen sich Niederländer angesiedelt hatten, verdunkelt wurde. Ihre Geistlichen auch drangen darauf, daß das Johanneum müsse erweitert werden. Neben der eigentlichen Sprachbildung wollte man andere Wissenschaften getrieben sehen. Der Gedanke war noch nicht reif. Es erforderte viele Kämpfe, ehe er eine Gestalt bekam. Dennoch wurde im Jahre 1613 das Gymnasium neben dem Johanneum eröffnet, eine Anstalt, wie sie Deutschland nicht kannte, in niederländischen Städten aber schon im kleinen Maasstabe sich fand. Man hatte die Trefflichkeit der bisherigen Lehrart für die Entwicklung der Geisteskräfte aus Erfahrung erkannt, darum wollte man die alte gelehrte Schule nicht aufgeben; aber man wollte den Studirenden, ehe sie auf der Universität den eigentlichen Fachstudien sich widmeten, also der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, eine höhere wissenschaftliche Vorbildung geben. Es ward das Verdienst des großen Joachim Jungius, daß er den Gedanken, der dem academischen Gymnasium zum Grunde lag, ausbeutete. Die philologischen Wissenschaften wurden schon vor seinem Auftreten gepflegt; Jungius aber, indem er die Keime ausstreute, aus denen die größten natur-histori-

schen und mathematischen Entwickelungen hervorgegangen sind, kämpfte zugleich für eine freie, philosophische Bildung, durch welche die verschiedenen gelehrten Kenntnisse zu einer Einheit des Wissens erhoben werden sollten. Die einzelnen philosophischen Wissenschaften mußten sich freilich noch erst bilden. Deshalb klingt es in jetziger Zeit wunderbar, daß dem Professor der Physik an unserm Gymnasium auch der Vortrag der Poetik, dem Professor der Moral auch die Beredsamkeit aufgetragen ward. Aber man suchte allgemeine Bildung und zugleich Förderung der einzelnen Wissenschaften. Nach Jungius Tode fehlte der architektonische Geist, der die Menge des Stoffes, der durch das neuerwachte Studium der Natur, der Mathematik, der Geschichte und des Alterthums zusammengehäuft war, zu verbinden und zu ordnen wußte zu dem einen herrlichen Tempel der Weisheit. Es begann die Zeit der Polyhistorie, der Vielwisserei; die Gelehrten, welche die meisten Kenntnisse sich erworben hatten, wurden für die größten geachtet; am hamburgischen Gymnasium glänzten Johann Albert Fabricius, Michael Richey, Johann Christoph Wolf.

Johann Albert Fabricius war ein Mann von Staunen erregendem Wissen. Er war in Leipzig am 11. November 1668 geboren, stammte aber aus einer holsteinischen Familie. Früh verlor er seine Eltern und widmete sich darauf mit ganzem Herzen den Wissenschaften. Morhof's „Polyhistor“ war sein Vorbild. Noch nicht 20 Jahre alt, wurde er in seiner Vaterstadt Magister. Im Jahre 1693 wollte er eine größere Reise antreten und kam in dieser Absicht zu seinen Verwandten nach Hamburg, hörte hier aber, daß sein väterliches Vermögen, auf das er gerechnet hatte, sehr zusammengeschmolzen sei. Er nahm deshalb mit Freuden das Anerbieten von dem berühmten Pastor Johann Friedrich Mayer an, in sein Haus zu ziehen und seine Bibliothek zu ordnen. Mayer hatte mehrere junge Theologen bei sich, die er unterrichtete und beschäftigte. Fabricius fühlte sich in seiner Stellung sehr wohl. Mayer erkannte bald seinen Werth und suchte durch ihn zu glänzen; er nahm ihn mit nach Kiel, wenn er dort öffentlich disputirte; ja, ging mit

ihm nach Schweden und stellte ihn seinen gelehrten Freunden in Upsala, selbst auch dem Könige Carl XI. vor, und bewirkte durch seinen Einfluß, daß Fabricius am 13. Juni 1699 die Professur der Beredsamkeit und practischen Philosophie am hamburgischen Gymnasium erhielt. Als Decan der theologischen Facultät in Kiel creirte er ihn darauf zum Doctor der Theologie. Fabricius blieb immer dankbar und unterhielt mit Mayer, als dieser nach Greifswalde ging, beständig einen Briefwechsel, wenn er gleich einen Ruf auf die Universität, den Mayer an ihn ergehen ließ, nicht annahm; seine Stellung am Gymnasium war ihm zu lieb. Er legte sich mit Eifer auf die Bildung der Jugend. In seinem Alter pflegte er zu erzählen, daß er im ersten Jahrzehend seiner Amtsführung fast täglich 10 Stunden; im zweiten bald 10, bald 9 Vorlesungen gehalten; im dritten habe er nur 7 bis 8 Stunden der Jugend widmen können; nun im vierten hätten seine Kräfte so abgenommen, daß er sich auf 5 oder 4 Stunden beschränken müsse. Dabei hatte er 1708, als sein Schwiegervater, der Rector Johann Schultz, erkrankte, die Leitung des Johanneums übernommen und vier Jahre behalten. In dieser Zeit hatte er natürlich die Zahl der Vorlesungen auf dem Gymnasium beschränken müssen, aber dafür die lateinischen Stilübungen der Primaner, wie der Gymnasiasten, mit der sorgfältigsten Genauigkeit geleitet. Eine solche anstrengende Thätigkeit hinderte ihn nicht, eine unglaubliche Menge Bücher der verschiedensten Art durchzusehen, das Protocoll in der teutschübenden Gesellschaft zu übernehmen und eine bedeutende Anzahl gelehrter Schriften in Druck zu geben. An 30 größere Werke haben wir von ihm, unter denen die **Bibliotheca Graeca** allein 14 Bände füllt, und die Zahl der kleineren Dissertationen, Reden, Lebensbeschreibungen, sowie der Vorreden zu fremden Büchern übertrifft diese Zahl. Er arbeitete ungemein schnell; eine Schrift war selten fertig, wenn der Anfang in die Druckerei kam; doch wandte er vielen Fleiß auf die Verbesserung seiner Schriften, so daß die dritte oder vierte Ausgabe von einzelnen die erste bei weitem übertraf. Er selbst hatte eine bedeutende Büchersammlung

von 20,000 Bänden, die nach seinem Tode in öffentlicher Auction für Ct. ℳ 21,244. 14 ß (also 8,496 ℛ) verkauft wurde; er wohnte in unmittelbarer Nähe der Stadt-Bibliothek, so daß er auch diese leicht benutzen konnte. Dabei führte er ein ruhiges, glückliches, häusliches Leben, so daß er mit seinem demüthig frommen, dankbaren Herzen nur unter Thränen die Barmherzigkeit Dessen, der ihm mehr Gutes erwiesen, als er verdiene, zu preisen vermochte.

Michael Richey ging aus einer hamburgischen Kaufmannsfamilie hervor. Es war ein Glück für ihn, daß sein Vater sehr wohlhabend war; sein schwächlicher Körper hätte schwerlich eine so angestrengte Geistesarbeit gestattet, wie er sie leistete, wenn er hätte für seinen Lebensunterhalt arbeiten müssen. Im siebenzehnten Lebensjahre ging er, 1696, von der Prima des Johanneums aufs Gymnasium. Hier hielt damals gerade der schon genannte Pastor zu St. Jacobi, Dr. Johann Friedrich Mayer Vorlesungen und veranstaltete, wie sein Günstling, der Professor der Logik und Metaphysik Gerhard Meier, Disputationen; Richey fühlte sich sehr angezogen und blieb drei Jahre dort. Ja, als er darauf nach Wittenberg auf die Universität gegangen war, behielt er eine Sehnsucht nach dem Gymnasium und kehrte nach zwei Jahren zurück, um unter den beiden Edzardi, Georg Eliezer und Sebastian, sowie unter Fabricius seine Studien fortzusetzen. Als Johann Friedrich Mayer General-Superintendent in Pommern geworden war, rief er Richey nach Greifswalde, eine außerordentliche Professur zu übernehmen. Richey ward aber durch eine schwere Krankheit verhindert, dem Rufe zu folgen. Nach zwei Jahren erst fühlte er sich so gestärkt, daß er es wagen konnte, eine Reise ins mittlere Deutschland anzutreten. Mitten auf dieser Reise überraschte ihn ein Brief seines Vaters mit der Anzeige, daß sein alter Lehrer Gerhard Meier, der General-Superintendent im Bremischen geworden war, ihn zum Rector der gelehrten Schule in Stade vorgeschlagen habe. Er bekam dieses Amt und ward in seinem 27sten Jahre, am 24. Juli 1704 (er war geboren am 1. October 1678) in dasselbe eingeführt.

Doch nur acht Jahre behielt er dasselbe. Er hatte die Anstalt in Ansehn gebracht; allein der Tod seiner beiden Eltern rief ihn nach Hamburg; während er dort noch war, verlor er auch seine Frau; er selbst erkrankte und, tief in seinem Herzen bekümmert, legte er am 17. Mai 1713 sein Rectorat nieder. Vier Jahre lebte er darauf wieder ohne Amt; da ward er am 26. Januar 1717 zum Professor der Geschichte und griechischen Sprache am Gymnasium erwählt. In dieser Stellung konnte er noch 40 Jahre der Wissenschaft, insbesondere aber seiner Vaterstadt nützen. Nicht sowohl größere Werke schrieb er, als eine Menge kleinerer Abhandlungen, durch die er auf die Verfeinerung der Sitten und auf allgemeine Bildung hinwirkte; er hatte schon 1715 mit Brockes die teutschübende Gesellschaft gestiftet, machte selbst viele Gedichte, und gab von 1724 bis 1726 eine Zeitschrift „der Patriot" zu diesem Endzweck heraus. Nachdem Richey seinen siebenzigsten Geburtstag erlebt hatte, erwartete er täglich seinen Tod, doch er ward 82 Jahr alt und starb am 10. Mai 1761.

Johann Christoph Wolf endlich galt, wie Reimarus sagte, als ein Muster für das, was ein Genie unter der Leitung eines Fabricius werden könne. Er kam in seinem zwölften Jahre nach Hamburg, als sein Vater, der Superintendent in Wernigerode gewesen war, 1695 an die Stelle von dem vertriebenen Pastor Horbius, zu St. Nicolai gewählt war. Doch verlor er seinen Vater schon in demselben Jahre. Seine Mutter lies ihn auf dem Johanneum, bis er im sechszehnten Jahre aufs Gymnasium gehen konnte. Hier legte er unter Fabricius den Grund zu seiner ungewöhnlichen Bücherkenntnis, sowie unter den beiden Edzardi zu einer solchen Bekanntschaft mit den orientalischen Sprachen, daß er, als er 1703 die Universität Wittenberg bezog, sich so in den Disputationen hervorthat, daß er schon im folgenden Jahr Magister werden und wieder nach einem Jahre in die philosophische Facultät als Assessor eintreten konnte. Er hatte aber auch so gearbeitet, daß selbst Fabricius ihn bat, in seinen Studien Maas zu halten, um seiner Gesundheit nicht zu schaden. Als er Wittenberg wegen des

Einfalles des Königs von Schweden in Sachsen verlassen mußte, ging er in seine Vaterstadt zurück. Hier schrieb er, aus Dankbarkeit für Johann Friedrich Mayer, eine Streitschrift gegen die Pietisten, die damals in Halle auftraten, unter dem Titel „**Absurda Hallensia**, gereimte und ungereimte Meinungen der Halleschen Theologen"; der alte Professor Lange antwortete ihm mit einem Tractate: „Eines absurden Autoris absurde Schrift". Wolf bekam aber in demselben Jahr die Stelle eines Conrectors an der gelehrten Schule in Flensburg, die unter der Leitung des durch seine **Cimbria literata** berühmten Moller stand. Allein bald fühlte er sich nicht an seinem Platze, er wurde kränklich und bat um Urlaub, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen. Er holte seinen Bruder, Johann Christian, der gerade seine Studien auf dem hamburgischen Gymnasium beendet, ab und reiste mit ihm nach Holland und England. Mit welchem Fleiße er die Bibliotheken benutzte, davon mag uns dieses ein Zeugnis sein, daß er in Oxford täglich sechs Stunden Codices abschrieb und das in der Winterkälte. Er machte zugleich die interessantesten Bekanntschaften und knüpfte einen Briefwechsel mit Gelehrten an, den er, so lange er konnte, fortsetzte. Kaum war er im Jahre 1709 nach Flensburg zurückgekehrt, so wurde er als außerordentlicher Professor nach Wittenberg gerufen. Er ging dorthin über Berlin. Hier traf er auf der Bibliothek den berühmten Orientalisten Mathurin Veyssière la Croze und gewann durch seine Bescheidenheit und seine Gelehrsamkeit gleich dessen Herz. Schon zwei Jahre darauf wurde er von ihm mit der Nachricht überrascht, daß er von ihm zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften in Berlin vorgeschlagen, und daß Leibnitz, der Gründer dieses Institutes, für seine Aufnahme sei, nur der König Bedenken gegen seine Ernennung habe wegen seines Aufenthaltes in Wittenberg. Dieser Anstos wurde bald gehoben. Am 12. März 1712 wurde Wolf Professor der orientalischen Sprachen am hamburgischen Gymnasium. Wolf war beglückt; er hielt es, wie er an La Croze schrieb, für viel angenehmer, mit seinem theuren Fabri-

cius im Schatten einer litterarischen Muße sich zu ergötzen, als auf Universitäten zu leben; die nur Kampfplätze der Gutgesinnten mit dem Neide, einem unerträglichen Hochmuth und einer gehässigen Gesinnung seien. In seinem neuen Amte gab er sich ganz dem Studium der Sprachen, die er lehren sollte, hin. Der **Bibliotheca Graeca** und **Latina** des Fabricius wollte er eine **Bibliotheca Hebraica** an die Seite setzen; er begann den jüdischen und rabbinischen Schriftstellern nachzuspüren; eine wissenschaftliche Correspondenz zu führen mit allen ausgezeichneten Gelehrten seines Faches in Deutschland, Holland und England nicht allein, sondern auch in Frankreich, Italien, Polen und Schweden; er machte Reisen, selbst die Bibliotheken zu durchforschen; in Hannover entdeckte er einen Fund, der selbst dem großen Bücherkenner Leibnitz, der in der Stadt lange gewohnt hatte, verborgen geblieben war; es war die Sammlung des Oberrabiners Joseph David Oppenheimer, 5000 Bände, unter diesen 2000 Manuscripte! Am 17. Juni 1715 glaubte er sich am Ende seiner mühsamen Arbeit; seine Bibliothek erschien. La Croze wünschte ihm Glück, daß er ein Werk geliefert, bei dem die Welt sich beruhigen könne; er habe nicht nur seine Vorgänger völlig überflüssig gemacht, sondern auch für die Zukunft einen vollständigen Apparat geliefert. Der gelehrte Montfaucon dankte ihm für die bewunderungswerthe Arbeit, bedauerte dabei, daß er nur Wenige in seiner Umgebung kenne, die solches Werk zu würdigen wüßten. Wolf selbst konnte sich aber bei diesem Anfang nicht beruhigen; er mußte weiter forschen, und lieferte mit der Zeit noch drei eben so starke Folianten. Inzwischen wurde er am 29. November 1716 zum Pastor an der St. Catharinen Kirche gewählt. Er selbst war dadurch tief bewegt; er bedachte die Schwere seines Amtes bei der Verderbtheit der Sitten seiner Zeit, bei der Schwäche seiner eignen Kraft. Doch er vertrauete dem göttlichen Beistande, da er aus Erfahrung wisse, daß dieser demjenigen nicht fehle, der in seiner Demuth Nichts sich selbst, aber Gott Alles zutraue. Seine Freunde fürchteten den großen Schaden, den die Wissenschaft durch seine Erhebung ins Amt eines

Pastors leiden würde. Allein Wolf wußte auch in seiner neuen Stellung Muße zu finden, seinem wissenschaftlichen Triebe zu folgen. Noch war seine „Hebräische Bibliothek“ nicht zu Ende gebracht, als er seine Anmerkungen zu allen Büchern des Neuen Testamentes herauszugeben begann, die **Curae philologicae et criticae in Novum Testamentum,** in welchen er es zuerst unternahm (vor J. A. Bengel und Wetstein) nach Mill's großer Variantensammlung und den orientalischen Uebersetzungen des griechischen Neuen Testamentes, den Text kritisch festzustellen. Zugleich erklärte er das Griechische aus der Sprache der Profanscribenten; sammelte er die Auslegungen der bedeutendsten Vorgänger, prüfte sie und stellte Alles in einer Kürze zusammen, die namentlich für jene Zeit staunenerregend ist. — Gegen das Ende seines Lebens erhielt Wolf, der niemals Doctor der Theologie geworden ist, ein überraschendes Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste. Die Universität zu Göttingen wurde gegründet; da lies ihm der Minister, der Freihetr von Münchhausen, die erste theologische Professur anbieten; er gestattete ihm, jede Bedingung zu stellen, welche er wolle, es läge ihm nur daran, durch Wolf's Namen der Facultät für die ganze Zukunft ihre Richtung zu geben. Wolf schlug das Anerbieten ab; er schützte seine durchs Alter geschwächten Kräfte vor. Er fühlte aber im Herzen sich der Aufgabe nicht gewachsen. Er sah eine neue Zeit anbrechen. Das Auftreten der Deisten in England hatte ihn mit Schrecken erfüllt; es waren unter ihnen Männer, die er persönlich kennen gelernt hatte, mit denen er in Briefwechsel stand. Das Buch, das Toland 1696 schon herausgegeben hatte: **„Christianity not mysterious“** war ihm ärger, als das allerverderblichste, das je erschienen, vorgekommen; als nun Thomas Woolston 1728 mit seinen Dissertationen hervortrat, konnte er sein Staunen und seine Entrüstung nicht unterdrücken über die gottlose und dabei scurile Frechheit, mit der er alle Wunder zu allegorisiren und den Erzählungen einen mystischen Sinn unterzulegen suchte; er fürchtete, Woolston werde Toland noch überbieten. Ebenso konnte er seine Verwunderung nicht verbergen über die Art,

wie der excentrische William Whiston, mit dem er persönlich bekannt geworden war, den Text des Neuen Testamentes zu behandeln wagte und über die Frechheit, mit der er mit seinen Arianischen Ansichten so offen herauskam; es war ihm eine nicht geringe Freude, daß der gelehrte Grabe ihm nach Hause leuchtete. Er traf in diesen Ansichten mit La Croze zusammen. Whiston, schrieb dieser ihm, hat mir auch ein Exemplar seines Buches „**Authentic and Records**" geschickt. Ich habe mich bedankt, aber ihm meine Meinung nicht verhehlt. Ich bitte Dich, was wollen diese Menschen? die apocryphischen Fabeln, welche alle Kirchen mit Recht verworfen haben, den canonischen Büchern gleichstellen? Es ist entsetzlich, was sie ausbrüten! Sie erinnern an die unglückseligen und thörichten Bemühungen des Toland in Bezug auf Barnabas! — Der leicht bewegliche La Croze war mit seinem französischen Blute immer hitziger, als unser Wolf. Bei einem andern Vorfall schrieb er diesem: „Crell (der Socinianer) hat mir neulich geschrieben und mich gefragt, was ich von seiner gefährlichen Schrift halte. Es war mir unerträglich, daß der Mensch sich mit dem, was ihm zur Schmach gereicht, noch brüsten konnte. Darum werde ich ihm nicht antworten, oder kurz schreiben, daß ich seine bösen Reden gar nicht billige. Ich sehe freilich schon voraus, was er thun wird; aber weil er Lobsprüche haben will, mag er sich der Schmach rühmen, die er bei mir gefunden hat! Ich bin frei von aller Intoleranz; aber solche Menschen, die nichts anders wollen, als die reine Lehre des Evangeliums untergraben und Dogmen, die selbst Muhamed nicht billigen könnte, einführen, die kann ich nicht dulden." Wolf dagegen konnte dem Crell zu Willen sein, als Crell ihn bat, ihm den Codex nachzuweisen, in welchem Joh. 1, 1 geschrieben stehe: „**Et Dei erat verbum**", und hinzusetzte, er hoffe nicht, daß seine Orthodoxie ihn hindern werde, dem Heterodoxen eine Antwort zu senden. Er war, wie La Croze bei einem andern Fall voraussetzte, von der Bitterkeit des theologischen Hasses, welcher dem Neumeister und Edzardi so viele Feinde mache, frei; allein er blieb immer strenge bei seinem Lutherischen Bekenntniß und stand in allen Streitig-

keiten fest auf Neumeister's Seite. Doch freilich ein Führer zu sein in so geistig bewegter Zeit, an die Spitze treten zu dürfen der neu zu gründenden Hochschule, das traute er sich nicht zu. — In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich mit der Herausgabe von „Lundius Jüdischen Alterthümern", mit dem Ordnen seines großen gelehrten Briefwechsels und mit einer Sammlung der lateinischen Briefe Luther's. Letztere Arbeit konnte er nicht vollenden. Dabei führte er immer ein reiches inneres Leben. Rührend sind seine Briefe an La Croze, als dieser, schon früher, als sein Freund, an Altersschwäche zu leiden begann. Er bat ihn herzlich, sich doch an die Beschwerden zu gewöhnen, damit er sich als Christ bewähre und die Geduld der Kinder Gottes zeige. „Ich erflehe," schreibt er ihm, „Deinem Wunsche gemäß, täglich für Dich in meinem Gebete die Beständigkeit des Glaubens und bitte Gott vor Allem darum, daß Er Dir doch die Gnade widerfahren lasse, den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum, den Du als den einzigen Urheber Deines Heils ja anbetest, in Deinen Leiden bestätigen und beständig beweisen zu können." Als Wolf zuerst einen Brief erhielt, der nicht von La Croze's eigner Hand geschrieben war, schrieb er ihm: „Du weißt, daß wir das, was keine menschliche Hülfe mehr uns abnehmen kann, durch den Trost uns müssen zu erleichtern suchen, daß Gott Alles lindert, und durch das Streben, durch Seines Geistes Gnade in Geduld Alles zu überwinden in der festen Zuversicht, daß Er uns nicht versuchen läßt über unser Vermögen. Ich bitte Gott vom Herzen, daß Er Dir das gelingen lasse durch Christum Jesum, unsern Herrn." La Croze entschlief am 21. März 1739; Wolf folgte ihm schon am 29. Juli desselben Jahres. Wolf war immer unverheirathet geblieben und hatte mit seinem Bruder und seiner Schwester zusammen gewohnt. Seine Bibliothek wie seine Briefsammlung vermachte er der Stadtbibliothek; doch sollte sein Bruder sie bis an seinen Tod beaufsichtigen; den größten Theil seines Vermögens bestimmte er für milde Zwecke, Stipendien von Studirenden u. dgl.

Zweites Capitel.

Reimarus' Geburt und Jugendbildung. Seine Reisen und Promotion in Wittenberg. Stand der Philosophie in jener Zeit: Leibnitz. Wolff.

Im Jahre 1688 kam ein Studiosus theologiae von Kiel nach Hamburg, hier die Stelle eines Hauslehrers beim Senator Schafhausen anzunehmen, und dessen Sohn mit dem jungen Barthold Heinrich Brockes zu unterrichten. Nicolaus Reimarus, so hies dieser neue Informator, stammte aus einer in Pommern, Mecklenburg, Holstein und Schleswig weit verzweigten Familie; er selbst war der Sohn eines Pastors in Stolzenburg bei Stettin. Bei vieler Gelehrsamkeit entwickelte er bald eine vorzügliche Gabe zu unterrichten; zugleich zeigte er eine Feinheit in seinem Betragen bei einer ungewöhnlichen Grazie des Ausdrucks. Als seine Zöglinge heranwuchsen, erhielt er deshalb bald eine Anstellung als Lehrer an der gelehrten Schule, dem Johanneum, und ward, weil er sich auch in geselligen Kreisen frei zu bewegen wußte, sehr beliebt; er gewann das Herz einer Tochter aus einer der ersten Familien, Johanna Wetken, und erhielt diese zur Frau. Am 22. December 1694 ward ihm ein Sohn geboren, unser Hermann Samuel. Es ward für diesen von Bedeutung, daß er schon früh mit den Söhnen der angesehensten Familien aufwuchs und einen gebildeten Umgang genoß. Er wurde nach den Lehrsätzen des christlichen, evangelischen Glaubens angeführt und glaubte

auch, wie er selbst schreibt, als ein Knabe, alle Artikel seines Catechismus aus ganzem Herzen. „Wie ich nun die Jahre erreichte, fährt Reimarus fort, da man anfängt die Gedächtnis-Formeln mit Ueberlegung zu bedenken, da gewöhnte ich mich allmälig auf die Sachen und ihren Zusammenhang mehr, als auf die Worte zu sehen. Ich bekam nun erst rechten Verstand von der Heilsordnung, welche ich gelernt hatte. Meine Eltern hatten mich der Theologie und dem Predigtamt gewidmet; ich lernte also nebst dem Latein auch etwas Griechisch und Hebräisch, und machte mich mit den Sprüchen der Bibel, die zum Beweise des Lehr-Systems dienten, in der Grundsprache bekannt." Sein Vater hatte ihn früh ins Johanneum aufnehmen lassen. In diesem herrschte aber noch die alte Ordnung, daß jeder Lehrer seine eigne Classe hatte, in der er den ganzen Unterricht ertheilte und von der er seine Einnahme bekam. Es war natürlich, daß jeder seine Schüler so lange er konnte in seiner Klasse behielt; und damit das recht lange anging, neben seiner Klasse in seinem Hause Privatunterricht in den Stunden, welche der öffentliche Unterricht gestattete, ertheilte. Nicolaus Reimarus trieb es besonders stark mit den Privatstunden und ward deshalb oft bei dem Scholarchat verklagt; seinen Sohn lies er aus seiner Quarta gar nicht heraus, bis der Rector Schultze 1708 abdankte, und Fabricius Rector wurde. Dieser nahm den vierzehnjährigen Hermann Samuel in Prima auf und entlies ihn nach zwei Jahren aufs Gymnasium. Er blieb auch hier zuerst sein Hauptlehrer; der Unterricht in den orientalischen Sprachen von den beiden Edgardi kam dazu, am meisten zog den Jüngling aber Johann Christoph Wolf an. „Niemals wird, schrieb unser Reimarus noch dreißig Jahr später an diesen, die liebliche Erinnerung jener Zeit, in der Du mir ein so treuer und geschickter Führer bei meinen Studien warest und meine Gedanken zuerst auf die academische Laufbahn richtetest, mir aus dem Gedächtnis schwinden. Niemals werde ich Dein Beispiel, Deine Rathschläge, Deine Empfehlungen vergessen, und wie viel sie mir genützt haben." — Im

August 1713 beging das Gymnasium sein hundertjähriges Jubiläum; das war die Veranlassung für Reimarus zum ersten Male aufzutreten. Sieben Gymnasiasten hielten Reden zum Preise des Gymnasiums; Reimarus war berufen, das Lob der Patrone der Anstalt zu erheben. — Ostern darauf verlies er, nach vierjährigem Aufenthalt, das Gymnasium. Er hatte sich dort an einen Jüngling angeschlossen, der späterhin sich um seine Vaterstadt sehr verdient gemacht hat. Es war Johann Julius Surland, der später als Syndicus Hamburg 24 mal bei fremden Höfen, beim Herzoge von Wolfenbüttel, wie beim Könige von Hannover, beim Könige von Dänemark, von Preußen und von England vertrat, in allen Verhältnissen sich ebenso geschickt, wie gewandt bewies, vom Kaiser Franz I., wie von der Kaiserin Maria Theresia ein Gnadenkettlein empfing, dabei überall, wohin er kam, mit den berühmtesten Gelehrten in Verbindung trat und durch seinen Geist und sein Wissen Aufmerksamkeit erregte. Reimarus selbst schilderte ihn später in der Lebensbeschreibung, die er von ihm machte, als einen geistig höchst begabten Jüngling voll Poesie und natürlicher Beredsamkeit, dabei wohlgestaltet, von starken Muskeln und großer Gelenkigkeit. Arme hatte er, nach seiner Beschreibung, gleich einem Athleten; denn die Kraft, die er von Natur hatte, stärkte er durch die Uebung kriegerischer Künste. Zu allen Leibesübungen geschickt, übte er außer den gewöhnlichen Tänzen die Tänze, welche die Römer zu ihrer Kriegsübung anzuwenden pflegten. Ich habe gesehen, fährt er fort, wie er mit unglaublicher Schnelligkeit von einem niedrigen Ort auf einen hohen sich hinaufschwang, dann, wie im Fluge, hinabsprang, über Alles, was im Wege stand, Gegenstände, die ihm bis an die Schultern reichten, wegsetzte. Leicht wurde es ihm, in der Reitbahn dem Pferde von hinten bis in den Sattel zu springen, und dann wieder sich schnell zu erheben und über den Kopf wegzusetzen. Mit eignen Augen habe ich ihn dann wieder die Waffen aufs geschickteste führen, die geschicktesten Kunstgriffe und wunderbarsten Lagen anwen-

den sehen. So lies er keine Kunst unversucht, nein, so zeichnete er sich in jeder, die er versuchte, aus."

Mit diesem Ideal eines Jünglings ging Reimarus nach Jena auf die Universität. Der Professor Wolf hatte ihnen ein Empfehlungsschreiben an den berühmten Theologen Buddeus mitgegeben, und dieser dankte Wolf schon am 7. Mai 1714 für die Bekanntschaft dieser ausgezeichneten jungen Leute. Reimarus wurde auch mit Danz bekannt, dem „**summus praeceptor Hebraeophilorum**", wie er genannt wurde; der zu sagen pflegte, Luther habe nicht so viel Hebräisch verstanden, wie ein Schüler, der bei ihm Grammatik gehört. Reimarus erzählt von ihm, daß er selbst ihn einmal gefragt, wie man am leichtesten schnelle Fortschritte in der Erlernung der morgenländischen Sprachen machen könne, da habe er ihm die Antwort wiederholt, welche er auf dieselbe Frage von Esdras Edzardi erhalten: „Erstlich: Lies! zweitens: Lies! drittens: Lies!" — Doch trotz dieser Lehrer wollte es unserm Reimarus auf der Universität nicht gefallen. „Deine philosophischen Vorlesungen, schrieb er schon im Juli an Wolf, sind mir so im Gedächtnis, daß mir alle, die ich hier höre, Ekel erregen. Die meisten Professoren hier dictiren das Lateinische aus ihren Heften, wie Buddeus, und übersetzen es dann ins Deutsche! Das mag wohl nothwendig sein um der Schwächlinge willen, die aus den benachbarten Orten hieherkommen, aber das bin ich ganz anders gewohnt! Buddeus liest Kirchengeschichte, Danz Rabbinisch, bei Rossius höre ich in **Theticis**".

Wolf rieth ihm, wenn ihm die philosophischen Collegien nicht zusagten, aus den Schriften der ausgezeichnetsten Philosophen selbst Philosophie zu studiren. Reimarus befolgte den Rath und spürte bald einen gewaltigen Umschwung seiner Denkungsart. Er hatte sich auch an den großen Philologen Johann Mathias Gesner angeschlossen und war von diesem schon im Sommer 1714 aufs Katheder gelassen, um unter seinem Präsidium eine Dissertation über den Lucian zu vertheidigen. Allein im Januar

des folgenden Jahres vertraute er seinem alten Lehrer an, er habe soeben der Promotion von zwölf Magistri beigewohnt, er glaube aber nicht, daß er sich je zu einer solchen Farce verstehen werde. Er halte sich überhaupt nicht zu einem Lehrer berufen, der den ganzen Tag Stunden geben müsse; dazu sei eine starke Brust nothwendig, welche ihm von Jugend auf gefehlt habe. Und, fuhr er fort, um Dir die Wahrheit zu sagen, es scheint mir doch Vieles von dem, was diejenigen, welche sich dem dazu gehörigen Studium widmen, z. B. was Antiquitäten und Kritik betrifft, nicht entbehren zu dürfen glauben, gar zu lächerlich und mehr zur Ostentation, als zum wahren Nutzen zu dienen. Und wenn ich auch vor den Wissenschaften die höchste Achtung habe, so weiß ich doch nicht, woher es kommt, daß ich viel mehr, als früher, seitdem ich bei Buddeus Moral höre, ein Grauen vor solchen Dingen, die nichts, als einen Schein bieten, empfinde." — Wolf fühlte sich gewiß durch dies Geständnis verletzt; denn der Schüler lenkte in seinem nächsten Briefe vom 21. März ein, und schrieb ihm, nachdem er ihm gedankt, daß er seine Offenheit mit solcher Güte aufgenommen und seinem Studium eine so eingehende Sorge widme, er könne ihm in Wahrheit versichern, daß er vor einer gesunden Philologie niemals abgeschreckt sei, auch dies Studium, so lange es in seinen Grenzen bleibe, niemals verachtet habe. Er sei auch weit entfernt, sich einzubilden, daß er nicht noch Vieles lernen müsse, was ihm für die höheren Studien, für welche diese ihm den Zugang eröffnen, nothwendig sei. Er bekenne sich zum großen Dank gegen seinen Vater, wie gegen Wolf und Fabricius, welche ihm die Gelegenheit dazu geboten, wie den Antrieb gegeben, verpflichtet. Aus dem Grunde habe er auch das ganze Jahr hindurch das alte und das neue Testament, wie die Schriftsteller, welche die Kritik geübt, Glassius, Pfeiffer, ja, die Rabbinen getrieben; kürzlich auch wieder Chaldäisch und Syrisch angefangen. Wenn er die Kritik eitel genannt, so sei das, er gebe es gern zu, ein falscher Ausdruck gewesen. Er habe mehr Diejenigen im Auge gehabt, welche jetzt

Kritik trieben, als die Kritik selbst. Er sei der Ansicht, daß es für ihn persönlich, nachdem schon vor ihm so viele Gelehrte die Kritik geübt und was nur zum Nutzen und zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes dienen könne, herausgebracht, durchaus vergeblich sein würde, wenn er sich allein diesen Studien hingeben würde, wie er ja an Denjenigen sähe, die dies thäten, die nothwendiger Weise dahin kämen, daß sie sich um Bagatellen kümmerten, welche nur zur Kurzweil dienten oder dazu, ihnen selbst Lob zu bereiten. Ebenso sei es mit den Antiquitäten. Ein Gelehrter thue in der That doch nichts Großes, wenn er z. B. die Musik der Alten, oder ihre Mobilien, die Hausgeräthe der früheren Zeit, wenn auch mit der größten Sorgfalt und Lebendigkeit darstelle und darin seinen Lebensberuf fände. Er wolle dies indessen nicht in Bezug auf die heiligen Schriften gesagt haben. Aus Buddei Sittenlehre habe er jedoch gelernt, daß Wahrheiten erkennen zu wollen, die nicht die Erkenntnis und Verehrung der Tugend fördern, nichts als Eitelkeit sei.

Im September 1716 bat Reimarus Wolf um Empfehlungsbriefe nach Wittenberg, wurde darauf am 8. October ins Album der dortigen Universität eingetragen und erhielt schon am 17ten den Grad eines Magister der Philosophie. Nun fing er an, hier häufig Disputationen zu halten und für diese Abhandlungen über den Unterschied der Bedeutung von einzelnen hebräischen Wörtern drucken zu lassen, und im November 1719 ward er in Folge einer Abhandlung über den „Machiavellismus vor Machiavel“ Beisitzer der philosophischen Facultät.

Er erhielt bald darauf Erlaubnis, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen und wollte den Winter hindurch sich im Kreise seiner Familie dazu rüsten; doch ein schmerzlicher Verlust verleidete ihm seine Freude. Seine Schwester Agathe, die nur zwei Jahr älter war, als er, war mit dem Compastor Ernst Hinrich Schultze in Altona glücklich verheirathet; sie erkrankte und verschied am 5. Februar 1720. Dem Vater war es ein Trost, weil ein Zeug-

nis ihrer Gesinnung, daß sie sich selbst zum Text der Leichenrede das Wort des Hiob gewählt hatte: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Am 4. Mai trat Reimarus seine Reise an. Er folgte dem Beispiel seines Lehrers Wolf und ging zuerst nach Holland. Am längsten hielt er sich in Leyden auf, klagte aber sehr über die Schwierigkeiten, die man ihm über die Benutzung der Handschriften machte. Länger, als er gehofft, wurde er durch die Herausgabe der Schrift „Ueber das Schicksal" von Georgius Gemistus Pletho, der im 15ten Jahrhundert zur Wiederbelebung des Studiums des classischen Alterthums, namentlich der platonischen Philosophie, viel beigetragen hatte*), aufgehalten; aber er hatte auch die Freude, daß Fabricius ihm eine Vorrede zur Empfehlung schrieb.**) Ende Juni setzte er seine Reise fort nach England, hielt sich dort längere Zeit in London und Oxford auf und kehrte dann über Holland nach Hamburg zurück. Zu Ostern 1722 trat er in die Zahl der Adjuncten in der wittenberger philosophischen Facultät wirklich ein.

Es war gerade ein höchst wichtiger Zeitpunkt in Hinsicht auf das geistige Leben in Deutschland, als Reimarus zuerst als Lehrer auf der Academie auftreten sollte. Es ging das Bewußtsein auf, daß die Wissenschaft nicht bloß im Wissen, sondern vor Allem im Denken, nicht in einer Fülle todter Kenntnisse, sondern im Erfassen und Begreifen des Zusammenhanges der Dinge bestehe. Die Zeit der Polyhistorie ging zu Ende. Freilich schon seit Anfang des 17ten Jahrhunderts hatte die Philosophie durch die großen Fortschritte der Naturwissenschaften einen Umschwung erlitten, aber Cartesius erst war es, der ihr eine neue Gestalt und bei allen Gebildeten Anerkennung verschaffte. Nach langem Zweifeln, das ihm die Erforschung der Natur erregte, war er zu

*) S. August Pauli: Real-Encyclopädie der classischen Litteratur. Th. 3. S. 769.

**) De vita et scriptis Fabricii comment p. 200.

der Ueberzeugung gekommen, daß er doch wenigstens gewiß wisse, daß er lebe. „Ich denke, darum lebe ich!“ das war der berühmte Satz, auf den er seine Philosophie gründete. In England und in Frankreich führte seine Philosophie, besonders durch John Locke, zum Sensualismus. Man meinte, der Mensch könne nur das erkennen, was er durch die Sinne erfahre; aus den sinnlichen Empfindungen und den Reflexionen, welche durch diese erweckt würden, entsprüngen allein Begriffe von den Dingen. Es ist nicht schwer zu fassen, daß daraus ein Leugnen alles Wunderbaren, eine Hinneigung deshalb zum Socinianismus hervorging. Locke wurde der Vater der Freidenker, der Deisten, von denen wir gehört haben. In Deutschland, wie in den Niederlanden, hatte die Philosophie einen andern Erfolg. Zwei berühmte Philosophen gingen aus der Schule des Cartesius hervor, Spinoza und Leibnitz. Beide nahmen, wie Cartesius, angeborne Ideen an, welche Locke leugnete; Ideen, die aus der Seele selbst hervorkommen, nicht als entwickelte Gedanken, fertige Sätze, sondern als virtuelle Erkenntnisse, die den Samen der ewigen Wahrheiten in sich tragen, zugleich aber durch sich selbst einleuchtend sind. Zu diesen **notiones communes** rechnet Spinoza, wie Cartesius selbst, den Begriff Gottes. Darum galten beiden die Beweise für das Dasein Gottes wenig. Cartesius lies den ontologischen Beweis des Erzbischof Anselm gelten, daß Gott nothwendig da sein müsse, weil man die Idee eines vollkommnen Wesens habe, zur Vollkommenheit aber nothwendig das Dasein gehöre. Aber Leibnitz zeigte, wie daraus, daß man voraussetze, Gott oder ein vollkommenstes Wesen sei möglich, noch gar nicht die Nothwendigkeit, daß ein solches wirklich existire, folge. Spinoza's großartig kalter Verstand suchte gleich die letzte Ursache aller Dinge und sieht sie allein in Gott, in dem Unendlichen, das alles Endliche umfassen muß; Gott ist die Substanz, welche allem Dasein zum Grunde liegt, und welche, als der tiefste Grund aller Dinge, in allen Dingen ist und bleibt, ohne welche kein Ding gedacht und begriffen werden kann. Diesen Gott

will er erkennen, im Lichte der Ewigkeit anblicken; aber indem er sich so in Gott versenkt, verschwindet ihm die Welt. „Es kann nur Ein Ding geben, behaupte ich, schreibt er, Nichts ist außer Gott, aber der Eine Gott umschließt alles nothwendige Sein; alle besonderen Dinge sind nur Affectionen dieses Seins, die sich zu Gott verhalten, wie der Tropfen zum Ocean, wie bei einer Pan-Flöte die verschiedenen Töne zu dem einen Luftzuge, der das gesammte Flötenspiel durchdringt." Gott ist die in allen natürlichen Dingen wirkende Ursache, und so, als die Natur zu betrachten; die Welt ist also die nothwendige Wirkung der göttlichen Natur. Gott muß ewig schaffen; in den einzelnen Wesen ist Nichts ewig, Nichts selbstständig. Nach dem flüchtigen Augenblick des Daseins kehren die Dinge, als die Modi, in die Substanz zurück, die Exemplare in die Gattung, die Geister in die Weltseele; sie leben nur, um zu sterben; sie fühlen, denken nur, um in das Ewige sich aufzulösen. Gott schafft nicht die Welt um eines Zweckes willen; Zweckursachen hielt schon Cartesius für Einbildungen des beschränkten Menschenverstandes, welche mit der Vollkommenheit Gottes nicht stimmten; denn, wenn Gott wirklich um eines Zweckes willen etwas thue, so müsse er nothwendig etwas verlangen, was er entbehre, wäre also nicht vollkommen. — Spinoza kam so, indem er von der Idee Gottes ausging, zum Pantheismus. Leibnitz ging von der Welt aus. Jedes Ding, sagt er, muß nothwendig seinen zureichenden Grund haben; da nun kein Ding durch sich selbst begründet ist, muß es einen Urheber aller Dinge geben, welcher nicht von einem Andern abhängt, sondern durch sich selbst begründet ist. Eine vollkommne Erkenntnis hält Leibnitz, wie Cartesius, gegenwärtig wenigstens, nicht möglich; noch müssen wir uns mit der Erfahrung begnügen; aber die ewigen Wahrheiten in uns werden durch Gründe der Vernunft beglaubigt. Ein zureichender Grund für das Dasein der zufälligen Dinge kann nach dieser nur in Gott sein, in einem vollkommenen Wesen; ebenso der Grund der Ordnung der Dinge in der Welt in der vom Schöpfer präſtabilirten (vorher festgesetzten)

Harmonie. Die Schöpfung ist ein Act der Freiheit Gottes; Gott selbst ist die Ur-Substanz, aus ihm gehen die einzelnen Geschöpfe alle durch Fulgurationen hervor. Die Substanz ist, nach Leibnitzens Auffassung, dem Raum nicht unterworfen, ohne alle Ausdehnung, sondern nur der Gedanke, der dem Körper eigenthümlich ist, die innere thätige Kraft, das Bewegende, Formbildende in den Körpern, das einzig Wahre, Reale, gegen das alles Andere nur Erscheinung ist. Jede einzelne Substanz müßte eigentlich, weil sie von Gott ausgeht, vollkommen sein; aber weil Gott, als das höchste Wesen, allein unbeschränkt ist, deshalb muß doch jede Substanz, die von Gott ausgegangen ist, unvollkommen sein, weil beschränkt. Alle diese einzelnen kleinen Substanzen würden nun einzeln, nebeneinander dastehen, wenn nicht jede einzelne, weil sie aus Gott ist, auch etwas Geistiges in sich hätte, ein Streben, sich mit andern verwandten Substanzen zu verbinden, und eine Kraft, dies zu vermögen. Die einzelnen Substanzen sind nicht Atome, kleine, nicht mehr theilbare Stücke eines todten Körpers, sondern Monaden, lebendige, geistige, für sich bestehende Einzelwesen. Dadurch, daß diese sich nun zu verbinden trachten, gewinnen die Substanzen Formen, Gestalten, und zwar die Form, welche ihnen von Gott durch die ihnen zum Grunde gelegte Idee bestimmt ist. Auf diese Weise gestaltet sich bei Leibnitz die Welt als ein lebendiges Ganzes, das von Gott ausgeht und Gottes Gedanken realisirt und zur Erscheinung bringt. Die Welt ist ein Spiegel Gottes. „Jeder Theil der Materie, schreibt Leibnitz, gleicht einem Garten voll Pflanzen, einem Teiche voll Fische; jeder Zweig an den Pflanzen, jedes Glied eines Thieres, jeder Tropfen der Flüssigkeit ist wiederum ein solcher Garten, ein solcher Teich. Und wenn gleich die Erde oder die Luft, die sich zwischen den Pflanzen des Gartens befindet, nicht selbst Pflanze, oder das Wasser zwischen den Fischen des Teiches nicht selbst Fisch ist, so enthalten sie doch Alles in einer uns unwahrnehmbaren Feinheit.“ „Die Körper, sagt Leibnitz an einer andern Stelle, sind in einem beständigen Fluß, wie die

Bäche unablässig wechseln ihre Theile, indem die einen kommen, die andern gehen; daher gibt es im strengen Sinne keine vollständig neue Geburt, noch einen vollständigen Tod, der in einer Trennung der Seele vom Körper bestehen würde. Die Monaden sind höherer und niedrigerer Art; die höchsten folgen nicht einem unbewußten Triebe, sondern haben Vernunft und Willen; sie bilden die Geister der Menschen, wie der Genien. Jede Seele folgt schon ihren eignen Gesetzen, handelt aber durch die ihr inwohnende Begierde nach dem Gesetze der Endursachen. Der Mensch unterscheidet sich von den Thieren durch die Kenntnis der nothwendigen und ewigen Wahrheiten, die er durch Vernunft und Wissenschaft erhält. Er erkennt Gott als ein freies Wesen, dessen Freiheit aus der Uebereinstimmung seines Willens mit seiner Vernunft besteht. Gott muß nach einer moralischen Nothwendigkeit, nach der er eine glückliche Welt wollen muß, aus vielen, der göttlichen Weisheit denkbaren, der göttlichen Kraft auch möglichen Welten, nur die beste und vollkommenste Welt wollen, und bestimmen, daß sie in die Wirklichkeit trete. Der Grund, daß uns Vieles als Uebel erscheint, liegt in der Unvollkommenheit der Dinge, dem Mangel an Kraft. Das Uebel ist für die Welt so nothwendig, wie der Schatten in einem Gemälde, die Dissonanz in der Musik. Das moralische, wie das physische, Uebel entsteht nur durch die scheinbare Abwesenheit des Guten. Aus dem Streben der bewußtvollen Monade in der Seele des Menschen nach Vollkommenheit entsteht die Moral, wie aus dem Streben nach der Vereinigung mit Gott die Religion. Das Streben beginnt mit einer dunkeln Vorstellung im Gefühl, mit einem Instincte; das Vollkommenste übt auf das Gemüth eine mächtige Anziehungskraft und erweckt die Sehnsucht, die Liebe, die das Vollkommne zu begreifen sucht; so sucht sie uns zu einer klareren, deutlicheren Erkenntnis zu führen. Die von Gott geoffenbarten Dogmen, die durch keine Kraft der Vernunft erklärt werden können, ließ Leibnitz stehen, ja, suchte sie zu vertheidigen, indem er das, was über die Vernunft geht, unterschied von dem,

was gegen die Vernunft ist. Darum erklärt er sich entschieden gegen Toland: „Will dieser schon alles dasjenige, was über unsere gegenwärtige Vernunft geht, sagte er, ein Mysterinm nennen, so wird er auch schon in der Natur auf unzählige Mysterien stoßen. Es gibt auch Wunder, die nicht blos über unsere Vernunft gehen, sondern auch über die Vernunft unserer Nachkommen, so lange Menschen an dies irdische Leben geknüpft sein werden. Aber es ist doch möglich, daß diese Wunder jetzt schon von einem höheren Wesen eingesehen und auch von uns einst verstanden werden, wenn wir in einen höheren Zustand übergehen werden.“ Christum stellt Leibnitz über Alle. „Er hat uns die Republik der Geister, die den Titel „Stadt Gottes“ mit Recht führt, erkennen, so wie die bewunderungswürdigen Gesetze, die in derselben gelten, vernehmen lassen. Diese Stadt Gottes, diese kosmopolitische Monarchie, ist eine moralische Welt in der natürlichen; sie ist unter den Werken Gottes das erhabenste und göttlichste; in ihr besteht in Wahrheit der Ruhm Gottes. Erst in der Beziehung zur Stadt Gottes offenbart sich uns seine Güte. Und wenn wir früher eine vollkommene Harmonie zwischen den beiden Naturreichen, dem der wirkenden Ursachen und dem der Endursachen, festgestellt haben, so müssen wir hier eine andere Harmonie zwischen dem physischen Reiche der Natur und dem moralischen der Gnade herrichten. Gott, der die Stelle eines Erfinders und Baumeisters der Maschinen und Werke der Natur einnimmt, der nimmt auch die Stelle ein eines Königs und Vaters der Substanzen, die Vernunft haben, der Seelen, deren Geist nach seinem Bilde geschaffen ist.“

Bei aller Hochachtung, die Leibnitz gegen die geoffenbarten Wahrheiten kund that, fehlte ihm doch das Verständnis des Evangeliums. Die Lehre von der Sünde und von der Erlösung fand in seinem Systeme keinen Platz; die prästabilirte Harmonie hebt die Freiheit der Menschen auf. Er konnte deshalb im Volke für einen Ungläubigen gelten. Dabei stand er, als Philosoph, zu hoch, als daß er von seinen Zeitgenossen verstanden wurde. Er hatte

freilich keine Gelegenheit gehabt, eine eigne Schule zu bilden. Er war kein Professor, sondern ein Staatsmann, führte nur gelegentlich seine Ansichten über einzelne Gegenstände aus. Deshalb hat er auch kein System hinterlassen. Der, welcher seine Lehren in ein formel-ausgebildetes System gebracht haben soll, Christian Wolff, wollte aber nicht einmal ein Schüler von Leibnitz sein. Leibnitz, der ihn als Mathematiker ehrte und ihm zur Professur in Halle verhalf, hat ihn auch nicht als Schüler anerkannt. Wolff hat die Leibnitz'sche Philosophie nicht in ihrer Tiefe ergründet; die Lehre von den Monaden, wie von der Einheit des Körpers und der Seele, von der durchgängigen innern Beseeltheit der Körper, von der Bedeutung der einzelnen Individualität für die Entwickelung des Ganzen, hatte Wolff nicht verstanden. So blieb er bei dem Dualismus des Cartesius, den er zuerst beim Philosophiren zum Führer genommen; die prästabilirte Harmonie galt ihm nicht zur Erklärung der Erscheinung der Welt, sondern nur als Bindemittel zwischen Körper und Seele*); was bei Leibnitz Selbstzweck war, wird bei Wolff Mittel, das Leben wird Maschine, der Nutzen für den einzelnen Menschen Endzweck, der Hauptgesichtspunkt für die göttlichen Absichten die, daß alle Theile der Weltmaschine zweckmäßig eingerichtet würden. Er nahm überhaupt nur das für wahr an, was er mit dem Verstande beweisen konnte und führte so die Verstandesaufklärung in Deutschland ein, die in der Folge die Herrschaft bekam. Es war natürlich, daß Wolffs Einfluß sich viel weiter ausdehnte, als der von Leibnitz. Er war viel leichter zu verstehen, gewann auch dadurch als Lehrer einen großen Wirkungskreis, daß er seinem Collegen Christian Thomasius folgte, und zuerst von allen Philosophen in deutscher Sprache seine Wissenschaft vortrug; durch Witze und Anecdoten wußte er dabei die Zuhörer aufmerksam zu erhalten. Er war aber ein scharfer Denker, wenn auch kein Genie; er suchte Alles auf mathe-

*) Gedanken von Gott und der Welt § 765 und 1050.

matische Weise zu beweisen. Im Jahr 1712 fing er an in deutscher Sprache Schriften herauszugeben: „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes", „Von Gott und der Welt", „Von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung der Glückseligkeit" u. a. m. Das war etwas Neues. Dabei schrieb er vortrefflich; auch die schwierigsten philosophischen Begriffe fanden ihren guten Ausdruck. Sein Ruf und sein Ruhm verbreiteten sich immer weiter. Es konnte nicht anders geschehn, als daß hierdurch die Eifersucht einiger seiner Collegen geweckt wurde. Da nun durch die Deutlichkeit seiner Darstellungsweise auch das Gefährliche seiner neuen Philosophie bald hervortrat; er selbst auch nicht immer vorsichtig genug gegen die herrschende Dogmatik sich ausdrücken mochte, so entstanden bald Reibungen mit den theologischen Professoren in Halle. Wolff behauptete zwar, er habe allezeit gewünscht, daß man die Theologie und die Philosophie nicht mit einander vermengen möchte, unerachtet er der Meinung sei, daß, wenn man in beiden die Wahrheit treffe, keine der andern entgegen sein könne.*) Er sagte, die Philosophie handle nur von Gott, in so weit man ihn aus Gründen der Vernunft erkenne, und so dürfe man sich nicht befremden lassen, wenn man in Gottes Wort ein Mehreres finde, denn Gottes Wort müsse uns mehr Erkenntnis gewähren, sonst wäre es nicht nöthig gewesen, daß sich Gott den Menschen geoffenbart hätte. Aber er lies doch nicht, wie Leibnitz, das Uebernatürliche, Ueberverünftige, so unbesehen gelten; er stellte gewisse Kriterien auf, unter welchen allein eine übernatürliche Offenbarung, eine Inspiration gelten dürfe. Er kann nicht als Offenbarung ansehen, was Gottes Vollkommenheiten zuwider ist, was mit Gottes Eigenschaften streitet; da ferner der göttliche Verstand die Quelle aller Wahrheiten ist, derselbige aber wegen seiner Vollkommenheit nichts Widersprechendes hervorbringen kann, so kann auch das, was Gott geoffenbart haben soll, den

*) Anmerkungen über die vernünftigen Gedanken von Gott S. 571.

Wahrheiten der Vernunft, wie andern geoffenbarten Wahrheiten nicht zuwider sein; endlich kann Nichts geoffenbart sein, was den Menschen zu solchem Thun und Lassen verbinden könnte, welches den Gesetzen der Natur zuwider läuft oder mit dem Wesen der Seele streitet.*) Bei solchen Auseinandersetzungen schonte Wolff zugleich die Theologen selbst nicht, die anders lehrten; er sagte z. B.: „Daß man in der Theologie habe erklären wollen, wie die Dinge zugehen, da das Wort Gottes doch nur sage, daß etwas geschehe, und daß deshalb ein jeder seine Philosophie in die Theologie hineintrage, und, die keine Philosophen gewesen, oder von der Weltweisheit nichts gelernt, wohl öfters die Glosse aus der Bauern-Philosophie für eine Auslegung der Schrift ausgegeben!**) Dadurch reizte er die Theologen noch mehr. Als er nun am 12. Juli 1721 bei der Uebergabe des Prorectorates an den theologischen Professor Joachim Lange öffentlich eine Rede hielt, in der er die Sittenlehre des Confutse hoch erhob, „die sich leicht auf Wolffs eigne Moral zurückführen lasse, und die als Beweis diene, daß die Vernunft die sittlichen Wahrheiten mit der eignen Kraft und ohne Beihülfe der Offenbarung finden könne," da brach der Streit öffentlich hervor. Wolff lies sich in seinem Hochmuth und seiner Siegesgewißheit zu übereilten Schritten verleiten, verlangte selbst, daß ein Privat-Docent, Daniel Strähler, der eine „Prüfung der vernünftigen Gedanken des Herrn Hoffrath Wolff" herauszugeben gewagt hatte, gefangen gesetzt und ausgewiesen werde. Doch als die Sache immer mehr Lärm und Aufsehn machte, ehe noch eine Entscheidung auf der Universität erfolgt war, erschien plötzlich, am 13. November 1723, eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I., durch die Wolff seines Amtes entsetzt, ja, durch die ihm unter Androhung des Stranges befohlen wurde, binnen 48 Stunden Halle und die preußischen Staaten zu verlassen. Die halleschen Theologen selbst erschraken

*) Vernünftige Gedanken von Gott § 1010 ff.
**) A. a. O. S. 571.

über eine solche Cabinets-Justiz, und freilich hätte für das Christenthum kaum etwas Verderbenbringenderes geschehen können. Wolff erschien wie ein Märtyrer für die Wahrheit; er erhielt sogleich einen und den andern Ruf von auswärtigen Universitäten; die Academien von London und Paris ernannten ihn zum Ehrenmitgliede; in Schweden und Petersburg wurde ihm eine Stelle angeboten; seine Werke wurden, was damals unerhört war, in alle gebildeten Sprachen übersetzt. Wolff ging nach Marburg und brachte die Universität in eine Blüthe, die sie sonst nie gehabt.

Drittes Capitel.

Reimarus beginnt seine Vorlesungen in Wittenberg; wird Rector in Wismar; Professor am Gymnasium in Hamburg.

Gerade in der Zeit, da der Streit über Wolff's Philosophie in Halle am lebhaftesten entbrannt war, im Jahre 1722, sollte Reimarus in Wittenberg als philosophischer Docent auftreten. Er hatte von Buddeus, dessen Schüler er auch in der Philosophie gewesen war, ohne daß er sich dessen bewußt war, die Grundrichtung für sein philosophisches Denken erhalten. Dieser war, wie die meisten seiner Zeitgenossen, ein Skeptiker, der des Cartesius Lehre, daß das Wesen des Geistes im Denken bestehe, verwarf, deshalb auch seinen Beweis für das Dasein Gottes. Er hielt den alten teleologischen Beweis, aus der zweckmäßigen Einrichtung der Welt, für hinreichend. Gegen Leibnitz schrieb Buddeus, weil er nicht mit einem Manne übereinstimmen könne, „der den Ursprung des Bösen in die ewige Wahrheit selbst setze, die im göttlichen Verstande, unabhängig vom Willen, existire, so daß, wenn das geringste Böse nicht geschehe, nach seiner Ansicht, die Welt nicht die beste sein würde.“ Für die Moral galt ihm als das Ziel, nach welchem die Menschen zu streben hätten, die Glückseligkeit. Reimarus arbeitete nach Buddeus Anleitung seine ersten Vorlesungen aus. Aber die neuesten philosophischen Bewegungen konnten ihn nicht unberührt lassen. Da er Spinoza nicht fassen konnte, so machte Wolff mit seiner Klarheit einen desto tieferen

Eindruck auf ihn. „Was macht der Mann für ein Blendwerk, schrieb er noch später von Spinoza, mit seinem mathematischen Beweise! Sein wahrer Schlußsatz ist, daß Alles, was ist, in Gott ist, und Nichts außer Gott sein oder gedacht werden kann; das heißt so viel, als: die Welt ist die einzige Substanz, welche ich (Spinoza) Gott nenne, und außer derselbigen ist Nichts. Wenn man nun seinen wahren Schlußsatz nach seiner Erklärung versteht, daß sie durch sich selbst begriffen werde, und daß kein anderer Begriff nöthig sei, um sich eine Erklärung von der Welt zu machen, so sehe man nur die wirkliche Welt nach der Erfahrung an, ob sich das bei ihr in der That und Wahrheit finde, was er geschlossen hat. Da zeigt sich offenbar, daß der Mann in seinem Gehirn eine ganz andere Welt erbauet, als wirklich ist, und daß er aus seinen willkürlich zusammengesetzten Begriffen der Welt etwas andichtet, was sich in ihr anders verhält. Der Begriff der körperlichen Welt, die an sich leblos, aber doch so beschaffen ist, daß auf allen Kugeln Lebendige wohnen, der ist es, welcher der Erfahrung und dem Augenschein gemäs ächt und wahr ist. Und dieser Begriff hat allerdings eines andern Begriffes nöthig, um zu verstehen, theils, daß lebendige Thiere darin entstanden sind, theils, daß die übrige leblose Welt mit der Lebendigen Aufenthalt und Wohl übereinstimmt. — Wenn also der Begriff eines andern Wesens außer der Welt nöthig ist, um zu begreifen, daß die leblose Welt lebendige Thiere habe, und daß sie mit dem Nutzen dieser Thiere übereinstimme, so ist die Welt nicht das selbstständige Wesen oder, nach der Sprache des Spinoza, die einzige Substanz, nicht Gott! So fällt auch des Spinoza fatale und unbedingte Nothwendigkeit weg, welche er der Welt, ihrer Natur und ihren Begebenheiten beimißt." *) „Der große Geist des Wolff aber vertrieb mit seiner mathematischen Beweismethode so manchen Dunst der Meinungen, setzte so manche Wahrheit fest," **) daß Reimarus sich nicht

---

*) Von den vornehmsten Wahrheiten S. 203.

**) Vernunftlehre § 338.

gleich darin finden konnte. Er gerieth in Zwiespalt mit sich selbst, besonders da er sah, wie Buddeus zu den Gegnern von Wolff hinübergetrieben wurde, und verlies wohl deshalb, da es ihm nicht an Zuhörern für seine verschiedenen Collegia fehlte, bald die Universität, als er vom Bürgermeister und Rath der Stadt Wismar am 26. April 1723 den Ruf bekam, die erledigte Stelle eines Rector ihrer Stadtschule einzunehmen.

Wie sehr ihn damals die Wolffische Philosophie beschäftigte, gibt sich in den Schriften zu erkennen, die Reimarus in Wismar in Druck gab. Da finden wir ein Programm über den Gebrauch der Philosophie beim Unterricht; dann setzte er auseinander, wie es nicht leicht sei, auf mathematische Weise zur Gewißheit zu kommen; schrieb dann wieder über die Natur des Unendlichen in der Mathematik; auch schon über den Instinct der Thiere, als Beweis für das Dasein und die Weisheit Gottes. Ja, es gab sich seine philosophische Denkungsart schon in den Reden kund, mit denen er in Wismar zuerst auftrat. Bei der Uebernahme seines Amtes, am 6. Juli 1723, nahm er zum Thema, „daß alle Menschen gleich glücklich seien". Er setzte auseinander, daß er damit nicht die ewige Glückseligkeit meine, die der Gute vor dem Bösen voraus haben würde. Das Glück, von dem ich rede, fährt er fort, ist auch nicht mit dem Besitz der Güter, die das Glück gewähren, zu verwechseln; das Glück besteht in dem Genuß, dem angenehmen Geschmack dieser Güter. Dies Vergnügen an den Gütern hängt keineswegs von der Menge der einzelnen Güter ab, die wir haben. Es hat auch der Arme seine Freude; wer wenig Güter hat, bedarf weniger, um sich Freude zu verschaffen. Leiden haben die Bedürftigen scheinbar zwar mehr; aber fehlen diese dem Reichen? Die Gewohnheit nimmt dem Leid das Schmerzliche, wie der Arbeit das Mühselige, und durch das Leid, wie durch die Mühe, gewinnt wieder die Freude und die Lust an dem Zustande, in dem man von Leid und Arbeit frei ist. „Als ich vor drei Jahren nach Leyden kam, hatte ich den heißen Wunsch, alte Handschriften abzuschreiben und herauszugeben. Mit vieler Mühe hatte ich mir den

Weg geöffnet, die Erlaubnis von den Curatoren der Universität erhalten, da bekam ich plötzlich das Fieber und mußte vier Monate das Bett hüten. Aber da lernte ich recht, als ich besser wurde, mich freuen, gesund zu sein. So hat jedes Leid seine Freude. Das sage ich heute, da ich dies Amt antreten soll, um die Jugend zu dem wahren, dauernden Glück zu führen. Indem ich vom akademischen Lehrstuhl herab in den Schulstaub steige, um statt der anziehenden höchsten Studien grammatische Lappalien zu treiben, werde ich selbst mich bemühen, das Angenehme meiner neuen Stellung hervorzusuchen, je bitterer und mühsamer mir diese Arbeiten vorkommen werden. Und da ich in eine Schule trete, die durch die unglücklichen Ereignisse des Staates den früheren Ruhm verloren zu haben mit Schmerzen empfindet, so soll das, wie ich hoffe, meine Freude sein, daß ich sehe, wie die Schule sich hebt zu Schwedens Ehre!

Die Vorsteher der Schule scheinen auch in der That ihm in seinem Bestreben behülflich gewesen zu sein. Schon am 16. August konnte er einen neuen Conrector und einen neuen Subrector einführen. Die Rede, mit der Reimarus das that, war wieder überraschend und bezeichnend für seinen Standpunkt. Sein Thema war „der Genius des Socrates“. „Wenn ich von Socrates zu reden beginne,“ sagte er, „so thue ich das deshalb, weil Socrates der Erste gewesen ist, der die Philosophie von der Erforschung der verborgenen Dinge, welche die Natur selbst mit einer Hülle umgeben hat, zurückgeführt hat in das gewöhnliche Leben. Diese Philosophie kann der Unterweisung der Jugend nicht fremd sein, da sie sich zur Aufgabe stellt, zur wahren Weisheit und Tugend zu leiten. Socrates sagt nun, daß er einen Genius oder Dämon gehabt habe, der, gleichsam wie ein Bote der Gottheit, ihm vorhergesagt, was ihm und den Seinen begegnen werde, der ihn abgeschreckt habe, wenn irgend etwas ihm Gefahr bringen konnte. Diejenigen, welche gleich bei der Hand sind, zur Erklärung natürlicher Dinge, einen guten Engel oder sogenannte Teufel zu Hülfe zu nehmen, scheinen freilich oft nur ein Asyl für ihre Unwissenheit zu suchen, nicht eine Erklärung der Sache.

Bei Socrates kann solcher Gedanke nicht angenommen werden. Warum trieb sein Genius, wenn er ein guter Engel gewesen wäre, ihn niemals zum Guten an, sondern schreckte ihn nur ab vom Bösen? Warum lies er ihn doch ins Gefängnis kommen und an Gift sterben? Warum hat er ihn nicht von der Verehrung der Götzen und vom Bilderdienst zurückgerufen und zu der wahren, heilbringenden Religion geführt? Aber auch, daß es ein böser Engel gewesen ist, kann man nicht sagen, wenn man die Rechtschaffenheit des Lebens bei Socrates ins Auge faßt, wenn man jene göttliche Philosophie erwägt, die er durch sein Leben bewahrheitet hat. Mit einem größeren Schein des Rechtes erklärt man den Dämon des Socrates für seinen eignen Scharfsinn. Viele Thatsachen lassen sich aus diesem erklären; aber doch nicht alle. Da sagen Andere schlau, Socrates habe nur betrüglicher Weise sich so ausgedrückt, als ob er es von Gott vernommen, um Andere zu täuschen. Aber wo bleibt dann seine Geradheit und Aufrichtigkeit? Das führt uns auf diejenigen, welche Alles, was von Wahrsagungen des Socrates geredet wird, für Fabel halten. Doch das heißt den Knoten zerhauen. Es ist gar leicht, durch Leugnen und Entstellen wunderbare Dinge als einfache darzustellen; aber ich bin der Ansicht, daß die, welche solches thun, selbst keinen Glauben verdienen. Nein, meine Meinung ist, daß hier, wie oft, die einfachste Weise der Erklärung auf der Hand liegt, wo eine künstliche gesucht wird. Die Jünger hielten die Stimme des Genius für die geheime Stimme eines Wächters, den Socrates hatte; wenigstens nahm Plato solche schützende Wächter an, durch den, wie Viele meinen, diese Vorstellung zu den ersten Christen gekommen ist; Socrates selbst aber glaubte an eine natürliche Kraft des Weissagens. Es war, wie ich dafür halte, ein gewisses Ahnungsvermögen seines Geistes, das aus verschiedenen Vorzeichen die Zukunft ersah. Wie wir noch jetzt wol sagen: „„Mein Geist verkündigt mir Unheil““, „„Ich weiß nicht, welcher Geist mich Böses ahnen läßt““. Man berücksichtige doch, daß Socrates viel mehr den Ruhm von Tugend und Rechtschaffenheit, als von Scharfsinn und Gelehrsamkeit

gehabt hat; daß sein Wissen mehr ein Wissen von moralischen Wahrheiten gewesen ist; ja, daß er logische und physikalische Untersuchungen vernachlässigt hat. Welch Wunder, daß ein Mensch, der die natürlichen Ursachen der Dinge nicht genugsam kennt, eine Sache, deren Grund er nicht begreift, für göttlich hält. Dazu bedenke man, wie es den Menschen so schwer fällt, sich von den Vorstellungen der Umgebung frei zu machen. Man führt nun zwar bei Socrates als Gegenbeweis die Erfüllung seiner Vorhersagungen an; aber doch ist ja nicht Alles eingetroffen, was er vorausgesagt. Geschah dies etwa zufällig, so erhoben die Jünger dies als ein Wunder. Gelangten nicht auf dieselbe Weise in unserer Zeit Nostradamus und Poniatovia zu dem Ruhme von Propheten? (Nostradamus hatte seinen Ruf bekommen, als der französische König Heinrich II. an einer Wunde, die er in einem Turnier erhalten, gestorben war, dem er schon früher in einem Gedichte „Centuriae propheticae" vorhergesagt, daß Aehnliches geschehen würde; Christina Poniatovia war ein böhmisches Mädchen, dessen im Stande der Entzückung 1627 bis 1629 gemachte Aussprüche Amos Comenius sammelte und bekannt machte.)" — Reimarus stellte am Schluß seiner Rede Socrates den neuen Lehrern als Beispiel vor; warnte sie aber, diesem nachzufolgen in der Verachtung der Natur- und der mathematischen Wissenschaften; ermahnte sie, alle abergläubischen Vorstellungen, albernen Ahnungen und Weissagungen aus den Herzen der Kinder zu bannen, dagegen in denselben Alles, was der gesunden Vernunft und der göttlichen Weissagung gemäß sei, fest zu gründen und fruchtbar zu machen.

Wie Reimarus schon in dieser Rede angedeutet hatte, nahm er, was bis dahin in gelehrten Schulen nicht geschah,*) den Unterricht in der Mathematik und Naturlehre, der durch Leibnitz und Wolff eine neue Bedeutung gewonnen, in den Schulplan auf.

Die Schule in Wismar hob sich ersichtlich, die Zahl Primaner

*) J. A. H. Reimarus Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt, S. 6.

verdoppelte sich; Reimarus konnte sich aber, trotz seines Vorsatzes, im Schulstaube nicht glücklich fühlen. Die strenge Seeluft, die ihm katarrhalische Beschwerden verursachte, verleidete ihm den Aufenthalt noch mehr. Nach zwei Jahren, 1725, eröffnete sich ihm eine Aussicht, als Professor ans Gymnasium in Hamburg zu kommen. Wirklich hatte er bei der Bildung des Aufsatzes zur Wahl die meisten Stimmen; allein in der Stunde der Entscheidung am 3. Mai, wurde der Bruder seines früheren Lehrers, Johann Christian Wolf, gewählt. Johann Christoph Wolf war schon 1719 Pastor zu St. Catharinen geworden; Reimarus, der ihm damals durch eine lateinische Schrift seinen Glückwunsch gebracht, stand ihm auch jetzt noch nahe; er wandte sich deshalb an ihn mit der Bitte, nun, da sein Bruder befördert sei, seiner zu gedenken und ihm zu helfen, von Wismar fortzukommen; und nicht umsonst. Schon zwei Jahre später starb Georg Eliezer Edzardi, der Wolf's Nachfolger am Gymnasium geworden war; Reimarus wandte sich gleich wieder an Wolf, bat ihn um seine Hülfe, versprach ihm, seinem Rathe, wie früher, in Allem zu folgen, fragte ihn, ob er es wohl passend finden würde, daß er in seinem Meldungsschreiben erwähne, wie er einst unter Wolf's Leitung den Commentar des Abarbanel zum Maleachi übersetzt habe. Wolf rieth ihm dieses wohl ab; denn Reimarus bezog sich in dem Schreiben, das er an den Senior Seelmann richtete, nur auf die vier Dissertationen **de differentiis vocum Hebraicarum**, die er herausgegeben, und die Vorlesungen in Hebraicis und Chaldaicis, die er in Wittenberg gehalten. Wolf wandte aber seinen Einfluß an, Reimarus zu der Stelle zu verhelfen, und am 6. November 1727 wurde dieser Professor der orientalischen Sprachen.

Viertes Capitel.

Reimarus' häusliches Leben; Verhältnis zu Fabricius und Brockes.

Am 3. Juni 1728 trat Reimarus zugleich mit dem zum Professor der Mathematik erwählten Christoph Heinrich Dornemann sein neues Amt an. Er hielt eine Rede über das Studium des Griechischen und der humanistischen Wissenschaften bei den Hebräern. Das Studium der orientalischen Sprachen war bei ihm in den letzten Jahren zurückgetreten; er mußte sich erst wieder in dasselbe hineinarbeiten. Allein es war ja auch nicht die Liebe zu diesen Sprachen, die ihn nach Hamburg gezogen hatte; es war vielmehr die Liebe zur Vaterstadt mit ihrem großartigen Verkehr, mit dem Kreise der Gebildeten und Gelehrten, in dem er sich gerne gesehen wußte, und in dem er viele Anregung und Förderung in geistiger Hinsicht gefunden; es war — vielleicht auch das Verlangen, mit Fabricius, den er als Lehrer liebte und verehrte, in ein noch näheres, als amtliches Verhältniß zu treten.

Fabricius hatte eine Tochter, die Reimarus sehr lieb gewonnen; sie hatte die Namen Johanna Friederike von Johann Friedrich Mayer bekommen, dem der Vater, wie wir gehört, sein ganzes Glück in Hamburg verdankte. Mayer hatte zwar durch sein Auftreten die ganze Stadt in Unruhe gesetzt, und, nachdem er die bekannte Klingelbeutel-Predigt im Jahre 1701 gehalten und Hamburg verlassen, auch noch von Greifswald aus, wo

er als Professor, Pastor, Ober-Consistorial-Rath und General-superintendent von Pommern volle Arbeit hatte, zum Scheine gesucht, sein Pastorat in Hamburg zu behalten, und durch sein zweideutiges Benehmen viel Aergernis und Aufruhr hervorgerufen; aber gegen Fabricius hatte er bis an seinen Tod die alte Liebe bewahrt, und war mit ihm, den er nicht anders als „seinen herzliebsten Sohn“ nannte, in einem innigen, freundschaftlichen, wie wissenschaftlichen Briefwechsel geblieben. Als nun Fabricius, der am 22. April 1700 die einzige Tochter des Rector Schulz zur Frau genommen, an Mayer die Anzeige gemacht, daß er am 25. Mai 1705 Vater geworden, da antwortete ihm Mayer auf der Stelle: „Gleich, da ich meine Disputation über meinen bekannten gewöhnlichen Pathen-Wunsch und Segen aus 1. Thess. 5, 23 in die Druckerei schicken will, empfange ich mit der allergrößten Freude und Vergnügen, indem ich den Diener in der Jungfer Bebelin Stube abfertige, Dero ganz höchst erwünschten, herrlichen Brief, darüber die Jungfer Bebelin so lachte und der allerwerthesten Frau Liebsten und dem lieben Töchterchen so viel tausend Segen mit lautem Geschrei wünschte, daß Eiterhagen und Schmor in ihrer süßen Ruhe gestört, bald über Hals und Kopf aus dem Bette gekommen wären. Nun, der Name des Herrn sei gebenedeiet! Der sei und bleibe der werthen Groß-Eltern, liebsten Eltern und allerliebsten Tochter gnädiger lieber Vater. Mehr kann und will ich nicht wünschen und den Text meiner Dissertation zum Pathen-Andenken einbinden. Denn ich lasse mich von der Gevatterschaft durchaus nicht abbringen. Ich bin und bleibe Gevatter vermöge der einmal getroffenen Abrede. — Aber eine Tochter! eine Tochter! Herr Dr. Fabricius, denket er an unsere ehemalige Religion? Ich sendete allsobald zu meinem lieben Herrn Professor Palthenio, lies ihm die **bona nova** verkündigen; aber der böse Mensch lies mich des Schreibens an ihn erinnern, da sein erstes Kind auch eine Tochter war, und er sich schämte, mir solches zu notificiren, wie Sich mein liebster Herr Sohn geschämt hat, mich

zu Gevatter zu bitten. Allein es bleibt dabei, ich bin Gevatter! Und wie wäre es denn, wenn ich meine allerliebste Frau Gevatterin in den Wochen besuchte? Ich weiß, der unvergleichliche Herr Vater würde mir doch ein größer Gläschen, als auf der Hochzeit, lassen vorsetzen, um der Ehre willen, daß er Großpapa nun heißet: Ich muß wegen meiner heiligen Festarbeit nun schließen, wünsche ein gesegnetes, herrliches Fest und nochmalige Erfüllung meines obigen Wunsches und herzlichen Bitte vor Gott, verbleibe von ganzem Herzen

meines liebsten Herrn Gevatters und allerwerthesten Herrn Sohnes
ganz eigner treuer Diener
Joh. Friedrich Mayer Dr."

Dieser Brief, der erst den 30. Juni geschrieben war, kam freilich zur Erfüllung des darin ausgesprochenen Wunsches viel zu spät. Die Tochter hies längst Catharina Dorothea; allein als nun am 5. Juli 1707 Fabricius wieder eine Tochter erhielt, und nun Mayer zum Gevatter gebeten, schrieb dieser wieder: „Ich kann die Freude nicht beschreiben, so ich bei meiner Rückkunft (von einer Visitations-Reise nach Rügen) empfunden über die glückliche Entbindung Dero Herzliebsten und das Zeichen meines herzliebsten Sohnes aufrichtiger, beständiger Liebe durch Erwählung zu einem Tauf-Pathen und Benennung der liebsten Tochter mit dem Namen Johanna Friederike. Gott weiß es, Dem ich nicht lügen kann, daß ich eine recht herzinnigliche Freude und ein solch gründliches Vergnügen darob gehabt, daß die Feder viel zu wenig sei, es auszudrücken. Nun, Gott segne mit allem Segen Leibes und der Seele das allerliebste Kind, die hochwerthesten Eltern und Großeltern mit der Gnade Jesu Christi!"

Diese Tochter stand also im 21sten Jahre, als Reimarus nach Hamburg zurückkehrte; sie müssen sich bald verlobt haben, wenn sie nicht schon vorher mit Reimarus einig war; denn zum Hochzeitstage wurde schon in demselben Jahr des Vaters Geburtstag, der 11. November, gewählt, an dem fünf Jahre früher die ältere

Schwester dem Doctor juris Joachim Diedrich Evers, der 1736 auch Professor am Gymnasium wurde, die Hand zum ehelichen Bunde gegeben. Der Vater war herzlich froh und sprach seine Freude aus in einem Gedichte *), dessen gutmüthiger Humor schon aus den Worten hervorgeht:

„...... ein Hund, der niemals billt,
Und eine fromme Frau, die nicht bisweilen schilt,
Sind beide nicht viel werth!"

Der 11. November wurde dem alten Fabricius, der nie ohne dankbare Rührung den Tag begehen konnte, noch theurer, als im Jahre darauf dem jungen Paare ein Sohn geboren wurde. Dieser erhielt nach seinem Großvater die Namen Johann Albert Heinrich und war der einzige Sohn, der unserm Reimarus erhalten blieb, während zwei Söhne, die nach diesem geboren wurden, früh starben. Von vier Töchtern starben zwei auch schon im ersten Jahre ihres Lebens.

„Meine Eltern, erzählte der Sohn, der spätere berühmte Arzt und Professor der Naturgeschichte am Gymnasium, in seiner Autobiographie, führten nach alter Sitte ein stilles, einfaches, häusliches Leben. An Gastmälern, Schauspielen und dergleichen Zerstreuungen ward nicht gedacht; Besuche gab es wenige, und fast nur unter Verwandten. Unser Vergnügen zur Abwechselung war ein Garten, da mein Vater ein Liebhaber von Blumen war. Dieser um mich sehr verdiente Vater war übrigens, wie Alle, die ihn gekannt haben, wissen, ein Mann von aufrichtiger Rechtschaffenheit und Gottesfurcht, seines steten Fleißes im Studium nicht zu erwähnen. Meine Mutter war ein Beispiel von Frömmigkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit."

Wir müssen uns aber nach dieser Darstellung des Sohnes, der in späteren Jahren in den Sievekingschen Kreisen, nach der

---

*) Es ist abgedruckt in der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte Th. 4 S. 485 ff.

französischen Revolution, ein ganz anderes Leben kennen gelernt hatte, das Leben in dem Hause von Hermann Samuel nicht gar zu eintönig denken. Er hatte zwar eine sehr bescheidene Wohnung, eins der kleinen Häuser bei der „Stavenpforte“, die Thomas Koppe bald nach der Reformation zur Wohnung für die Wittwen und emeritirten Prediger zu St. Nicolai geschenkt hatte. Die Straße war sehr eng, hatte an der einen Seite einen übelduftenden Canal und bot darüber hin nur die Aussicht auf die Speicher der großen Johannisstraße. Allein das Haus lag in der Nähe der Schulgebäude sehr bequem. Die Einnahme als Professor blieb freilich auch nach der Erhöhung des Gehaltes im Jahre 1745 nicht bedeutend; Reimarus hatte aber ein kleines Vermögen durch seine Mutter und seine Schwiegereltern. Er war kein finsterer Stubengelehrter, sondern liebte die Geselligkeit, war heiter und gesprächig im Umgange. Er hatte eine rührende Anhänglichkeit an seiner Familie, auch an den entfernten Gliedern derselben, die er nie gesehen, unterstützte sie, führte eine große Correspondenz mit ihnen, ordnete ihre Verhältnisse und unternahm zu diesem Endzweck mehrmals Reisen. Unter den Freunden, mit denen er umging, tritt uns besonders Brockes entgegen. Dieser war zwar 14 Jahre älter, als Reimarus (er war den 24. September 1780 geboren), aber hatte schon ein Interesse für ihn, als den Sohn seines alten Lehrers. Er hatte jura studirt, war ein Schüler des berühmten Christian Thomasius gewesen, hatte darauf weite Reisen gemacht und sich eine elegante Bildung erworben, und war in seine Vaterstadt zurückgekehrt, nicht um, wie sonst die Juristen, sich auf die Advocatur zu legen, sondern die schönen Künste zu fördern. Sein Freund, Lt. Feind, hatte sich schon den Ruf eines der vornehmsten Poeten erworben; Brockes suchte mit ihm zu wetteifern. Es war die Zeit, da die Oratorien Mode wurden; Brockes dichtete Verse, um der Musik zum Grunde gelegt zu werden. Der bekannte Matheson, der Secretär der englischen Gesandtschaft, der am meisten die Musik in Hamburg beförderte, componirte 1712

ein Passions-Oratorium, das Brockes gedichtet; Brockes' Ruhm stieg. Er fand eine reiche Frau, stiftete die teutschübende Gesellschaft, in die Richey trat, in welcher Fabricius das Protocoll übernahm. Er hatte sich von den Fesseln der falschpoetischen Kunst, die durch Lohenstein die Herrschaft gewonnen, losgemacht. Sein natürliches Gefühl lies ihn Gegenstände besingen, die ihm vor Augen traten, z. B. den Lindenbaum, der in der düstern Grünstraße (Gröningerstraße) vor seinem Hause stand:

„Pracht der kühlen Grünenstraße
Bist du, schattenreiche Linde!
Woran ich noch mehr Vergnügen,
Als du Blätter trägest, finde!"

Das gefiel! — Er hörte gerade eine Frühlings-Cantate, die er recht aus dem Herzen gesungen, im Hause eines Freundes aufführen, als die Nachricht ihn überraschte, es war am 17. August 1720, daß er in den Senat gewählt sei. Gerade in demselben Jahr, er hatte schon das 40ste seines Lebens erreicht, gab er den ersten Theil von seinem größten Werke „Irdisches Vergnügen in Gott" heraus. Er mußte mehr Theile hinzufügen; seine Freunde liebten Gedichte dieser Art zu sehr. Im Neujahrsliede 1729 sang er:

„Hat nicht in diesem Jahr Fabricius,
Den Ost und West bewundern muß,
Dem „irdischen" ein' „himmlisches Vergnügen"
Noch beigefügt? Um nicht dadurch allein,
Indem er mir es zuschrieb, zu erweisen,
Wie einig er in diesem Punkt mit mir,
Und daß es nöthig sei, allhier
Den Schöpfer im Geschöpf zu preisen?"

Schon hatte er mehrere Gesandtschaften an den kaiserlichen, wie an andere Höfe übernommen gehabt, als Reimarus nach Hamburg kam, aber er erneuerte gerne die Bekanntschaft mit dem Jugendbekannten, der eine bedeutende Zukunft vor sich zu haben schien.

Bei Reimarus fand er denselben Sinn für die Natur. In einem Gedichte auf die „Glockenblume" sagt er später:

„Reimarus, eine wahre Zier,
Wie des Gymnasiums, als unsrer ganzen Stadt,
Nachdem er dies Gedicht gelesen hat
Und sich daran ergötzet, sandte mir
Aus seinem schönen Blumengarten
Von dieser schönen Blum' noch unterschied'ne Arten."

Reimarus zog nicht nur in seinem Garten Blumen, er beschäftigte sich überhaupt gern mit der Betrachtung der Pflanzen, wie mit der genauen Beobachtung der Thiere und anderer Naturgegenstände. In seinen Briefen ist gar oft die Rede von Ranunkeln und Tulipanen, wie von allen Arten zahmer und wilder Thiere, namentlich in seiner Correspondenz mit einem lieben Verwandten in Lübeck, dem reichen Kaufmann P. H. Tesdorpf. Dieser war früher selbst längere Zeit über See gewesen, und lies sich aus fremden Welttheilen lebende und ausgestopfte Thiere kommen, die damals in Europa weniger bekannt waren, und theilte unserm Reimarus seine Bemerkungen über dieselben mit. Reimarus hatte seine Freude daran, die wundervolle Weisheit Gottes in den Einrichtungen auch der kleinsten Geschöpfe zu entdecken, und traf darin mit Brockes wieder zusammen. Denn dieser ward immer mehr von dem Gedanken durchdrungen:

„Gott in seinen Werken finden, ist die wahre Seelenruh'."

Und gerade die Wärme des Gefühls, mit der er diese Gedanken zu verbreiten suchte, gab seinen oft so trivialen Versen die Anziehungskraft, daß er für einen Dichter gelten konnte. Er fühlte sich gedrungen, Gott in seiner Offenbarung zu preisen; denn

„In Schulen treibt mans nicht,
Und ist es gar dahin gebracht,
Daß fast kein Geistlicher des Schöpfers Wundermacht
In seinen Predigten erhöhe."

Als er „Gottholds zufällige Andachten von Scriver" „von

ungefähr gelesen, bewundert er, daß es ein Geistlicher gewesen, der dieses schrieb." — Drum auch forderte er alle Dichter auf, mit ihm zu wetteifern, Gott in der Natur zu preisen, z. B.:

„Auf, heller Kirchenstern, gepriesener Neumeister,
Erheitre Deinen Sinn, beflügle Deine Geister,
Laß auch vom Schöpfer einst Dein Saitenspiel erklingen;
Bei dem Erlösungswerk die Schöpfung zu besingen,
Kann wohl beisammen stehn, und stimmt gut überein.
Wenn wir von Deinem Geist dergleichen Lieder lesen,
So wirst Du, wie Du stets gewesen,
Ein großer so, als neuer Meister sein!"

Als Brockes 1735 die Amtmannschaft in Ritzebüttel übernommen hatte, fühlte er sich sehr glücklich, gleichsam als ein kleiner Fürst in diesem von der Stadt entfernten Theile des Gebietes, am Ausflusse der Elbe, einige Jahre zuzubringen. Er fand dort so wenig, wie in der Stadt selbst, ein Aerntefest; da dankte er Gott, „daß Er das Glück ihm zugewandt, ein ganzes Land, so Gottes Wunder ohn' Bedacht bisher angesehen, dahin zu bringen, Gott zu preisen."*) Gleich im ersten Herbst ordnete er ein Aerntefest an; in der Kirche zu Groden, bei der Ritzebüttel eingepfarrt war, lies er eine Cantate, die er gedichtet, aufführen, und Thränen traten ihm in die Augen, als nun kurz vor der Predigt die Worte erklangen:

„Lasset doch den edlen Weizen
Uns zu Lust und Andacht reizen!"

und der Chor einfiel:

„Ja, es soll der edle Weizen
Uns zu Lust und Andacht reizen!"

dann andere Stimmen anfingen:

„Lasset ebenfalls den Roggen
Uns zu Lob und Andacht locken!"

---

*) Irdisches Vergnügen Th. VII. S. 561.

und zuletzt Alle mit einander sich vereinten:

„Lasset Gerste, Hafer, Lein
Unsrer Freude Vorwurf sein!“

Reimarus blieb mit ihm in Verbindung, auch als Brockes in Ritzebüttel war, und besuchte ihn daselbst, als dieser seine Frau verloren hatte. Die Reise die Elbe hinunter galt damals für gefährlich; Pastor Wolf und seine Geschwister wollten auch einmal das Wagstück unternehmen, gelangten aber nicht an das Ziel. Reimarus konnte sich freuen, Brockes zu erheitern; aber er selbst fiel bei dem Besuche auf dem Schlosse in eine schwere Krankheit, die ihn Monate lang, im Sommer 1740, dort fesselte. Um so inniger wurde sein Verhältnis zu Brockes, das ihm später, als Brockes nach Hamburg zurückgekehrt war und ins Scholarchat trat, um so angenehmer wurde.

Fünftes Capitel.

Reimarus Wirksamkeit und Schriften als Professor am Gymnasium. — Das Leben des Fabricius. — Die Ausgabe des Dio-Cassius. — Sebastian Edzardi. — Christian Wolff. — Der Probst Reinbeck. — Senior Palm und Wagner. — Prediger Mushard. — Die Wertheimer Bibel. — Edelmann. — Entstehung des Rationalismus.

Als Professor der orientalischen Sprachen hatte Reimarus wöchentlich zwei öffentliche und zwei Privat-Vorlesungen zu halten. Er nahm für diese solche Gegenstände, die er früher schon in Wittenberg vorgetragen hatte, und wechselte gewöhnlich in bestimmter Reihenfolge ab. Bald erklärte er die hebräischen Alterthümer, wobei er Conrad Iken's Handbuch zum Grunde legte, bald die evangelischen Perikopen und suchte sie aus der Sprachweise, wie aus den Sitten und Gebräuchen der Hebräer zu erläutern. Dann ging er Pfeiffer's **Critica sacra** durch, verglich die Lutherische Uebersetzung des Alten Testamentes mit dem Original-Text, um die angehenden Theologen mit Vorsicht beim Gebrauch der Bibel auf der Kanzel zu erfüllen; trug auch zuweilen die Regeln der Hermeneutik vor. Privatim trieb er mit den Theologen Hebräisch von der Grammatik an, las mit ihnen die geschichtlichen Bücher cursorisch, erklärte bei den prophetischen Schriften die Idiotismen, Tropen und grammatischen Figuren, ja, freute sich, wenn er Schüler bekam, mit denen er das Chaldäische

im Daniel, des Onkelosus Ueberſetzung der Geneſis oder gar rabbiniſche Schriften durchleſen konnte. Er ſtand in dem Rufe eines gelehrten Forſchers; der berühmte Orientaliſt Reiske und der Herausgeber der hebräiſchen Bibel Kennicott führten mit ihm einen gelehrten Briefwechſel, wie Erneſti und Geßner ſeine Kenntniſſe der klaſſiſchen Sprachen benutzten. Dennoch zog Reimarus nicht, wie früher ein Edzardi oder ein Wolf, die Deutſchen, welche ſich vorzugsweiſe auf die Sprachen des Orients legten, ja, viele Ausländer nach Hamburg. Allein Reimarus hatte ſich ja auch zugleich auf die Philoſophie und die Naturwiſſenſchaften gelegt und ſetzte dies Studium mit Eifer fort. Er ſuchte auch in dieſen Fächern ſeinen Schülern nützlich zu werden, und es fanden ſich außer den Theologen andere Gymnaſiaſten, die gerne auch bei ihm Collegien hörten. Denn er hatte einen angenehmen Vortrag, las langſam, mit gedämpfter Stimme, mit vielem Bedacht, wußte die Gedanken, die ihm beim Leſen kamen, gleich in eine ſchöne Form zu bringen, ſo daß ſeine Rede immer ohne Stocken, ſanft dahin floß. Seine Lehrer Fabricius und Wolf hatten ſchon, außer den ihnen vorgeſchriebenen Collegien, andere Gegenſtände, die nicht in ihrem Kreiſe lagen, zum Vortrage gewählt; Reimarus folgte ihrem Beiſpiele, ſtellte bald philoſophiſche Uebungen an, trug dann wieder theoretiſche und practiſche Philoſophie vor, ohne dies öffentlich anzuzeigen; dadurch gerieth er aber mit ſeinen Collegen in Conflict, wie wir ſpäter hören werden.

Siebenmal traf Reimarus die Reihe, das Rectorat am Gymnaſium für ein Jahr zu übernehmen. Der Rector hatte unter andern die Pflicht, beim Tode eines Bürgermeiſters, des älteſten Syndicus und Rathsherrn, des Seniors oder eines Collegen am Gymnaſium durch ein lateiniſch geſchriebenes Programm zur Leichenfeier einzuladen. Dieſe Schriften waren nach und nach umfangreicher, kleine Lebensbeſchreibungen geworden. Von Reimarus haben wir ſolche Gedächtnisſchriften auf Bürgermeiſter Rutger Ruland, ſeinen Verwandten, dem er auch bei ſeiner Erwählung zum Senator 1719 in einer lateiniſchen Schrift Glück gewünſcht, auf Bürgermeiſter

Widow, seinen Jugendfreund Syndicus Surland und Syndicus Joh. Schlüter, auf die Senioren Seelmann, Palm und Wagner, wie auf seine früheren Lehrer Sebastian Edzardi, Helmer, Schaffhausen und Fabricius; eine große Anzahl, die um so auffallender ist, wenn wir hören, wie Reimarus selbst erzählt, daß Sebastian Edzardi, obgleich er fünfmal, und gerade in dem Jahre 1713, in welchem die Pest in Hamburg herrschte, Rector gewesen ist, nicht eine zu verfertigen brauchte. Am schwersten ward ihm diese Pflicht, als sein geliebter Schwiegervater am 30. April 1736, im 68sten Lebensjahre verschieden war. Sein Herz war zu voll, als daß er sich mit dem ersten Ausdruck seiner Bewunderung bei der Darstellung der Verdienste eines solchen Mannes hätte zufrieden geben können. Es bedurfte kaum der Aufforderung, die ihm von vielen Seiten zukam, ihn zu treiben, das so reiche wissenschaftliche Leben ausführlicher zu schildern. Reimarus arbeitete überhaupt langsam, drei Jahre gingen darüber hin, aber er lieferte auch dafür eine ausgezeichnete, besonders in literarhistorischer Hinsicht ausgearbeitete Schrift. „Ich kann Dir nicht sagen," schrieb La Croze an Pastor Wolf, nachdem er dieselbe erhalten, „wie mir die Lebensbeschreibung von Reimarus gefallen hat. Ich habe sie zweimal ganz durchgelesen, selbst die Epicedien (die Gedichte auf seinen Tod) die Elegie des Thomas hat mir Thränen ausgepreßt. Danke doch dem Reimarus, daß er auch meines Namens oft gedacht!" — „Ich dachte es wohl," antwortete ihm Wolf, „daß dies Leben, das mit so vieler Kenntnis geschrieben ist, Dir gefallen würde, und doch habe ich es mit Freuden vernommen, da es immer der Wunsch von Reimarus, wie von seinem Schwiegervater war, daß ihre Arbeiten Deinen Beifall gewönnen." Reimarus hatte noch ein Vermächtnis von Fabricius erhalten, eine mühsame Arbeit. Schon lange Jahre hatte dieser an einer Ausgabe von Dio Cassius römischer Geschichte gearbeitet; es fehlte aber noch, außer der Vergleichung von einem Paar Handschriften, die Erklärung der letzten 20 Bücher, die Bearbeitung der Fragmente und die Verbesserung der alten Uebersetzung.

Reimarus, der immer gerne mit Fabricius diese Studien getrieben hatte, übernahm die Vollendung des Werkes. Er begann deshalb mit dem Cardinal Quirinus in Rom eine gelehrte Correspondenz und lieferte, freilich erst nach zehn Jahren, eine Ausgabe des griechischen Geschichtsschreibers, die lange Zeit als Muster für ähnliche Arbeiten gegolten. Barthold Georg Niebuhr erklärte noch in seinen Vorträgen über römische Geschichte*) die historischen Anmerkungen von Fabricius und Reimarus von außerordentlichem Werthe, und den Index, den Reimarus hinzugefügt, für vortrefflich.

Von den übrigen Leichenprogrammen sind einige interessant, weil sie uns Reimarus Ansichten von einzelnen Zeiterscheinungen, die für ihn von Bedeutung waren, und seine Urtheile über hervorragende Persönlichkeiten kund thun. Professor Sebastian Edzardi war in seiner Denk- und Sinnesart sehr von ihm verschieden gewesen. Wir haben schon gehört, wie er wegen seiner heftigen Schriften gegen die Union vom Churfürsten von Brandenburg verfolgt, beim hamburgischen Senat, selbst auch in Regensburg verklagt wurde. Reimarus sagt uns von ihm, daß er dennoch fleißig und uneigennützig gegen die Studenten, immer dienstwillig und friedliebend gegen seine Collegen gewesen. „Ueberhaupt," fährt er fort, „war Edzardi sanft und milde gegen Jeden, wenn er nicht etwa den Verdacht hatte, daß einer in der Theologie auf Irrwege gerathen wäre; einem solchen hätte er von vornherein den Krieg erklärt. Doch wenn er auch, selbst nach dem Urtheile seiner Freunde, vielleicht einen weniger rauhen Weg hätte einschlagen können, so war er doch, das weiß ich aus eigner Erfahrung und kann es eidlich bestätigen, nur durch seine gewissenhafte religiöse Erfahrung, gegen die, wie sie auch beschaffen sein mag, wir Menschen ja einmal nicht handeln dürfen, dazu getrieben. Deshalb konnte er auch immer ohne Furcht mit ruhigem Gemüthe die mannigfaltigsten und mißlichsten Begegnisse bestehen."

Das Leben des Senior Palm, wie des Senior Wagner,

---

*) Herausgegeben von M. Isler. Th. 1. S. 66.

läßt uns einen Blick thun in die Stellung, die Reimarus zu der weiteren Entwicklung der Wolff'schen Philosophie genommen.

Wir haben gehört, wie der Professor Christian Wolff nach seiner Vertreibung aus Halle in Marburg zu Ehren kam. Je mehr sich sein Ruhm verbreitete und seine Lehre Anerkennung fand, desto mehr regte sich in Berlin das Gefühl der Scham über die Behandlung eines solchen Mannes und der Wunsch, die Sache wieder gut zu machen. Doch zehn Jahre mußten vergehen, ehe Männer, die dem Könige nahe standen, nur es wagen konnten, zu hoffen, daß er wieder nach Preußen zurückgerufen werden könne. Einer von diesen war der Probst Reinbeck. Er war aus der pietistischen Schule in Halle hervorgegangen, aber, ergriffen von der Wolff'schen Philosophie, beflissen, die Wahrheiten des Christenthums auf philosophische Weise zu begründen und zu beweisen. Als Prediger fand er in Berlin großen Beifall und auch am Hofe großen Anklang. Schon 1726 wandte er sich nach Halle, die theologische Facultät von dem Unrecht, das sie Wolff gethan, zu überzeugen; aber schon damals beklagte Hermann August Francke, daß sein alter, lieber Freund sich Wolff's Irrthümern zugewandt habe. Im Jahre 1730 hielt R. in Bezug auf das Jubelfest eine Reihe Predigten über die Augsburgische Confession. Es waren dies nicht etwa Betrachtungen über die eigenthümlichen Lehren der Confession selbst, sondern, wie es schon der Titel anzeigt, unter dem die Predigten in Druck erschienen, „Betrachtungen der in der Augsburgischen Confession enthaltenen und damit verknüpften Wahrheiten, welche theils aus vernünftigen Gründen, allesammt aber aus der heiligen Schrift hergeleitet sind". So sprach er beim ersten Artikel über das Dasein Gottes, daß ein Einiger Gott ist, daß Gott ein Geist ist, und bewies dies nach der Regel des allein zureichenden Grundes. Diese Predigten übten in weiten Kreisen einen tiefen Einfluß aus und machten ein ungemein großes Aufsehen. Senator Brockes war gerade zur Zeit des Jubelfestes der Augsburgischen Confession in Berlin; er wurde durch den großen Redner so angezogen, daß er

ihn fragte, ob er nicht das durch den Tod des Senior Seelmann erledigte Pastorat an St. Michaelis in Hamburg annehmen wolle. Reinbeck hatte große Lust; er halte nur 1200 ₰ Einnahme, und das Pastorat zu St. Michaelis sollte, wie wenigstens der Graf von Manteuffel damals an den Philosophen Wolff schrieb, 4000 ₰ einbringen; allein er wurde durch die Hoffnung auf Gehaltsverbesserung, die der Minister ihm machte, zurückgehalten, sich zustimmig zu erklären. Als drei Jahre später aber Dr. von Gohren, der die Stelle in Hamburg erhalten hatte, schon starb, und der Syndicus Lipstorp, der als hamburgischer Gesandter in Berlin war, an Reinbeck wieder den Antrag machte, zeigte sich dieser um so mehr geneigt, da die versprochene Gehaltserhöhung nicht erfolgt war. Lipstorp, ein feingebildeter, die Wissenschaften achtender Mann, der auf der Höhe der Zeit zu stehen glaubte, setzte allen seinen Einfluß daran, daß Reinbeck den Ruf erhalten möchte, zumal da er wußte, wie sehr der Senat wegen der mit dem Könige von Preußen entstandenen Reibungen über die Union und die Streitigkeiten mit den Calvinisten, einen milden, freisinnigen Geistlichen wünschte. Sein Schwager, Senator Widow, war gerade Kirchspielsherr zu St. Michaelis. Es gelang, Reinbeck am 30. Juli 1735 auf den kleinen Wahlaufsatz zu bringen. Allein dieser Wahlaufsatz von vier Geistlichen, aus denen das Collegium wählen sollte, bedurfte der Genehmigung des Ministeriums; und das Ministerium nahm Anstand. Der Senior Johann Friedrich Winckler mußte sich erst bei Reinbeck erkundigen, was er von gewissen pietistischen Lehren, namentlich der vom tausendjährigen Reiche halte, auch, was er für „unbedeutende Punkte" im Auge gehabt, als er in seinem Buche über die Augsburgische Confession geschrieben, daß über sie in neuerer Zeit bitterer Streit geführt sei; endlich, was er von der Wolffischen Philosophie halte, die ihnen in ihrem Collegium in unterschiedlichen Stücken sehr irrig und gefährlich vorkommen wolle. Reinbeck nahm die Anfrage nach seinem Bekenntnis sehr übel auf. Es war das freilich etwas ganz gewöhnliches in den Städten, die eigne Ministeria hatten,

daß die Geistlichen, die zusammen lehren und arbeiten sollten, vor der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in ihr Amt sich zu vergewissern suchten, daß sie einig in ihrer Ueberzeugung und Lehrart seien, um Streitigkeiten vorzubeugen, ja, es war dies für die Hansestädte in Norddeutschland seit 1534 Gesetz. Allein die Wolff'sche Philosophie, wie die hohe Stellung in Berlin, hatte Reinbeck ein solches Selbstgefühl gegeben, daß er sich erhaben über solche Anfragen dünkte. „Es hat diesen Herren beliebt, ein kleines scrutinium conscientiae mit mir anzustellen, schrieb er, gereizt, an Syndicus Lipstorp, ich werde ihnen treuherzig antworten, zweifle indessen, ob die Antwort so schlechterdings nach des Ministerii Geschmack sein werde.“ Lipstorp, der dieses Hindernis nicht geahnt, schrieb entrüstet an seinen Schwager; Senator Widow auch kannte so wenig das Kirchenrecht, daß er die Anfrage für „eine **chicane theologique**“ hielt. „Ich habe recht herzlich geseufzt,“ antwortete er ihm, „da ich gesehen, wie weit der Neid und die Bosheit bei Leuten, die mit Gottes Wort täglich umgehen, es bringen könne!“ Er wandte alles, was in seinen Kräften stand, an, die einzelnen Mitglieder des Ministeriums zu gewinnen, vom Widerspruche abzustehen, schilderte ihnen die Angst, die sie haben müßten, daß der **Rex Borussiae** etwas von den Händeln erfahren und verlangen würde, seinen großen Theologen gerettet zu sehen. Allein Reinbeck gelang es durch sein Schreiben, das Ministerium zu beruhigen, zumal da Neumeister, der früher mit ihm zusammen gegen die Union der Lutheraner und Reformirten gekämpft, ihm das nicht vergessen hatte. Reinbeck wurde am 11. September einstimmig vom michaelitischen Kirchencollegium zum Pastor erwählt. Doch, als nun der Syndicus Lipstorp das Berufungsschreiben des Senats dem Könige übergeben hatte, erhielt er statt der Antwort einen Zettel, auf den der König eigenhändig geschrieben: „Plat, Plat, absolut abgeschlagen! F. W.“ — Die Sache war also aus. Das Kirchencollegium mußte sich zu einer zweiten Wahl bequemen. Die, welche die erste geleitet, wandten sich an Reinbeck mit der Bitte, einen tüchtigen Mann ihnen vorzuschlagen, den sie an-

statt seiner wählen könnten. Reinbeck dachte an den Probsten Wagner in Stargardt, in Hinterpommern. Er hatte schon früher von ihm Beiträge zu der Zeitschrift, die er als „Berliner freiwillige Hebopfer“ herausgab, erhalten und ihn kürzlich am Grabe seiner Schwester, der Wagner die Leichenrede gehalten, lieb gewonnen. Der König, den Reinbeck wohlweislich fragte, ehe er den Namen nach Hamburg schickte, gestattete den Mann vorzuschlagen, wofern dessen Stelle durch einen andern tüchtigen Mann wiederbesetzt werden könne. Wagner wurde gewählt, nachdem er dem Ministerium eine befriedigende Erklärung über seine Stellung zur Wolffschen Philosophie gegeben. Der König lies auf die Anzeige von Reinbeck rescribiren, daß er nicht abgeneigt sei, ihm die erbetene Dimission zu accordiren, er solle sich aber vorher in Potsdam ihm zeigen und vor ihm predigen, und fügte eigenhändig dem Schreiben die Worte hinzu: „Was haben die Hamburger meine braven Prediger zu werben? sie wollen ja nicht leiden, einen Lumpenkerl werben, und sie wollen meine Stützen aus dem Lande debauchiren? — Ist nicht Manier!“ Wagner mußte sich stellen, erhielt aber darauf am 24. März die Anzeige, daß er sich mit dem ehesten nach Hamburg zu begeben habe.*)

Daß Reinbeck die Anfrage des Ministeriums vor seiner Wahl sehr übel genommen, gab er nicht lange darauf durch eine Schrift kund, durch die er mit einem gutmüthigen, immer friedliebenden Mann ganz ohne Grund einen Streit anfing. Es war der Senior des hamburgischen Ministeriums, der auf Joh. Friedrich Winckler folgte, Johann Georg Palm. Ein junger Mann hatte diesen in einem Briefe gebeten, ihm seinen Zweifel an der Existenz Gottes zu heben, und ihm zu dem Ende 38 Thesen eingesandt. Er hatte sich nicht genannt. Der freundliche Senior versprach dem Ungenannten in einer Anzeige im „Hamburgischen Correspondenten“ vom

*) Näheres über diese Wahlen hat Geffcken schon in der Zeitschrift für hamburgische Geschichte Th. II. S. 218 mitgetheilt.

28. Februar 1736, ihm nach der Ostermesse in einem gedruckten Sendschreiben seine Zweifel zu heben, und that es in einer Schrift: „Von der Unschuld Gottes bei der Zulassung des Bösen und dem Fall der ersten Eltern“. Er bediente sich darin Reinbeck's Definitionen und Beweisführungen, zeigte dabei, daß er die Betrachtungen über die Augsburgische Confession studirt hatte, aber keineswegs in Allem billige. Das nahm Reinbeck übel und erlies eine „Beantwortung der Einwürfe, welche ihm in der Schrift von der Unschuld Gottes gemacht seien“, und behauptete in derselben, daß der Brief des Jünglings nur eine Dichtung sei; Palm habe nur das Buch geschrieben, ihn zu widerlegen und die Wolff'sche Philosophie verhaßt zu machen; er sei von einem halleschen Theologen (er meinte Lange) aufgestachelt u. s. w. Palm rechtfertigte sich in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift und erklärte, daß nur das Mitleid mit dem armen Jüngling, der noch nicht zwanzig Jahre alt sei und an solchen Zweifeln leide, ihn zur Herausgabe getrieben. Der Jüngling habe ihm wieder einen Beweis gegeben, wie die so beliebte Wolff'sche Philosophie betrübte Früchte trage, und durch die angemaßte Freiheit, Alles mit der Vernunft ergründen und in die geheimen Absichten Gottes mit den schwachen Vernunftschlüssen hineindringen zu wollen, der christlichen Religion einen unaussprechlichen Schaden bringe. Reinbeck selbst antwortete nicht wieder, aber eine große Menge Streitschriften erschien über diese Verhandlung. Reimarus, der in seinem Leben des Senior Palm, das er 1743 schreiben mußte, dieses Ereignis nicht übergehen konnte, suchte Palm zu entschuldigen. Er erklärte, daß Palm gewiß ohne Arg den Brief des Jünglings beantwortet habe, da es ja gefährlich sei, einen jungen Menschen in solchen Zweifeln schweben zu lassen, zumal da diese Zweifel aus dem Nachdenken über den Ursprung des Bösen entstanden seien, der zu jeder Zeit die menschlichen Geister in Unruhe versetzt habe. — Wenn man sage, daß er den Vorwurf des Atheismus, der der neueren Philosophie gemacht wird, habe bestätigen wollen und Alles nur zur Verleumdung dieser

Philosophie ersonnen habe, so bedenke man nicht, daß man auch die vortrefflichsten Lehren zum Schlimmen deuten könne. Dabei finde sich in Wahrheit im ganzen Buche Nichts, was der neuern Philosophie eigenthümlich wäre, außer etwa der Einen Lehre von der besten Welt (wenn selbst diese anders eine neue zu nennen sei); Alles andere, was dem Zweifel zum Vorwande dient, ist jeder gesunden Philosophie und Theologie gemein. Dazu kommt, daß der Verfasser Vieles für wahr hält, was der neuern Philosophie nicht entspricht, daß z. B. eine Welt ohne Böses und Unvollkommnes hätte existiren können, daß alles Böse, was nicht aus dem nothwendigen Mangel einer völligen Vollkommenheit im Geschöpfe folge, auf den freien Willen des Menschen, als seine Ursache, zurückzuführen sei. „Wenn der Verfasser dabei doch von der besten Welt spricht, so bekenne ich, daß ich weder beim ersten Lesen, als Palm mir die Schrift mitgetheilt, noch bei wiederholtem Lesen habe die Meinung gewinnen können, als ob diese Schrift zum Nachtheil der neuern Philosophie habe erdichtet sein können, oder daß ein Grund sei, den halleschen Theologen von der Schmach eines solchen Betruges zu befreien, da Palm keine Ursache hatte, auf diese Art zu denken oder zu schreiben. Wenn der selige Palm in der neueren Philosophie mehr zu Hause gewesen wäre, und nicht aus Gründen seines Amtes verhindert, dieselbe zu studiren, er hätte leicht einen andern Weg einschlagen können, um eine Antwort zu geben und die Heilung der Zweifel in der Quelle selbst, aus der sie geflossen, gesucht. Denn wer eine weniger vollkommene und deshalb auch beschränkte Welt annimt, der muß auch, wenn er einen nothwendigen Grund verlangt, nothwendig Etwas annehmen, was der Grenze der Vollkommenheit entbehrt, also höchst vollkommen ist. Aber unserm Palm entfiel Etwas, was diese Philosophie und ihre Anhänger weniger betrifft, und es ist bekannt, wie ihm dieses zur Genüge vorgehalten ist. Ich will diesen Streit nicht wieder aufnehmen oder Andern in ihrem Urtheil vorgreifen. Das aber will ich zum Preise des ehrwürdigen Mannes hervorheben, daß er bei seiner Vertheidigung eine ganz besondere und ungewöhnliche Mäßigung bewiesen.“

Schon hatte Wolff seine Rechtfertigung gefunden, als Reimarus dies Programm zu Palm's Leichenfeier schrieb. Vergebens hatten sich freilich Reinbeck, der Graf von Manteuffel und Andere beim Könige Friedrich Wilhelm I. verwandt, ihm wieder eine Stellung in Preußen zu eröffnen. Aber kaum hatte dieser König am 31. Mai 1740 seine Augen geschlossen, als Friedrich II. schon am 6. Juni, den Befehl an Reinbeck ergehen lies, mit Wolff wegen der Rückkehr zu unterhandeln, und eigenhändig unter den Befehl schrieb: „Ich bitte ihn, sich um den Wolff Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter allen menschlichen Gesetzen werth gehalten werden. Und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hieher persuadiret." — Friedrich hatte schon als Kronprinz mit Wolff in Verbindung gestanden und kurz vor seiner Thronbesteigung, am 22. Mai, an ihn geschrieben: „Es ist die Aufgabe der Philosophen, die Lehrer des Universums zu sein, und also auch die Lehrer der Fürsten. Sie müssen folgerichtig denken; unsere Sache ist es, die Handlungen, die daraus folgen, zu Stande zu bringen. Sie müssen die Welt durch ihre Belehrungen unterweisen; wir durch unser Beispiel." Als König, wollte Friedrich Wolff in seiner Nähe haben; Wolff folgte des Königs Wunsche nicht; er ging nach Halle und — verlor gar bald seinen Einfluß und seinen Glanz; der König warf sich in die Arme der französischen Philosophie.

Jetzt trat der Unglaube offen hervor, der lange in der Verborgenheit gewuchert hatte. Unter der Aegide des großen Friedrich wagte Jeder, seine eignen unreifen Gedanken an den Markt zu bringen. Es galt für ein Zeichen der Beschränktheit, das Christenthum zu achten; gerühmt wurde, wer die Frechheit hatte, über das Heilige zu spotten.

Daß dieser Unglaube nicht erst zur Zeit Friedrich II. entstanden ist, geht ja daraus hervor, daß das hamburgische Ministerium sich schon 1714 genöthigt fand „eine Warnung an die Gemeinden vor der einschleichenden Verachtung des heiligen

Abendmahls" in Druck ausgehen zu lassen, und in dieser auf den am Tage liegenden Indifferentismus, Naturalismus, Atheismus hinzuweisen. Die nächste Veranlassung hatte damals die Schrift des Predigers Ernst Mushard zu St. Michaelis gegeben: „Bericht von Heinrich Hintzen, juris practici in Hamburg, Christlichem Heimgang. Sammt einem Discurs von der weitausgebreiteten Atheisterei." Hintze hatte zu den Separatisten gehört, die von der Religion kein Werk machen wollten und sich von den öffentlichen Gottesdiensten und den Sacramenten zurückzogen, und war dadurch in viele singuläre Meinungen gefallen. Er hatte immer laut freie Discurse geführt; in der Stille jedoch hatte er sich mit göttlichen Dingen viel beschäftigt; ein ganzes Convolut von Festandachten, Meditationen fast auf alle Sonntage des Jahres u. dergl. m. für sich geschrieben. Am Ende seines Lebens kam er zu der Einsicht, daß er mit Unrecht sich von der Gemeinde getrennt; er begehrte das heilige Abendmahl und bekannte sich zu allen christlichen Lehren. Dies hatte Mushard der Gemeinde mittheilen zu müssen geglaubt.

Ein anderes Zeugnis für die weite Verbreitung des Unglaubens vor dieser Zeit war die Erscheinung der s. g. Wertheimer Bibel. Die Grafen von Löwenstein-Wertheim waren auch vom Geiste der Wolff'schen Philosophie ergriffen und wollten aus Liebe zur Wahrheit, zur Ehre Gottes eine Bibel zum Druck befördern, in welcher alle einzelnen Begriffe, die in der heiligen Schrift vorkommen, in aller Schärfe untersucht und in größtmöglichster Klarheit dargestellt würden. Ein junger Theologe, der Erzieher im Hause des einen Grafen war, Johann Lorenz Schmidt, der Sohn eines Pfarrers in der Nähe von Schweinfurt, hatte die Bibel ausgearbeitet. Die Grafen ließen einige Proben drucken, sandten sie an auswärtige Theologen, unter andern an Reinbeck, und erhielten von allen die größte Aufmunterung; ja, als der erste Theil die Presse verlassen hatte, so wurde von allen Seiten auf das Buch, wie auf ein Wunderwerk, hingewiesen. Es erschien unter dem Titel: „Die göttlichen Schriften des Messiae Jesu. Erster Theil,

in welchem die Gesetze der Israeliten enthalten sind, nach einer freien Uebersetzung, welche durch Anmerkungen erläutert und bestätigt ist". — Allein man sah sich bald sehr getäuscht. Es war nichts, als eine platte, mit großer Wortfülle umschreibende Uebersetzung der Bücher Mosis, wie sie langweiliger und prosaischer damals noch nicht ans Licht getreten war; alles Wunderbare war wegerklärt; alles Erhabene verflacht. Bald erhoben sich viele Stimmen gegen das Buch. Reinbeck selbst konnte nicht umhin, in der Vorrede zum dritten Theil seiner Betrachtungen gegen diese Art der Bibelerklärung Einwendungen zu machen. — Auch die Hamburger Berichte von gelehrten Sachen hatten zuerst, schon im October 1735, darauf hingewiesen, wie wünschenswerth es sei, daß das Werk völlig herauskäme, wenn auch nicht alle Erklärungen überall Beifall finden sollten. Doch nicht lange darnach griffen zwei Correspondenten dieses Urtheil so an, daß der Herausgeber zur Entschuldigung gestehen mußte, daß ihm die erste Anzeige aus Nürnberg eingesandt sei, und als darauf Einer, der sich Alethaeus Eusebius unterschrieben hatte, eine Rechtfertigung des Bibelwerkes unternahm, bald darauf (1736 No. 2) „Anmerkungen eines berühmten hamburger Gelehrten, welcher hierüber zu urtheilen vollkommen geschickt, dazu auch als ein unpartheiischer Wahrheitsfreund und friedliebender Mann bekannt ist", anfügte. Der Gelehrte war Hermann Samuel Reimarus. Er stellte sich in die Mitte des Dollmetschers und des Recensenten und wog ihre Behauptungen gegen einander ab. Zuletzt schloß er, er könne nicht einsehen, warum nicht ein verkappter Collin, Woolston oder Tindal eben dasselbe sollte haben schreiben können, was der Verfasser der Vorrede zur Wertheimer Bibel. Auf der andern Seite habe aber auch der Advokat für die Bibel und die Religion gar zu offen mit der Gegenpartheí zusammen gespielt; er gäbe für die Bibel Gründe an, die seine Sache nur schwächten, ja, sie, als verloren, preiszugeben schienen. — Die Art, wie der Dollmetscher die Bibel angreife, komme auf zwei Weisen hinaus. Sind

es Geschichten, die er vor sich hat, so will er erst die innere Möglichkeit erkennen, ehe er äußere Zeugnisse gelten läßt; sind es Wahrheiten, so muß er dieselben, um sie annehmen zu können, mit den ihm bekannten Wahrheiten zusammenreimen können. Wenn dies nun heißen solle: „Was ich nicht als möglich begreife, das glaube ich nicht, und was sich aus den mir bekannten Wahrheiten nicht begreifen läßt, das ist nicht wahr," so würde diese Regel mit Recht können verworfen werden. — Wegen der Uebersetzung macht er dem Dollmetscher den Vorwurf, daß er die biblischen Begriffe nicht nach der Vorstellung des Schreibers, sondern nach seiner eignen erklärt, und die Gedanken nach Gutdünken verknüpft habe; der Verfasser habe sich deshalb wohl vorzusehen, wenn er auf dieses Werk ein theologisches System bauen wolle; denn dieses würde nur auf des Verfassers Ansichten, nicht auf die Bibel, erbauet heißen können.

Dieses Urtheil des Reimarus könnte diejenigen in Verwunderung setzen, welche ihn auch, wie Viele in seiner Zeit, für einen leichtsinnigen Zweifler und eitlen Spötter halten. Reimarus war aber ein ernster Mann, der aus religiösem Bedürfnisse zum Zweifeln kam, und durch die Wolff'sche Philosophie in seinem Zweifeln gestärkt wurde. Er ahnete die Gefahr, die dem Christenthum aus der demonstrirenden Methode dieser Philosophie erwachsen konnte; deshalb ehrte er wohl die Theologen, welche diese Philosophie für die Theologie benutzen wollten, doch suchte er sie zu warnen. Johann Lorenz Schmidt, der Verfasser der Wertheimer Bibel, wurde hart verfolgt, nicht genug, daß sein Werk in Sachsen und andern Ländern verboten ward, er selbst wurde im Jahre 1737 durch ein Conclusum des Reichskammergerichts in harten Arrest gesetzt. Als er jedoch entsprang und unter falschem Namen in den vierziger Jahren nach Hamburg kam, da fand er auch bei Reimarus Unterstützung. Anders war es mit Edelmann. Wir haben keine Nachricht, daß dieser, als er in Altona wohnte und oft nach Hamburg kam, die Bekanntschaft des Reimarus gesucht, wiewol er ein großer Verehrer

von Brockes gewesen war und ihn 1744 zum Grabe begleitete; aber Edelmann war auch schon wegen der Spinozistischen Ansichten, die er verbreitete, dem Reimarus zuwider, noch mehr durch sein ganzes Auftreten. In seinem Leben des Senior Wagner, äußert Reimarus sich einmal über ihn: „Ich glaube nicht, daß es Einen gibt, der so glücklich mit Einer Schrift seine Feinde zum Schweigen zwingt, wie unser Wagner gethan hat; freilich ich rede jetzt nicht von Edelmann, dessen zügellose Feder nur die königliche Gewalt hemmen konnte; aber Melodius und Democritus (Dippel), jene scharfsinnigen Männer, die nicht aller gelehrten Hülfsmittel beraubt waren, wies Wagner so zurück, daß sie, ohne daß sie jemand zwang, ruhig bleiben mußten.“ Reimarus trennte seine philosophischen von seinen theologischen Ansichten, und darin stimmte er ja mit Wolff zusammen; er wollte der Philosophie keinen Einfluß auf die Bibellehre gestatten, aber er konnte bei dem Studium des Christenthums seine philosophische Denkweise nicht ablegen. Darum preist er das auch an Wagner, daß dieser die Glaubens- und Sittenlehre aus der Quelle der heiligen Schrift ohne Wortschmuck, in deutlicher, einfacher Rede, nicht sowol den Ohren, als dem Herzen und dem Gemüthe seiner Zuhörer einzuprägen pflegte, so daß er nur dadurch verrieth, daß er ein Philosoph sei, daß er nicht anders, als scharf, bestimmt und in richtiger Ordnung Alles abhandelte. „Desto mehr aber gab er seinen Scharfsinn und die ganze Kraft der Philosophie“, fährt Reimarus fort, „in den Schriften kund, in welchen er die Geheimnisse und Dogmen unserer Religion so auseinanderzusetzen suchte, daß es klar wurde, wie die Grundsätze der gesunden Vernunft der Lehre des Heils, welche über die Vernunft ist, keineswegs widerstreiten. Daß er aber der Sprachen, der heiligen Kritik, der Geschichte und Alterthumswissenschaft zur Vertheidigung gegen die Feinde sich zu bedienen verstand, bewies überflüßig das Buch, das er gegen Edelmann's Angriffe herausgegeben hat, in dem er aus der Einen Weissagung 1. Mos. 49, 10 die

göttliche Autorität der heiligen Schriften auf eine ebenso ausführliche, wie gelehrte Weise nachwies.

Reimarus selbst war schon früh, da er nach damaliger Weise in der lutherischen Kirche nur die Catechismuslehren auswendig lernen mußte, auf Zweifel gestoßen. Er nahm Anstoß an der Lehre von der Dreieinigkeit, der Ewigkeit der Höllenstrafen; wurde durch den Gedanken beunruhigt, daß die Heiden, ja, Alle, die an Christum nicht glaubten, nicht sollten selig werden; kurz, quälte sich mit den gewöhnlichen Einwänden, die die natürliche Vernunft dem eitlen Herzen jedes Christenmenschen als neue Aufklärungen vorzustellen pflegt. Er aber fing früh an die im Catechismus und im **Compendium theologiae** angeführten Beweisstellen mit dem Zusammenhang, in dem sie sich in der Bibel fanden, und in den Originalsprachen zu vergleichen, und konnte nicht immer gleich die Uebereinstimmung entdecken; da verwarf er das ganze System der Kirchenlehre, und suchte selbst zu finden, was Wahrheit sei. Es konnten ihm ja bei seinem Studium des Alten Testamentes unter seinem Lehrer Johann Christoph Wolf die Einwendungen nicht verborgen bleiben, die damals besonders die englischen Deisten gegen die Geschichten, Wunder und Weissagungen vorbrachten. Spinoza lehrte ihn, wie schon unter den Rabbinen aufgeklärte Männer, wie Aben Esra, Maimonides, gewesen waren, welche ganz anständige Gedanken über Schrift und Offenbarung geäußert. Gegen das, was der Engländer Collin gegen die Aechtheit des Daniel vorgebracht, wußte er nichts einzuwenden. Vertheidigungen der bis dahin geltenden Annahmen, wie sie Surenhus und Clericus vorbrachten, machten um so weniger Eindruck auf ihn, da auch Wolf sich mit ihnen nicht einlassen wollte. „Wahrlich solche jämmerliche Unterstützung der abenteurlichsten Wunder,“ schrieb dieser an La Croze, als er Clericus Ansicht von dem Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer anführt, „sind die besten Schutzmittel für den Unglauben!“ Reimarus fing an, sich selbst eine Vorstellung von der Entstehung der biblischen Bücher, wie von dem, was Gott in denselben in Wahrheit der Menschheit

offenbart, durch emsiges Forschen in der Schrift zu bilden. Er scheuete keine Mühe, erschrak vor keiner Consequenz; er hatte nun einmal die Wissenschaft von seiner religiösen Ueberzeugung getrennt und hatte, wie er meinte, in der natürlichen Religion Alles gefunden, was der Mensch zu seiner Beruhigung gebraucht; eine Offenbarung war ihm nicht nothwendig.

Um Reimarus Standpunkt besser zu verstehen, müssen wir einen Rückblick auf die Entwicklung der theologischen Anschauungsweise des Christenthums, seit der Reformation, thun.

Der Eifer, mit dem die Geistlichen im sechszehnten Jahrhundert die gewonnene Wahrheit zu bewahren und zu vertheidigen suchten, hatte sie nur zu einseitig auf die Reinheit der Lehre achten lassen. Es entschwand das Bewußtsein, daß das Christenthum nicht eine Lehre allein, daß es ein neues Leben ist, durch das diese Lehre erst verstanden wird, das Leben in Gott, das der Sohn Gottes der Welt wiedergebracht, ein Leben, das zwar aus der Erkenntnis der Wahrheit mit entsteht, aber doch nicht nur im Erkennen, sondern zugleich in allen Geistesthätigkeiten, im Denken, Fühlen, Wollen, sich erweist. So wie aber der einzelne Christ, der nur durch das Evangelium Aufklärung sucht, ohne zugleich an der Heiligung seines Willens, an der Bildung seines Herzens zu arbeiten, auch in der Erkenntnis der reinen Wahrheit zurückgeht, so ging es der evangelischen Kirche im Allgemeinen. Die zu einseitige Rücksicht auf die Reinheit der Lehre lies sie an ihrer inneren Entwicklung, in der Fortbildung des Reiches Gottes auf Erden, Schaden leiden. Schon bei der Wahl der Hirten für die Gemeinden that sich dies kund. Die Frage nach dem Bekenntnis lies die Forderung einer lebendigen Ueberzeugung, eines warmen, inneren Glaubenlebens zu wenig aufkommen. Daraus entstanden die Klagen der frommen Prediger im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts über den traurigen Zustand der lutherischen Kirche, wie sie uns so laut in den Schriften eines Valentin Andreae, Johann Meyfart, Schuppius, Grossgebaur, Johann Müller in Rostock, Johann Arndt und Scriver

entgegen tönen. Auch die Laien schwiegen nicht; ähnliche Klagen, wie die Geistlichen, erhoben auch sie. Ernstere Gemüther, die in der Kirche keine Befriedigung fanden, suchten die Schriften der katholischen Mystiker, eines Tauler, Thomas von Kempis, wieder hervor. Auch unter den Lutheranern fanden sich bald ähnliche Mystiker, die ganz in der Stille einen großen Einfluß übten. Unter diesen war unstreitig der tiefste der Schuster in Görlitz, Jacob Böhme. Er erkannte ganz richtig, daß es für den Menschen eine zwiefache Art der Erkenntnis der göttlichen Dinge gibt, eine creatürliche durch das vernünftige Licht der Natur, das aus der Creatur den Schöpfer erkennt, — die macht aber nicht selig; sie ist ein creatürliches Werk, eine Erkenntnis von außen. Eine Erkenntnis, die mich selig machen soll, sagt Böhme, muß von inwendig hinaus fließen; das muß nicht die Creatur thun, sondern Gott selbst wirken. — Diese Erkenntnis wird von Gott Allen ohne Ausnahme, die sich dem ewigen Gott mit ganzem, niedrigen Herzen hingeben, verliehen. Diese Erkenntnis fasset der Mensch, so er nach der Lehre Christi von ihm selbst läßt, sich selbst vergißt, sich verleugnet und sich hält, gleich, als ob er nichts wäre, gibt sich in Gott in Gelassenheit, und wird, wie ein Kind. Diese Erkenntnis kommt nicht aus Büchern. Sollte die Schrift den Verstand in die Menschen tragen, so müßten hundert Lehrer gerade denselben ungespaltenen Verstand dem Buche entnehmen; aber jeder Ketzer kann sich mit der Schrift flicken und decken, wie Adam mit dem Feigenblatte. Gleichwol wird der Mensch durch die Schrift zur Erkenntnis erweckt. Der Mensch hat ein inneres Auge. Dieses ist ein dreifaches, erstens ein sinnliches, soweit es durch die Phantasie wirkt;*) zweitens ein vernünftiges, rationales, so sich über die Sinnlichkeit erhebt; drittens ein intellectuelles oder mentales. Nur durch dies letztere sehen wir Gott und die Engel. Die natürliche **Sophia** (Weisheit) begreift nur die Natur; die übernatürliche den

---

*) Die Phantasie ist nach Boehme die höhere, innere Einheit der fünf Sinne, der innere Sinn.

ganzen Christum. Beide sollen nicht von einander geschieden sein, aber auch nicht mit einander vermischt werden; will Jemand ohne Irrgang philosophiren, so muß er mit Christo anfangen und in Ihm vollenden.

Diese und ähnliche Gedanken wurden durch Valentin Weigel und andere Mystiker weiter verbreitet und ausgedeutet. So war unter andern ein Zolleinnehmer, der von Böhme den Rath bekommen hatte, „von dem alten, zu kümmerlichen und mühseligen Buchstaben ab- und mehr auf den Geist zu sehen", Paul Kain nannte er sich; er unterschied in einer Schrift, die er 1648 unter dem Titel drucken lies: „Das Bekenntnis eines unparteiischen Christen wegen des einig seligmachenden Glaubens unter allen Religionen und Völkern", auch ein rationales, sensuales und mentales Prinzip, erklärte sich aber deutlicher so: „Im rationalen steht das irdische Leben und Wesen, welches wegen der angebornen Sünde in Allem sündlich ist. In diesem herrscht die Vernunft, der Vernunftglaube, der vom Geiste Gottes nichts versteht. Er glaubt nichts Mehreres und Weiteres, als was sein leibliches Auge sehen, soweit es seine fleischliche Vernunft begreifen kann. In solchem Vernunftglauben glauben ihrer Viele keine Auferstehung der Todten; sie halten viel von weltlicher Gerechtigkeit und dergl. Das andere Prinzip hängt mit dem ersten, dem rationalen, zusammen. Darin ist Satanas ein mächtiger Herrscher, nicht nur in den animalischen Kräften, sondern auch in dem natürlichen Geiste, in den Kindern des Unglaubens. Sie bauen den großen Thurm zu Babel; etliche bringen Materia hinzu in deutscher, etliche in hebräischer, griechischer, lateinischer Sprache. So mancherlei Sprache in der ganzen Welt, so mancherlei ist auch ihr Glaube; sie können, Einer den Andern, nicht verstehen; ein Jeder hält sich für weise und verachtet den Andern. Wir müssen zwei Himmel durchbrechen, den rationalen und sensualen, um in den dritten, den mentalen zu kommen; er ist unser einziges Vaterland, das neue Jerusalem, das Reich Gottes!" — Johann Angelius Werdenhagen war 1617 der Erste, soviel bekannt, der

den Namen „Rationalist“ gegen die berühmten helmstädtischen Professoren Casselius und Cornelius Martini, als Vorwurf schleuderte. Werdenhagen, der auch als Diplomat und hanseatischer Geschichtschreiber sehr bekannt war, schrieb seine mystischen Schriften unter dem Namen Angeli Mariani; seine Gegner waren Humanisten gewesen. Gar bald, vielleicht zuerst durch den Mystiker Justus Kläger, ward der Name „Rationalist“ auf die orthodoxen Lehrer übertragen. Die Orthodoxen bedienten sich ja gegen die Enthusiasten, wie gegen die Schwärmer, die Mystiker und die Pietisten, welche sie mit jenen in Eine Klasse warfen, in ihrem Eifer und ihrer Angst vor dem „inneren Lichte“, von dem diese alle redeten, ebenso gut ihrer natürlichen Vernunft als Waffe, wie des Wortes Gottes, und legten auf die Beweisführung ihrer natürlichen Vernunft oft sogar größeres Gewicht, als auf die heilige Schrift. Denn schon ehe Cartesius die Lehre von den angebornen Ideen wieder verbreitete, hatten die französischen Philosophen Montaigne († 1592) und Charron († 1603) allgemeine Grundsätze des Denkens, Aussprüche eines natürlichen Instinctes anerkannt. François Sanchez († 1633) meinte, die unmittelbare Erkenntnis des Verstandes durch ein inneres Schauen sei die gewisseste. „So mögen wir denn wohl“, sagte er, „unserer Vernunft vertrauen, aber — welcher? So viele Arten der Vernunft scheint es zu geben, so viele verschiedene Menschen es gibt.“*) Hatte Leibnitz so wenig, wie Cartesius, die Zahl der reinen, uns angebornen Begriffe angeben zu können geglaubt, so hatte Herbert von Cherbury dagegen, schon 1624, fünf allgemeine Grundsätze aufgestellt, gegen welche Niemand streiten dürfe: 1) Es gibt ein höchstes Wesen; 2) Dieses ist zu verehren; 3) Frömmigkeit und Tugend sind die Hauptarten des Gottesdienstes; 4) Die Sünde ist durch Schmerz und Besserung zu tilgen; 5) Es gibt eine göttliche Belohnung und Bestrafung in diesem und in jenem Leben. Cherbury verlangte, mit diesen Grundsätzen der natürlichen Religion müßten alle positiven

---

*) Ritter's Geschichte der Philosophie X. S. 255 u. 403.

Religionen übereinstimmen. Man war auf diese Weise über den blos formalen Gebrauch der Vernunft bei der Religion hinaus geschritten. Die Vernunft war nicht mehr blos die Kraft, die göttlichen Offenbarungen zu vernehmen; sie enthielt selbst schon Wahrheiten, klare, bestimmte Begriffe, denen um so mehr zu trauen, da Gott sie in uns gelegt.*) Und da man die Annahme dieser Wahrheiten für die Religion selbst, und die Offenbarungen in der Schrift auch nur für neue Lehren und Begriffe hielt, so hatte man eine natürliche Religion neben der christlichen.

Reimarus folgte also nur den Vorstellungen, die zu seiner Zeit allgemein verbreitet waren, wenn er meint: „Nur wer eine lebendige Erkenntnis von Gott habe, dem eigne man billig eine Religion zu", und wenn er „diese Religion eine natürliche nennt, insofern diese Erkenntnis durch die natürliche Kraft der Vernunft zu erhalten ist", ferner, wenn er behauptet, daß „diese vernünftige Religion, welche gewiß durch die Natur von Gott abstammt, der Grund und Prüfstein sein müsse für die Wahrheit der geoffenbarten." Allein Reimarus hatte ein warmes, religiöses Gefühl,**) das trotz des mangelhaften Unterrichts im Christenthum, über den er klagt, durch die Kirche, in der er aufgewachsen war, gestärkt und genährt war. Er konnte es nicht ohne Befremden, wie er selbst schreibt, bemerken, daß (seit der Thronbesteigung Friedrich II.) eine ganz ungewöhnliche Menge kleiner Schriften, mehrentheils in französischer Sprache, über die Welt gestreut wurden, worin sowol das Christenthum, wie alle natürliche Religion und Sittlichkeit verlacht und angefochten wurde. — „Mich dünkt," fährt er fort, „dies ausgesäete Unkraut findet jetzt mehr, als jemals, leere Aecker, wo es einwurzeln und sich ausbreiten kann." Diese Bemerkung erfüllte seine Seele mit Kummer und mit Schmerz; es ward ihm Herzenssache, dem Unglauben entgegen zu arbeiten.

*) Ritter's Gesch. der Philosophie Th. XI. S. 59.

**) Dies ist von Dorner ohne Grund geleugnet, Gesch. der protest. Theologie S. 728.

Sechstes Capitel.

Die hamburgischen Catechismen. Die wolfenbüttler Fragmente. Der theologische Standpunkt von Reimarus.

Eine besondere Gelegenheit, dem religiösen Leben aufzuhelfen, schien sich ihm darzubieten, als man endlich dazu kam, für die hamburgische Kirche neue Catechismen anzufertigen; denn den Unterricht der Kinder hielt er vor Allem wichtig.

Schon im Jahre 1703 hatte der Senior Johann Winckler, der Freund von Spener und Francke, die Nothwendigkeit erkannt, einen für die ganze Kirche recipirten Catechismus zu haben. Seitdem man in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts angefangen hatte, in den einzelnen Kirchen und Stiftungen Kinderlehre einzuführen*), und bei dieser nothwendig fand, Erklärungen des kleinen Lutherischen Catechismus zu haben, waren eine Menge Catechismen in der verschiedensten Form erschienen. Das hamburgische Ministerium billigte den Vorschlag, den Winckler machte; aber an die Ausführung konnte nicht gedacht werden, da eine Zeit gewaltiger Unruhen und Zwistigkeiten kam. Erst Winckler's Sohn, Johann Friedrich, nahm, als er Senior ward, die Idee wieder auf; das Ministerium war bereit, eine Commission zur Ausarbeitung der Erklärung niederzusetzen; der Senat aber hatte schon damals, 1732, seine Gründe, die Anfertigung lieber

*) Zeitschrift für hamburgische Gesch. Th. IV. S. 589.

dem Senior allein zu übertragen. Dadurch unterblieb die Arbeit wieder, bis auch dieser Winckler gestorben war. Sein Nachfolger im Seniorat, Palm, ersuchte das Ministerium sogleich, da der Senat es zweckmäßiger fände, daß Einer den Catechismus verfertige, Herrn Pastor Neumeister dazu zu bestimmen. Das war freilich gerade das, was der Senat hatte vermeiden wollen. Neumeister war wegen seines strengen Lutherthums im Senat, in dem schon die Aufgeklärten die Oberhand hatten, gefürchtet. Aber der siebzigjährige Neumeister, der freilich das Seniorat in Rücksicht auf sein Alter nicht angenommen hatte, war bereit, ging rüstig ans Werk und vollendete seine Aufgabe schnell. Allein schon im Ministerium fand er Viele, die ihm einsprachen, und als nun im Sommer 1741 das erste Hauptstück doch approbirt war und dem Senat vorgelegt wurde, da konnte der Senat „seinen Wunsch nicht verschweigen, daß doch zugleich ein kürzerer Auszug für die Jugend verfaßt werden möge, da das communicirte Werk ohne einen solchen den Nutzen nicht haben könne, in dessen Absicht der Senat einzig und allein auf die Abfassung eines Catechismus sein Augenmerk gerichtet habe". Darauf wollte das Ministerium erst nach der Genehmigung des großen Lehrbuchs eingehen; aber so sehr es auch bat, die Sache zu beeilen, da der Ertrag der neuen Catechismen zur Gründung einer Prediger-Wittwencasse bestimmt sei, der Senat zog die Approbation hin, bis der Senior Palm gestorben, und Wagner sein Nachfolger geworden war. Dieser, ein feiner, gewandter Mann, der dem Senat gefällig war, wußte gleich den alten Neumeister zu überreden, daß er ihm die Anfertigung des Auszuges aus dem größern Lehrbuch überlies, und hoffte nun mit den Deputirten des Senates, die seine Freunde waren, leicht fertig zu werden. Allein diese unterwarfen, wie er selbst in den vielen Schreiben klagt, die er mit ihnen und dem Senat im Namen des Ministeriums wechseln mußte, den Auszug, den er mit Neumeisters Billigung zu Stande brachte, der strengsten Censur, machten in demselben Umstellungen, Zusätze, Anmerkungen, „die theils von der gemeinen Lehre unserer Kirche, theils von der

biblischen und theologischen Lehrart abgingen, und auf allerlei philosophische und metaphysische Subtilitäten hinauskamen". Das Ministerium erklärte einmal, „es könne eine solche Anordnung, wie die mathematische und philosophische in den Lehrbüchern der philosophischen Wissenschaften, bei den Catechismen nicht anwenden; auch könne es die vielen abstracten und metaphysischen Worterklärungen von allerlei bekannten Dingen, wie „Natur", „Wesen", „Stand" für eine catechetische Unterweisung nicht convenable halten, da sie der Jugend die Dinge nur dunkler machen würden". Doch der Senat, der, wie früher Lipstorp und Senator Widow, nach zehnjährigen Verhandlungen, 1748, Syndicus Klefeker und Senator Corthum deputirt hatte, welche, wie jene, der neueren philosophischen Richtung zugethan waren, gab nicht nach; Conferenzen über Conferenzen wurden gehalten; Schriften in Masse gewechselt; ganze theologische Abhandlungen über die Eintheilung der 10 Gebote und dergleichen ausgearbeitet. Die Hauptsache war dem Senate, daß mit den Wahrheiten der natürlichen Religion der Anfang gemacht, in der Einleitung mit der Lehre vom Menschen begonnen, und die Gründe für die Göttlichkeit der heiligen Schrift vernunftgemäß auseinander gelegt würden. Der alte Neumeister sollte mürbe werden; er hatte schon den Senior oft gebeten, ihn doch aus der Commission zu entlassen; er konnte nun einmal nicht nachgeben, sobald er die Reinheit der Lehre bedroht fand; war letzteres nicht der Fall, so murrte er wohl, aber fügte sich und schrieb: „Uebrigens nehme ich mich dessen nicht an, was der Herr Präceptor abermal für Zweifelknoten gelöset hat. Wenns bei mir stünde, wollte ich ihn in Kupfer stechen und in den Catechismus mit einrücken lassen!" Doch die Verhandlungen nahmen kein Ende. „Mir ist wohl bekannt, schrieb er ein anderes Mal, wessen in Hannover ein gewisser Mann (Syndicus Klefeker hielt sich dort als Gesandter auf) über den Catechismus sich gerühmt und großsprechend hat verlauten lassen, daß er uns zeigen wolle, welchergestalt eine Erklärung eingerichtet werden müsse. **O sancta Crisis, ora pro nobis!**" Zuletzt

schrieb er: „Wenn unser Catechismus zehnmal durchgegangen würde, wird dennoch Johann Ballhorn 2mal fünfmal sich einfinden und seine Bemerkungen anbieten.“ Das zunehmende Alter zwang ihn endlich 1752 aus der Commission auszutreten; im folgenden Jahr erschienen die Catechismen. Der s. g. Auszug stimmte nicht mit dem größeren Lehrbuch, wenngleich auch in diesem die Einwirkung der neueren Philosophie zu entdecken ist;*) aber der Senat hatte die Autorität, die ihm, als oberster Gewalt, auch in kirchlicher Gesetzgebung nach dem neueren Kirchenrecht zukam, zu bewahren gewußt, und seine Deputirten waren durch die Fortschritte der neuen Philosophie in dem Hochgefühl gestärkt, daß sie berufen seien, für die Aufklärung der Gemeinde zu sorgen und der Geistlichkeit, die noch nicht mit dem Zeitgeiste fortgeschritten, entgegenzutreten. Sie sahen mit Bedauern, daß selbst ein Wagner die Kirchenlehre aufrecht erhalten wollte, und freueten sich desto mehr, einen Mann zur Seite zu haben, der ebenso mit der theologischen Wissenschaft ihnen zu Hülfe kommen, wie ihnen den Weg zeigen konnte, wie man den Ansprüchen der Neuzeit genügen könne; es war Hermann Samuel Reimarus.

Zwar sein Name kommt in dem dicken Convolute von Acten, die uns über die Einführung des Catechismus aufbehalten sind, nicht vor, aber das kann uns in unserer Annahme nicht irre machen, daß Reimarus ihr Rathgeber war, da andere Gründe genug sind, die uns den Gedanken aufdrängen. Mußte doch ihm selbst sehr daran gelegen sein, daß seine Theilnahme seinen Vorgesetzten, den Pastoren, nicht bekannt wurde. Was auf ihn hinweist, ist das große Werk, das den Namen von Reimarus besonders im Gedächtnis der Nachwelt erhalten hat. Bei der Uebergabe dieses Manuscriptes an die hamburger Stadtbibliothek macht sein Sohn, der jüngere Reimarus, die Bemerkung, „daß sein Vater diese Schrift nur im Vertrauen zwei oder drei Freunden,

*) S. Zeitschrift für hamb. Gesch. 4. Thl. S. 596: Gesch. des hamburg. Katechismus.

unter denen der bekannte Dichter Brockes war, mitgetheilt habe".*) Das weist uns schon in den Kreis, zu dem Lipstorp und die andern Deputirten des Senats gehörten, wie in die Zeit, da die Catechismus-Arbeit begann, hinein; denn Brockes starb am 16. Januar 1747. Es stimmt hiemit ganz zusammen, wenn Lessing 1777, in dem Vorwort zum 4ten Beitrag, „von dreißigjährigen Papieren" spricht, die er publiciren will. Von diesen Papieren, die Lessing in dem Buche „Zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" mitgetheilt hat, schreibt er aber, als er das erste Fragment drucken lies, „daß er nicht wisse, ob es wirklich Fragmente Eines Werkes wären, ob eines wirklich vollendet gewesenen und zerstörten oder eines niemals zu Stande gekommenen." Er hat, wie er 1779 noch an Herder schrieb, wirklich das ganze Manuscript nicht in Händen gehabt.**) Es waren also wol diese Papiere einzelne Aufsätze, die Reimarus später zu seiner „Apologie der natürlichen Religion", wie er sein großes Manuscript überschrieben, benutzt hat, von denen er selbst schreibt, daß „ein Paar vertraute Freunde, mit welchen er diese Schrift oder einen Theil davon in Ueberlegung genommen hatte, sehr in ihn gedrungen, daß er ihnen erlauben möge, einen Gebrauch zum Nutzen anderer Menschen davon zu machen"***); diese Aufsätze hat Elise Reimarus ihrem Freunde mitgetheilt, da ihr Bruder ihm nicht den Zutritt zum geheimnisvollen Werke gestattete. Diese Aufsätze wurden mehrfach abgeschrieben; J. A. C. Schmidt (es soll dies der Canonicus Riens in Braunschweig gewesen sein) schreibt in der Vorrede zu den „Uebrigen noch ungedruckten Werken des Wolfenbüttler Fragmentisten", die er von Lessing erhalten hatte, daß sich 4 Abschriften von denselben in Hamburg,

*) Klose in der Zeitschrift für historische Theologie 1850. IV. Heft, S. 520.

**) Lessing's Schriften von Maltzahn XII. S. 627.

***) Niedner's Zeitschrift 1850. IV. Heft, S. 535.

7 in Berlin und eben so viele in Braunschweig befänden. Die s. g. Fragmente stimmen aber nicht einmal alle mit den Abschnitten in dem späteren Werke überein*), ja, sie passen, wenn man ihren Inhalt und ihre Form schärfer ansieht, selbst in der späteren Veränderung, nicht so recht zu dem Werke, dem sie einverleibt wurden. Fast alle nehmen eine Rücksicht auf den catechetischen Unterricht der Jugend, welche ohne eine besondere Veranlassung bei einem Apologeten der natürlichen Religion, noch dazu bei einem academischen Professor, auffallend ist. „Ich weiß kein einziges öffentlich eingeführtes Lehrbuch des Christenthums, heißt es z. B., welches den Unterricht in der Religion auf solche Art und in solcher Ordnung vortrüge, daß die vernünftige Religion zum Grunde gelegt wird und zu der geoffenbarten den Weg bahnen muß.“ Und wenn wir nun gerade diesen Gedanken, der auf verschiedene Art in den verschiedenen Abschnitten ausgeführt wird, auch von den Mitgliedern des Senates bei der Recension des hamburgischen Catechismus oft hervorgehoben und vertheidigt finden, werden wir da nicht von selbst auf einen Zusammenhang dieser Aufsätze mit der Catechismusarbeit geführt? Ferner ist die Art der Polemik in diesen Abschnitten der Apologie eine andere, als in dem gelehrten Theile der Schrift, in welchem die Lehre, wie die Geschichte der Bibel, und die einzelnen heiligen Schriften kritisirt werden. Die Gegner in diesen Abschnitten werden nicht genannt, sind nicht solche, die Bücher geschrieben haben, sondern werden als „die Herren Theologen“ bezeichnet, „die geistlichen Herren“, „die Lehrer auf der Canzel“, „die Priester, die ein freies Bekenntnis mit Zwang unterdrücken“. Dazu kommt nun, daß das, was die Deputirten des Senats gegen die Kirchenlehre vorbringen, oft wunderbar mit dem eigenthümlichen System der biblischen Theologie von Reimarus zusammenstimmt, und daß sich dieses System in seinen Grund-

*) David Fr. Strauß: H. S. Reimarus und seine Schutzschrift. Leipzig 1862. S. 21.

zügen schon in dem Fragmente „vom Zwecke Jesu“ findet. In diesem suchte der Verfasser darzuthun, daß der Catechismus der ersten Kirche nur aus Einem Glaubensartikel, nämlich dem Glauben an das Evangelium, bestanden habe, daß man aber zur jetzigen Zeit ganz verkehrt unter „Glauben“, wie unter „Evangelium“, „den Inbegriff der ganzen christlichen Lehre, welche geglaubt werden soll“ oder „alle Artikel des Glaubens in ihrem Zusammenhange verstehe“; ein Gedanke, der bei der Besprechung über den Catechismus von großer Bedeutung war.

Reimarus hatte nämlich, da er die Bibel mit dem größten Fleiße las und sich von allen Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen frei zu erhalten suchte, die ganz richtige Entdeckung gemacht, daß die Theologen die Grund-Idee der biblischen Lehre viel zu sehr hatten in dem Hintergrund bleiben lassen, die „vom Reiche Gottes“. Er mußte die Theologen erst erinnern, daß „das rechte Evangelium, das Jesus verkündigen lies, war, „daß das Reich Gottes nahe sei“. „Das war der Inhalt der Predigt Jesu gewesen in Galiläa“. Der Herr selbst hatte den Jüngern gesagt, daß ihnen gegeben sei, das Geheimnis des Himmelreichs zu vernehmen, und der Same, den Er als Säemann ausstreuete, sei „das Wort vom Reich“ (Math. 13, 11.19). Er war gekommen, das Himmelreich auf Erden aufzurichten; die Theilnahme am Reiche Gottes war das Ziel der Hoffnung, das Er Seinen Jüngern vorhielt, und die Hauptforderung, die Er an die stellte, die dieses Ziel erlangen wollten, war: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit (Math. 6, 33). Die Zwölfe sandte der Herr zuerst aus, „zu predigen das Reich Gottes“, (Luc. 9, 2) und nach Seiner Himmelfahrt auch breiteten die ersten Jünger, die Predigt vom Reiche Gottes (Ap.-G. 8, 12) aus. Aber trotzdem war das Wort vom Reiche zurückgetreten gegen andere Punkte in der Lehre Jesu, welche Streit und Zwiespalt hervorgerufen hatten. Auch bei den protestantischen Theologen war es die Wichtigkeit der Lehre von der Rechtfertigung

des Sünders, welche die vom Reiche Gottes vernachlässigen lies; es war der Mangel an Verständnis der evangelischen Moral, der das Gesetz, abgerissen vom Evangelio, der herrschenden Philosophie zum Opfer brachte; es war die Furcht vor chiliastischer Schwärmerei, welche die Verheißung der Zukunft des Herrn und der Vollendung seines Reiches auf Erden unberührt bleiben lies. In der Kinderlehre hielt man sich an den Wortlaut des Catechismus; da wurde die Lehre vom Reiche Gottes nur nebenbei berührt. Wie in den größeren Erklärungen des Lutherischen Catechismus in anderen Ländern, die seit der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts herauskamen, so wurde auch für die neuen hamburgischen Catechismen der Unterschied zwischen dem Reiche der Macht, und dem der Gnade und der Herrlichkeit beim dritten Hauptstück wol hervorgehoben, aber ohne daß dieses bei der Erläuterung der Glaubensartikel irgend berücksichtigt wurde. Beim zweiten Artikel blieb man stehen beim letzten Gericht; beim dritten, beim Untergang der sichtbaren Welt; die Vollendung des Reiches fehlt; das ewige Leben wird nur als die Seligkeit der Einzelnen nach dem Tode betrachtet.

Reimarus hatte deshalb wohl genügenden Grund, wenn er schrieb: „Unsere heutigen Theologen, welche die Redensarten und Meinungen der Juden zu den Zeiten der Apostel nicht verstehen, oder vielleicht ungerne verstehen wollen, machen sich ganz falsche Begriffe von dieser und von jener Welt und von der Zukunft des Messias zum Gericht, als ob Himmel und Erde bei dieser Zukunft vergehen sollen, und als ob die Menschen unter dem Messias nicht auf Erden, sondern, ich weiß nicht, in welcher geistigen Welt leben würden. Nein, die zukünftige Welt der Juden war hier auf Erden." „Diese zukünftige Welt war gar nichts Fürchterliches. Es sollte zwar der Anfang mit der Auferstehung der Todten und dem Gerichte verknüpft sein; aber das Fürchterliche ging blos die andern Völker, die Heiden und die Gottlosen, an. Der Messias sollte kommen, hies es, wie ihr Ihn gesehen habt gen Himmel fahren. Dies sollte aber in aller Stille, ohne Geräusch und

Krachen des Himmels und Verbrennen der Erde geschehen, und die prophetischen Redensarten, welche die neue Welt, das Reich des Messias, gleichsam mit der Umkehr der alten Welt und der ganzen Natur verbinden, sind nicht im wörtlichen Verstande zu nehmen, sondern sollen nur die großen, prächtigen Veränderungen des irdischen Zustandes in dem herrlichen Reiche andeuten. Jesus sollte kommen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit und durch Seine Engel die Auserwählten von allen vier Winden versammeln und Jedem vergelten nach seinen Werken. Wenn Er auf dem Stuhl Seiner Herrlichkeit sitzen wird, und alle Völker vor Ihm erscheinen, so wollte Er sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, und sagen zu denen zu Seiner Rechten: Kommt, ihr Gesegneten Meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anfang der Welt!" Was ist bei solcher Zukunft Fürchterliches? Diese Scene sollte aber auf dem jetzigen Erdboden zu einem immerwährenden Reiche eröffnet werden, in dem die Apostel auf zwölf Stühlen sitzen sollten u. s. w. Mit einem Worte, das Himmelreich war nach jüdischen Begriffen in Nichts von einem irdischen Reiche unterschieden, ohne daß es eine Gottesherrschaft, eine Theokratie, unter dem Messias sein sollte, worin alle Stiftungen Mosis nebst Recht und Gerechtigkeit blühen, Friede und Freude herrschen, alle Feinde der Juden sich bekehrt haben werden. Das war dann der neue Himmel und die neue Erde, das himmlische Jerusalem, das tausendjährige Reich, auf das auch die ersten Christen mit unruhigem Verlangen warteten; die große Sehnsucht der wartenden Braut!" — „Ohne auf Phantasieen zu fallen, kann uns gewiß sein, daß auch die mehrsten Kirchenväter mit großem Verlangen nach der frohen Wiederkunft Jesu zu einem tausendjährigen, d. h. immerwährenden, Reiche auf Erden gehofft und gewartet haben. Unsere heutigen Theologen müssen dies zugestehen; aber — jetzt ist das ketzerisch, und man hat den Artikel von der verheißenen Zukunft ganz verkehrt, als welchen man blos auf das jüngste Gericht und den damit ver-

knüpften Untergang der ganzen Welt beziehet. Sie thun dabei den Worten Jesu, der Apostel und Evangelisten offen Gewalt an und können doch ihr Lehrgebäude in dieser Art nicht behaupten. Entweder haben die Apostel an Jesu gar keine Erfüllung der herrlichen Weissagungen der Propheten zeigen wollen (wie gar nicht glaublich!) oder sie haben dieselbe auch in dessen Zukunft aus den Wolken mit großer Kraft und Herrlichkeit verheißen; denn gewiß konnten sie doch die erste Zukunft ins Fleisch nicht für diejenige ausgeben, da er mit großer Kraft und Herrlichkeit kommen sollte."

Wenn Reimarus aber auch ganz richtig die Wichtigkeit der Idee des Himmelreiches im neuen Testament erkannt hatte, so war er selbst doch durch die Zweifel an dem System der Kirchenlehre, welche bei dem mangelhaften Unterricht in der Jugend schon in ihm entstanden waren, zu sehr mit falschen Vorurtheilen erfüllt, als daß er die Wahrheit dieser Lehre hätte fassen können. Reimarus litt, wie die meisten seiner Zeitgenossen, an einem Mangel an historischem Sinn. Der große Gedanke, den schon Bengel hervorhob, daß „die heilige Schrift eine unvergleichliche Nachricht von der göttlichen Oeconomie bei dem menschlichen Geschlechte, vom Anfang bis zum Ende aller Dinge, durch alle Weltzeiten hindurch ist", daß sie als ein Denkmal anzusehen ist für die göttliche Haushaltung in der Erziehung nicht blos der einzelnen Seele zum Heile, sondern des ganzen menschlichen Geschlechtes für das Reich Gottes, — der Gedanke lag unserm Reimarus fern. Die Geschichtsbücher des alten Testamentes enthalten ihm nur Erzählungen von Personen, durch die Gott sich soll geoffenbart haben, und die deshalb für „Heilige" gehalten werden sollen. Und da er nun bei ihnen, ja, im ganzen alten Testamente, keine höhere Erkenntnis von Gott, noch andere Beweggründe zur Besserung des Herzens, als die natürliche Vernunft dem Menschen auch schon gibt, nicht den geringsten Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und der ewigen Seligkeit findet, so hält er die Erscheinungen Gottes im alten Testamente, woraus man eine Offenbarung herleitet, für Nichts, als leere Worte der

Geschichtschreiber, die diese selbst durch die häßlichen Handlungen der Erzväter, Richter, Könige, die sie mittheilen, widerlegen. „Gott kann, sagt er, mit so unsauberen, boshaften Seelen nicht in außerordentliche Gemeinschaft getreten sein oder sie als Werkzeuge Seiner Offenbarung an die Menschen gebraucht haben, welche selbst der natürlichen Religion und Menschenpflicht entgegenhandeln.“ Mit dem größten Scharfsinn, ja, einem oft empörenden Uebermuth weiß er an den alttestamentlichen Gestalten die kleinsten Fehler und Flecken aufzudecken; die Geschichtsbücher des alten Testamentes sind ihm „die chronique scandaleuse der Glaubenshelden der Israeliten“, in der er mit sichtbarem Wohlgefallen das, woran die Weltmenschen am meisten Freude zu haben pflegen, hervorzuheben weiß; die Geschichte des Volkes Gottes ist ihm, wie so Vielen nach ihm, Nichts, als — die jüdische Geschichte.

Noch viel weniger als das alte Testament war Reimarus aber im Stande, das neue Testament zu verstehen. Es fehlte ihm der Glaube, der Glaube, auf den Johannes hinweist, wenn er am Ende seines Evangeliums schreibt: „Diese sind geschrieben, auf daß ihr glaubet, daß Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und in diesem Glauben habet das ewige Leben.“ Er verstand das erste Wort nicht, das Jesus sprach, als Er in Galiläa auftrat: „Thut Buße!“ wie konnte er verstehen, was der Herr hinzufügt: „Glaubet an das Evangelium“! Was die Sünde ist, welches Verderben sie in die Welt gebracht hat, davon hat Reimarus keine Ahnung. Die ersten Menschen sind ihm eben solche Menschen, nichts vollkommner gewesen, als wir; sie haben sich auf eben dieselbe Weise, wie wir, durch den trüglichen Reiz der Sinne verleiten lassen, blos weil sie Menschen waren, die eingeschränkte Verstandeskräfte hatten und ihren Neigungen gleich bei der ersten sinnlichen Lust nachhingen. — „Der Mensch ist es aber allein, welcher sich ändert, verdirbt, beleidigt, wenn er von den Vorschriften seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit abweicht, und folglich ist er es auch allein, der seine Irrthümer und Vergehungen

ablegen und eine bessere Lebensart ergreifen muß; Gottes Vollkommenheiten werden durch unsere Unvollkommenheiten nicht verletzt; Gott braucht nicht, daß ihm eine Genugthuung für eine Beleidigung geschehe. In der That ist es doch wahr, daß die Herren Theologen durch ihr System von der Beleidigung Gottes durch die Sünde, Gott moralisch unvollkommen machen. Heißt das nicht Gott erniedrigen, wenn, nach dieser Idee, unsere Sünden lauter Empörungen, lauter Verbrechen der beleidigten Majestät Gottes werden, dadurch wir Ihm nach Krone und Scepter greifen? so daß Er uns um unserer Sünde willen strafen und Sich selbst durch unsere Strafe Satisfaction schaffen muß, damit Sein Reich wider die Abtrünnigen befestigt, und Er von Allen gefürchtet und geehrt werde? Heißt das nicht, in der Menschen Willen stellen, ob Gott ein Reich auf Erden haben soll oder nicht?" Natürlich, von Vergebung, Versöhnung, Erlösung im biblischen Sinn kann bei solchen Vorstellungen nicht die Rede sein. Wozu brauchte Gott Seinen Sohn auf die Erde zu senden? wozu Sein Reich wieder aufrichten zu lassen? Von der höheren Natur Jesu konnte eben so wenig im Ernste die Rede sein, wie von dem hohenpriesterlichen und dem königlichen Amte des Herrn; ja, Jesus brauchte nicht einmal ein Prophet zu sein. „Die Herren Theologen, klagt er einmal, sind nicht zufrieden, daß sie dem natürlichen Menschen die gesunde Vernunft absprechen, sondern sie rauben ihm auch die Freiheit, damit wir vollends aufhören, Menschen zu sein!" Daß die Vernunft verfinstert sein soll durch die Sünde, das war ihm der Hauptanstoß, auf den Reimarus immer wieder zurückkommt, das konnte er mit seinen philosophischen Vorstellungen, mit der natürlichen Religion, die ihm über Alles ging, nicht reimen. Jesus war, wie Reimarus sich vorstellte, ein Lehrer des ganzen menschlichen Geschlechtes. Als solcher predigte er eine allgemeine Religion. „Dieser Theil seiner Lehre, sagt er, ist rein practisch, geht alle Nationen des Erdbodens zu allen Zeiten an, und ist so vortrefflich und glänzend, daß man nothwendig die größte Hochachtung gegen seine Person und die Vor-

schriften haben muß, die er noch durch die Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit erhöhet und belebt hat, und daß selbst die Feinde des Christenthums sich nicht haben erwehren können, die Regeln der innigsten Verehrung gegen Gott, der herzlichsten Liebe gegen alle Menschen, selbst gegen die Feinde, und die Erstickung der Laster in ihrer ersten Quelle, nämlich in den Begierden, worauf er bei jeder Gelegenheit dringt, als den herrlichsten Abriß einer wahren, lebendigen Religion zu preisen". — Aber nun fand Reimarus neben diesen Reden Jesu, so viele andere, in denen viel Dunkles, Bedenkliches, Unverständliches war. Das konnte er sich nicht anders erklären, als daß Jesus der Gewohnheit der griechischen Weltweisen folgte, welche zweierlei Schüler hatten, exoterici und esoterici; den vertrauten Jüngern trug Er eine andere Lehre vor, als dem gemeinen Haufen. Diese Erklärung lag nahe, da ja auch im vorigen Jahrhundert die gelehrten Theologen, wie Joh. Salomo Semler in seiner eignen Lebensbeschreibung uns erzählt, ihre Privat-Vorstellungen von den Lehren, die sie der öffentlichen Ordnung wegen vortragen mußten, zu unterscheiden wußten. Jesus that also nichts anderes, als was Reimarus und seine Zeitgenossen, die Anhänger der Wolff'schen Philosophie, auch thaten. Darum legte Jesus selbst einen Nachdruck darauf, daß er nicht gesandt sei, denn nur zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel (Math. 15, 24). Darum war der größte Theil seiner Lehren blos auf die Juden und ihre natürliche Religion, Gebräuche und eingeführte Meinungen gerichtet. Die Erwartung des Messias und seines Reiches war bei den Juden zu seiner Zeit allgemein und ersehnt, so daß die Verkündigung des nahen Himmelreiches das Verlangen des Volkes nothwendig erwecken mußte. Jesus schloß sich deshalb den gewöhnlichen Zeitvorstellungen an. Er wollte zunächst nur das Sittengesetz, als das vornehmste Stück der Religion, besser erklären. Das ganze Buch des Gesetzes sollte im Himmelreiche geltend bleiben, auch dem levitischen Gesetze wollte er nicht den Untergang bereiten; nein, er beobachtete selbst den äußeren

Gottesdienst, und wollte das Ceremonial-Gesetz, als ein ewiges, unwandelbares, bis auf alle Kleinigkeiten erfüllen. Dabei lies er sich zuletzt, als er am letzten Passah-Feste in Jerusalem einzog, als König begrüßen; widersprach den jüdischen Vorstellungen, daß das Reich des Messias ein weltliches Reich sei, nicht. Wenn Johannes schreibt, daß er zu Pilatus gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", so muß man bedenken, daß die Evangelisten sich nicht immer an Jesu Worte gebunden hielten, sondern, daß sie, ein jeder nach seinem Gutdünken, Jesu die Worte in den Mund legten. Dasselbe gilt ja auch von andern Worten, die etwas geheimnisvoll klingen, wo Jesus aus seiner Person mehr zu machen scheint, als ein gemeiner Jude zu thun befugt ist. Davon kann man sich überzeugen, wenn man Johannes mit den übrigen Evangelisten vergleicht. Der mystische Johannes ist es hauptsächlich, der Jesus zuweilen wunderbare Dinge von sich selbst sagen läßt; die Ursache ist, er schreibt nicht als ein Geschichtschreiber, sondern als ein Selbstlehrer, der sein System aus lauter kabalistischen und Platonischen Ideen zusammengesetzt hat. Jesu Zweck war also, wie gesagt, in Wahrheit gewesen, ein weltliches Reich aufzurichten; aber darin war er von Gott verlassen; er mußte leiden, sterben wider seinen Willen; sein Verhängnis hat ihm dazu verholfen. Die Hoffnung der Apostel, er werde Israel erlösen vom Joche der Römer, war nun durch die Kreuzigung vereitelt. Jesus ward begraben, und die Apostel versteckten sich aus Furcht vor den Juden. Funfzig Tage blieben sie stille; sie waren einmüthig bei einander im verschlossenen Zimmer, und hier — richteten sie ein neues Lehrgebäude auf, welches noch ziemlich mit Jesu unglücklichem Schicksal bestehen konnte. Die Apostel wollten nun einmal Lehrer werden; sie hatten an ihrem Meister gesehen, daß das Lehramt nicht darben lasse, deshalb mochten sie zu ihrem Handwerk nicht zurückkehren; sie waren studirte Leute, denn bei den Juden war es gebräuchlich, daß auch die Gelehrten ein Handwerk lernten; sie hatten fleischliche Begierden zu Beweggründen

gehabt, als sie Jesu nachfolgten, so lange Jesus lebte; diese innern Triebe blieben dieselben. Wenn Einer sich in seiner Hoffnung betrogen hat, so pflegt sich das System, das er dann aus Noth ergreift, nicht nach der Wahrheit, sondern nach seinen ursprünglichen Absichten zu richten; so auch bei den Aposteln.

Die Juden hatten schon damals ein zwiefaches System von dem Messias gehabt. Die meisten erwarteten zwar einen weltlichen Regenten. Andere Juden, freilich viel wenigere, sagten aber, ihr Messias werde zweimal kommen, zuerst, in einem armseligen Aufzuge, dann werde er leiden und sterben; das zweite Mal aber in den Wolken des Himmels. Diese wenigen, die mystischen Juden zogen das 52ste und 53ste Capitel des Propheten Jesaias ausdrücklich auf den Messias und die Vergebung der Sünden durch dessen Leiden und Sterben, und verkündigten den Ephraim, den Sohn Josephs, als den Messias, der unsere Gerechtigkeit ist. Dies hatte, wie Reimarus behauptet, der alte Esdras Edzardi in einer Schrift treffend nachgewiesen.*) Dies zweite System, das die Wenigsten unter den Juden hatten, ergriffen nun die Apostel und brachen damit am Pfingstfeste hervor. Um die Auferstehung Jesu glaublich zu machen, hatten sie das **corpus delicti**, den Leichnam Jesu, aus dem Grabe heimlich weggeschafft; desto freier bezeugten sie, daß Jesus am dritten Tage auferstanden, daß er gen Himmel gefahren sei, und aus demselben in den Wolken wiederkommen werde. Diese Facta waren freilich falsch und erdichtet; aber es kam ja Alles nur auf ein dreistes und anhaltendes Zeugnis an. Nach dem Gesetz mußte selbst vor Gericht gelten, was zwei oder drei Zeugen bestätigten; dabei verstand man zu jener Zeit die Kunst gerichtlicher Verhöre noch nicht, da die Zeugen getrennt werden und jeder für sich verhört wird. So ist also das ganze Christenthum, das auf diese **facta** gebaut wurde, von Grund

---

*) Consensus antiquitatis Judaicae cum explicatione Judaeorum super Jerem. 23, 5.6. Hamburg, 1670.

aus falsch und in seiner ersten Anlage, was die Glaubenslehre betrifft, als bodenlos erwiesen. Die Apostel behielten aber die schöne, vernünftige Moral ihres Meisters bei. Sie wollten dabei nicht ganz in die Fußtapfen ihres gewesenen Meisters treten, sondern eine Religion stiften, die den Juden und den Heiden gerecht war. Zu dem Ende legten sie es nun bei Zeiten darauf an, das Ceremonial-Gesetz abzuschaffen.

Es ist in Wahrheit zu bedauern, schreibt Reimarus, daß Jesus nicht das Bekehrungswerk zu seinem einzigen Zweck und Geschäft gemacht hat, weil er so viel Erbauliches und Herrliches davon zu sagen wußte und ohne Zweifel noch Mehreres in der Absicht hätte sagen können. Aber auch nach jüdischen **principien** hängt die allgemeine Religion, ich will sagen, die Aenderung des Sinns, Buße, Bekehrung, welche in Ablassung von Sünden und aufrichtiger Liebe Gottes und der Menschen besteht, mit dem besonderen „Trost Israels", als eine nothwendige Vorbereitung zu dem Reiche Gottes, zusammen; denn die Juden sind der Meinung, daß die Gottlosen und Unbekehrten keinen Antheil an dem Reiche des Messias haben werden. — Deshalb war die Bekehrung auch für Jesum nur eine Vorbereitung zu seiner Hauptabsicht, sein Reich aufzurichten. „Bekehret euch!" Warum? „Denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!" Bei diesem Zusatze leidet der große Charakter Jesu, den man ihm bei dem bloßen Bekehrungswerke mit Recht hätte geben müssen, gewaltiglich. Die Erwartung einer zeitlichen Erlösung Israels war allgemein; Jesus sucht sie zu seinem Nutzen anzuwenden und das Evangelium den juckenden Ohren in solchen Ausdrücken zu predigen, welche sie nicht anders, als nach ihrem Wahn in einem fleischlichen Sinn deuten konnten; Er nahm solche Herolde eines Himmelreiches, die selbst dabei groß und mächtig zu werden gedachten. Dadurch ward nicht nur der politische Zustand der Juden in große Gefahr gesetzt, vollends von den Römern unter die Füße getreten zu werden; sondern es ging auch der größte Nutzen seiner schönen Bekehrungspredigten mehrentheils

verloren. Sein eigner Charakter bekam in den Augen der vernünftigen Welt einen schwarzen Anstrich. Er mußte gleich bei dem ersten Auftritt mit einer zwischen Johannes und ihm selbst verabredeten Vorspiegelung beginnen, als ob Johannes, da er Jesus nicht gekannt, zuerst durch eine Stimme vom Himmel (Bath kol) die Offenbarung bekommen hätte, dieser sei der Auserwählte Gottes. „Wer mit Verstellung und mit betrüglichen Offenbarungen auf die Bühne tritt und sich selbst als den erwarteten Erlöser ankündigen läßt, der benimmt sich bei den Leuten, die ihn kennen, alles Glaubens. Seine nächsten Brüder glaubten nicht an ihn; die Obersten der Synagoge, die Pharisäer und Schriftgelehrten, glaubten nicht an ihn. Die Weissagungen, welche er auf sich, als den Messias, zieht, und die Wunder, welche er vor dem gemeinen Volk verrichtet, aber vor dem Rathe, den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, auch auf Verlangen, nicht verrichten will, sind ebenfalls zweideutig und verdächtig, und zuletzt äußert sich bei seinem Einzuge in Jerusalem die ohnmächtige Intention, durch seine Jünger und durch eine aufgebrachte Menge Volks für den verheißenen König Israels öffentlich ausgerufen zu werden und die Verfassung des äußerlichen Gottesdienstes und Kirchenregimentes mit Ungestüm zu ändern."

Das sind die Grundzüge des Bildes, das Reimarus bis in die einzelnen Züge auszuführen sucht. Die Person des Heilandes verliert darin alle Würde. Er wird ein Lehrer, der ein falsches System absichtlich verbreitet hat, von seinen eignen Jüngern gleich in ihren Lehrvorträgen übertroffen wird, ja, der durch sein tumultuarisches Auftreten den Tempel entheiligt, durch verdächtige und aufrührerische Maaßregeln seine übrigen Verdienste so sehr befleckt und verdunkelt hat, daß er gar nicht unschuldig, sondern vielmehr um eines Verbrechens willen, das er gegen die Obrigkeit begangen, getödtet ist. Ebenso waren seine Apostel, die seine Lehre fortgebildet haben, Menschen, die in Wahrheit keine Achtung verdienten. „Hatten denn die Apostel kein Gewissen?" fragte Reimarus selbst

einmal; „waren sie vorsätzliche Heuchler und Betrüger?“ Und antwortet: „Mit den ächten Grundsätzen einer wahren Religion und Tugendlehre ist, was sie gethan, nicht zu reimen; aber in vorigen Zeiten meinten ja die Stifter von Republiken und Religionen, der gemeine Haufe könne nicht anders behandelt werden. Gelten doch nirgends mehr, als in der christlichen Kirche, später die **piae fraudes**! — Und diese Apostel waren Lehrer, die vielfältiges Unheil der Christenheit allein schon dadurch zufügten, daß sie, „als Stifter dieser Religion“, den Entwurf ihres Systems nicht ausführlich und genau überdachten. Dieser Mangel war genug, die Nachwelt in Ungewißheit, Irrthümer, Spaltungen, Zänkereien, Aberglauben und Sclaverei der Gewissen zu setzen, indem es den **factis** an einer einzigen beglaubigten Geschichte Jesu, den **dogmatibus** an einer accuraten Bestimmung aller Glaubensartikel in einem kurzen Lehrbuche, den **ritibus** an einer vernünftigen Kirchenordnung mangelt!“ — Die Bibel konnte dem Reimarus bei solchem Inhalte nicht mehr als Gottes Wort erscheinen; ihrer Form wegen ebenso wenig. „Mein Gott, dachte ich, schreibt er, es können ja Menschen dasjenige, wovon sie Anderen eine Erkenntniß beibringen wollen, kurz, ordentlich, verständlich, deutlich, präcis, in wenig Hauptstücke fassen, so daß die eigentliche Meinung keine Mißdeutung leidet, wie auch unsere Catechismen beweisen. Wie kommt es denn, daß, da das allerweiseste und gütigste Wesen uns eine seligmachende Erkenntnis offenbaren wollte, die Heilslehren nicht auch so ordentlich, deutlich, bestimmt vorgetragen sind! Warum ist alles, was zu einerlei Glaubenslehre oder zu den Lebenspflichten gehört, nicht an einem Orte zusammengestellt, sondern durcheinander geworfen, zerrissen oder zerstreut, daß man es aus so vielen Winkeln der Schrift erst mühsam aufsuchen und an seine gehörige Stelle bringen muß? Warum ist ein jedes nicht genugsam erklärt und in seiner Verbindung mit den übrigen Theilen vorgelegt worden? Hier ist nichts, was einem Lehrbuche, einer Offenbarung der Heilsordnung ähnlich sieht!“

Es ist kaum denkbar, daß Reimarus selbst nicht zuweilen an der Richtigkeit seiner Auffassung der biblischen Lehre gezweifelt haben sollte. Die Unwahrscheinlichkeit des Systems, das er sich ausgedacht, liegt ja auf der Hand. Die Jünger sollen sich in der Zeit, da der Meister getödtet und begraben war, auf der „Rathsstube zu Jerusalem" vereinigt haben, ein neues System anzunehmen; sollen sogleich, um dieses System zu stützen, Jesu Leichnam weggenommen haben; sollen nach 50 Tagen schon den Muth gehabt haben, vor dem versammelten Volke, in Jerusalem die Auferstehung dessen zu predigen, dessen Kreuzigung dieses Volk begehrt hatte, den es am Kreuze hat hängen sehen! Sie sollen die Begeisterung gehabt haben, eine Lehre zu verbreiten, deren Kern und Stützpunkt eine Thatsache war, die, wie sie wußten, erdichtet war! — Schon, daß die Eilfe, die noch am letzten Abend vor dem Tode dieses Meisters sich stritten, wer der Größte im Himmelreich sein werde, unter sich sollten einig geworden sein; daß sie sollten die Stifter einer Religion gewesen sein; daß sie diese Religion dem Lehrer sollten zugeschrieben haben, der sie doch irre geführt, in Irrthum gelassen, den sie unmöglich für den Messias haben halten können; — ist eine Vorstellung, die so unwahrscheinlich ist, daß es wirklich ein viel größeres Wunder gewesen wäre, wenn das Christenthum auf diese Weise entstanden wäre, als alle Wunder, welche die heilige Schrift erzählt, zusammengenommen.

Es gehörte eine Kraft des Geistes dazu, wie Reimarus sie hatte, ein solches System mit beharrlichem Fleiße, bis ins Einzelne, auszudenken und durchzuführen; vor den Consequenzen nicht zu erschrecken, auch dann nicht, wenn er selbst zu schreiben sich genöthigt sah: „Das ganze Lehrgebäude des apostolischen Christenthums beruht von Anfang bis zu Ende auf lauter falschen Sätzen, und zwar auf solchen Sätzen, die den Grund und das Wesen dieser Religion ausmachen sollten, mit welchen es folglich in sich selbst zerfallen mußte." — Reimarus that das nicht aus Uebermuth, aus Eitelkeit, um sich zu zeigen oder mit seinem Un-

glauben zu prahlen. Er hatte vielmehr die Bibel, er mochte selbst oft nicht wissen, warum, zu lieb, fühlte sich zu sehr zu ihr hingezogen, um von ihr lassen zu können. Er verstand sie nicht; aber, was er aus ihr als Wahrheit erkannte, war zu köstlich, als daß er nicht suchen sollte, alle Räthsel zu lösen. Er war nun einmal in dem Irrthum seiner Zeit befangen, daß das Christenthum nichts als eine Lehre sei; die Lehre, wie sie in der Bibel vorgetragen war, konnte er jedoch mit seinen philosophischen Ansichten unmöglich zusammenreimen. Er hatte die Ueberweltlichkeit Gottes so betont, daß er einem Menschen unmöglich das Prädicat „Gott" beilegen konnte. Er hatte die Weisheit Gottes gerade in der beständigen Ordnung bei dem Wechsel aller Dinge nachgewiesen, wie konnte er zugeben, daß Wunder, Etwas, was gegen die Naturgesetze geschieht, sich ereignet hätten! „Je mehr Gott nach der Schöpfung Wunder that, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten und umsonst geschaffen haben, nicht aber erhalten." Ist aber ein Wunder nicht möglich, so auch keine übernatürliche Offenbarung überhaupt. Der Zweck Gottes bei der Regierung der Welt war nach seiner Ansicht die größtmöglichste Lust aller Lebendigen, wie konnte er eine ewige Verdammnis oder die Bevorzugung einiger Menschen durch eine besonders geoffenbarte Religion anerkennen? Die Lehre der Bibel trat für ihn in entschiedenen Widerspruch mit der Lehre der Vernunft; er konnte nicht der Offenbarung das Vorrecht zuerkennen, für wahr hinzustellen, was sein Verstand nicht begreifen konnte. Salomo Semler, der jünger war, als Reimarus, schrieb 1759, in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Baumgartens Glaubenslehre: „Ich will gerne unsere wenige, arme Vernunft nicht zur Meisterin und Anführerin des seligmachenden Glaubens machen oder zur eigentlichen Erkenntnisquelle theologischer und uns seliger, unentbehrlicher, obgleich nicht völlig begreiflicher Wahrheiten, obgleich ich es mit völligem Grunde thun könnte, wenn ich dazusetzte „die christliche", „die Gottes Wort gebrauchende und dadurch erleuchtete" Vernunft, wodurch die herrschende Abnei-

gung von Gott und göttlichen Dingen und der Kitzel der Selbstgefälligkeit wegfallen würde.“ Aber **Reimarus** konnte sich mit Halbheiten nicht vertragen. War er zur Zeit, da er an den Arbeiten für den **hamburgischen Catechismus** theilnahm, auch noch nicht mit seinem Systeme fertig; der Unterschied zwischen dem Localen und Temporellen in der Bibel, dem, was nur für die damaligen Juden Bedeutung hatte, und dem allgemein Gültigen, findet sich doch schon in dem Fragmente „**Vom Zwecke Jesu**“, ehe **Semler** auf denselben solchen Nachdruck legte. — „Ich meine, schreibt er, man werde die Grundregeln der Vernunft mit den beiden Sätzen ausdrücken können: „Ein jedes Ding ist das, was es ist“, und „Ein Ding kann nicht zugleich sein und nicht sein“. Diese Regeln gelten nicht allein in der Weltweisheit und Mathematik, sondern in allen und jeden Wahrheiten, selbst in der Schrift und Theologie.“*) **Reimarus** konnte es nicht gutheißen, wenn **Wagner**, wie alle Theologen aus der **Wolff'schen** Schule, die einzelnen Kirchenlehren auf philosophische Weise erklären, ja, der Bibel ihre Lehren unterschieben wollten. — „In der That meinen es einige etwas freier urtheilende Critiker mit der christlichen Religion und Bibel gut, schreibt er, sie sehen ein, daß sich die strengen Sätze der s. g. Orthodoxie in allen Stücken unmöglich vertheidigen lassen, und wollen also das Christenthum auf eine solche Art unterstützen, die auch bei der vernünftigen Welt Glauben finden könne. Aber nein, unsere Theologen wollen ihr Glaubenssystem lieber über den Haufen fallen lassen, als daß sie Stützen von der gesunden Vernunft borgen sollten. — Es haben wol einige, die mit Deisten zu streiten hatten, auch in den Lehrsätzen versucht, das Christenthum mit der Vernunft zu vereinigen, daß daraus ein **christianisme plus raisonnable** werden sollte und alles Widersinnige weggeräumt werde. Sie haben dazu desto mehr Grund gehabt, weil Vieles nicht so ausdrücklich in der Schrift steht, sondern erst durch die nachmaligen Glaubensformeln

*) Zeitschrift für hist. Theol. 1850 S. 579.

als orthodox bestimmt worden. (Dahin ist die Benennung des Sohnes Gottes und dessen nach dem Athanasianischen Credo gesetzte, ewige Zeugung nebst der Dreieinigkeit von verschiedenen Personen in Einem göttlichen Wesen zu rechnen.) Laßt uns lieber bei den Worten der Schrift bleiben!*)

Reimarus war ein ganzer Mann. Weil er die geoffenbarte Lehre nicht für wahr hielt, so konnte er auch nicht dafür sein, daß sie den Kindern mitgetheilt wurde. Allein er hatte bei allen seinen Verstandesirrthümern, doch durch die christliche Erziehung, die er gehabt, einen Segen für sein ganzes Leben mitbekommen, ein reges religiöses Gefühl, ein warmes Herz; deshalb konnte er nicht gleichgültig bleiben, wie wir gehört, bei dem steigenden Unglauben zu seiner Zeit. War seine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, durch die Lehrbücher, die der hamburgischen Kirche gegeben wurden, zu einem besseren Unterricht der Jugend in der Religion mitwirken zu können, so fühlte er sich um so mehr getrieben, mit einem andern Werke hervorzutreten, an dem er lange Jahre gearbeitet hatte.

---

*) Zeitschrift für hist. Theol. 1850 S. 591.

Siebentes Capitel.

Die größeren deutschen Schriften von Reimarus: „Von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", „Ueber die Triebe der Thiere", „Die Vernunftlehre". Die berliner Briefe über die neueste Litteratur. — Moses Mendelssohn.

Es war im Jahre nach der Erscheinung der hamburgischen Catechismen, im Jahre 1754, Reimarus stand in seinem 60sten Lebensjahre, als er sein erstes größeres deutsches Werk herausgab: „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion". Er dachte, wie die Vorrede sagt, an die tausend und tausend aufrichtige Christen, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber, weil sie selbst Vernunft brauchen und die Gründe ihres Glaubens überlegen, sich dennoch heimlich mit allerlei Zweifel quälen, die ihnen blos die Unwissenheit und undeutliche Vorstellung in der natürlichen Erkenntnis in den Sinn bringet. Da wäre es gar unzeitig, sagt er, den Teufel anzuklagen, als ob der ihnen solche Gedanken eingegeben hätte; man sollte vielmehr der schwachen Vernunft, die keine Anleitung gehabt, zu Hülfe kommen. „Ich bin der einfältigen und natürlichen Art im Denken jederzeit nachgegangen, zumal in metaphysischen Wahrheiten, wo ich einen kürzeren und sicherern Weg zur unbeweglichen Beruhigung des Gemüthes zu wünschen Ursache hatte. Vielleicht habe ich auf diesem unbetretenen Wege

offenbare Beweise der wichtigsten Wahrheiten gefunden, welchem Andere nach dem Compas der Schulmethode in ihrer Weltweisheit vorbeigegangen sind. Vielleicht können sie für Alle und Jeden überzeuglicher sein und die Gemüther weder durch allzutrockene Scharfsinnigkeit abschrecken, noch selbst bei Tiefdenkenden ohne Eindruck sein. Möchte ich doch den gemeinen Mangel vernünftiger Einsichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen! Möchte ich so viele wüste Menschen belehren können, daß sie ohne Gott in der Welt und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens auch hier unglückselig sind und ihrer eignen Natur zuwiderhandeln!"

Das waren die Erwägungen, die ihn veranlaßten, das Buch in Druck zu geben, das er lange schon im Gedanken gehabt und theilweise ausgearbeitet hatte.

Reimarus geht, um die Nothwendigkeit, daß ein Gott ist, darzuthun, von dem Ursprunge der Menschen und Thiere aus. Alle Menschen und Thiere, zeigt er ausführlich, müssen einen Anfang gehabt haben; denn es sei philosophisch, wie historisch, verkehrt, anzunehmen, daß es eine unendliche Reihe von Menschen gegeben habe. Wenn also die Menschheit einen Anfang gehabt hat, so muß sie von einem andern Wesen abstammen, das ewig, nothwendig, selbstständig ist. — Menschen und Thiere, fährt er in der zweiten Abhandlung fort, haben nun ihren Ursprung nicht von der Welt oder Natur. Die, welche die Welt und Natur auf den obersten Thron setzen wollen, wie werden sie doch den ersten Ursprung des menschlichen Geschlechtes aus den Kräften der Welt verständlich erklären? Welche natürliche Kraft bringet den ersten Menschen, die ersten Thiere in jeglicher Art hervor? Wenn wir noch in den Zeiten der Finsterniß lebten, wir könnten in Dichtungen Licht zu sehen glauben; aber wir haben durch die allergenauesten, sichersten Beobachtungen der ausgezeichnetsten Naturforscher wahrgenommen, daß nicht einmal ein Insect von selbst aus einer faulen, gährenden Masse erwächst, wie daß es keine Hermaphroditen, Thiere beiderlei Geschlechtes, gibt. Eine unendliche Reihe erzeugter Dinge würde nichts anders sein, als ein-

unendliche Zahl von Wirkungen ohne Ursache, welches in der That nichts als eine unendliche Ungereimtheit wäre. Man kann zwar den mikroskopischen Wahrnehmungen nicht immer trauen; es werden bessere Mikroskope verfertigt werden; aber wie wollte ein Mensch je sehen können die Kräfte der Dinge, welche an sich etwas Geistiges sind, zumal wenn sie in den kleinsten Urstoffen, den Atomen, Monaden stecken? Die Natur bringt auch keine neue Art von Thieren mehr hervor, sollte sie ewig sein, wenn ihre Zeugungskraft abgenommen hätte? Wie sollte aber auch eine bloße Bewegungskraft ohne Verstand, ohne Leben, organische Wesen in solcher Ordnung hervorgebracht haben? Die Alten waren doch klüger, welche wenigstens eine Seele in die Welt setzten. Alle natürlichen Ursachen weisen aufs Unendliche hin, wo man außer der Natur eine andere Ursache annehmen muß. Keine einzige Wirksamkeit oder Regel derselben hat in dem Wesen der Materie ihren Grund. Dieses ist es, was Newton, Leibnitz, ja, alle vernünftigen Weltweisen eingesehen haben, und woraus sie auf ein höheres Wesen außer der Welt schließen, das nach weiser Wahl bestimmt hat, was nach dem Wesen der Dinge unbestimmt ist. — Damit man mir aber nicht sage, daß dies doch nur ein Schluß der Unwissenheit, aus dem, was man nicht weiß, bleibe, und daß Etwas in dem Wesen eines Dinges einen Grund haben könne, wenngleich kein Mensch fähig wäre, den Grund zu erforschen, so habe ich mich auf eine wesentliche Beschaffenheit der Materie berufen, um die Wahrheit nachzuweisen. Die Materie ist leblos, sage ich, und deshalb ists ihr vermöge ihres Wesens einerlei, ob sie ist, oder nicht ist; ihre Wirklichkeit ist so wenig, wie ihre Natur und Bewegung durch sich selbst bestimmt. — Ist aber die körperliche Welt an sich leblos, fährt Reimarus in der dritten Abhandlung fort, so muß sie von einem Andern und um eines Andern, nämlich eines Lebendigen willen hervorgebracht sein; denn ein jedes Ding muß seine Vollkommenheit haben. Und nun entwickelt Reimarus den Begriff von Vollkommenheit auf eine Weise, daß er dadurch Kant vorgearbeitet hat, wie ein neuerer Philosoph, Erd-

mann, sagt.*) Ohne Leben, Empfindung, Verstand gibt es keine innere Vollkommenheit. Eine todte Natur kann nicht vollkommen sein; eine Weltseele erklärt auch nichts; Monaden anzunehmen, ist eine ungegründete Einbildung, weil Leben wenigstens Empfindung fordert. Die Schöpfung der Welt von einem selbstständigen Wesen wird auch durch die Dauer, die fortwährende Wirklichkeit, die ganze Folge ihrer Begebenheiten bestätigt. Die ganze Welt, alle sechs Planeten mit ihren Neben-Planeten, ist um der Lebendigen willen da; Alles in der Welt stimmt mit dem Nutzen der Lebendigen überein. Das selbstständige Wesen, das außer der Welt ist, hat durch seinen Verstand, seinen Willen und seine Macht Alles geordnet; die Welt ist die Maschine, die Gott gebraucht. So fällt des Spinoza fatale, unbedingte Nothwendigkeit fort, welche er ihr, ihrer Natur und Begebenheit beimißt. Ebenso fällt das Wort „Natur" weg, mit dem viele andere Leute spielen, indem es ihnen statt des ersten zureichenden Grundes aller Dinge dienen soll, ein leerer Ton, für den man vergeblich eine deutliche Erklärung fordert! — Wir können nun versuchen, heißt es in der vierten Abhandlung, wie wir das, was aus dem ersten Begriffe von Gott, als dem selbstständigen, ewigen, nothwendigen Wesen, durch genaue Vernunftschlüsse zu erkennen ist, seine Vollkommenheiten, auch in seinen Werken wahrnehmen; Gott kann die Welt nicht um seinet selbst willen erschaffen haben, denn zu seiner Glückseligkeit kann nichts zugesetzt werden. Er kann die Welt nur um der Lebendigen willen, und zwar aus Absicht, nur nach Uebereinstimmung mit dem Wesen und der Natur der Lebendigen hervorgebracht haben. Das erweckt die Freude an der Natur und ihrer Erscheinung, an dem Verstand, der Ordnung, der Uebereinstimmung, die sich überall kund thut. So hat Newton auf die Ordnung in der Bewegung der Planeten, Maupertius auf das Gesetz der Sparsamkeit in der Natur hingewiesen. Reimarus sucht nun, ähnlich wie Wolff, den physikoteleologischen Beweis für Gottes

*) Geschichte der Philosophie Th. II. S. 254.

Dasein zu führen, und geht dann in dem folgenden Abschnitt ausführlicher in die Absichten Gottes mit dem Thierreich ein. Er zeigt, wie sich gerade in den Instincten der Thiere, (den natürlichen Trieben und Bemühungen der Thiere, durch die sie dasjenige, was die vollkommenste Vernunft der Menschen schwerlich hätte errathen können, ohne alle Ueberlegung, Erfahrung, Unterricht und Beispiel meisterlich zu verfertigen wissen) ein unendlicher Verstand, welcher aller möglichen Erfindungen und Wissenschaften ursprüngliche Quelle ist, eine unermeßliche Weisheit, eine ewige Vorsehung, eine allgemeine Güte, welche aller Lebendigen größtmöglichste Glückseligkeit sich zur Absicht gemacht hat, kund thut. Hier sieht unser Verstand die Wahrheit unserer Wirklichkeit; hier wird er durch die Einsicht der größten Vollkommenheit, wie unser Wille durch den allerbesten Willen, zur Erfüllung der edelsten Absichten des Schöpfers und zur wahren Liebe gegen uns und Andere gebildet, und wir werden aus der Vergleichung der Thiere mit uns lernen, daß wir zu einer weit höheren Glückseligkeit, als sie, bestimmt sind. Reimarus bemerkt dabei, daß freilich selbst Buffon nicht wolle Theologie aus der Naturgeschichte gepredigt haben; meint aber, dieser erkläre auch Alles auf cartesianische Weise, maschinenmäßig. In den folgenden Abschnitten, in welchen Reimarus die Vergleichung zwischen Menschen und Thieren ausführt, eifert er gegen die Annahme eines Naturmenschen, die Jean Jacques Rousseau aufgebracht hatte. In der neunten Betrachtung findet sich eine Theodicee, um die Zweifel gegen die Vorsehung zu heben; diese erinnert an den früheren Rector in Wismar, wenn es z. B. heißt: „Diejenigen, welche dem menschlichen Leben ein überwiegendes Elend zuschreiben, scheinen dessen Werth nach den Wünschen einer übertriebenen, weichlichen Wollust zu schätzen, welche immer im vollen Kitzel der Sinne sein will. Sie scheinen die sanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beschäftigung mit einer nützlichen Arbeit, der Betrachtung der Natur, der Einsicht in die Wahrheiten, von Witz und Erfindung, einer weisen, klugen Aufführung, der Zufriedenheit des Gewissens entsteht.“ Den Jugendfreund

Brockes' erkennt man in den Worten: „Ich habe oft meine Betrachtung über die geringsten Thiere, wenn ein Schwarm Mücken mit einander spielt, wenn die Bienen durch Blumen und Haiden emsig umherflattern. Ich stelle mir die Vielheit und Mannigfaltigkeit derselben vor; ich denke an den großen Schöpfer, der aller Geschöpfe Lust mit anschauender Erkenntnis gegenwärtig vor sich hat, und in derselben den erhabenen Zweck seiner Schöpfung nicht ohne eigne Lust sieht. Ich schwinge mich in diese göttliche Vorstellung. Ich gönne nun allen Geschöpfen das Leben, und sehe ein, daß, wie wir Menschen in der mittleren Stufe der Vollkommenheit stehen und von Natur nach einer höheren streben, so Millionen anderer Geschöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Lust in der Welt sein müssen". Wegen der Uebel in der Welt, z. B. der Thiere, die den Menschen Verdruß und Schaden zufügen, weiß er sich zu trösten: „Wer in der Welt sein will, der muß auch wollen, daß alle möglichen Dinge, welche einerlei Grund in der Wirklichkeit mit ihm haben, neben ihm sind. Wir Menschen haben am allerwenigsten zu klagen, da wir die allergefräßigsten Thiere sind. Es werden wol, führt Reimarus weiter an, Misgeburten zuweilen erzeugt, aber zu geschweigen, daß sie uns manches in der Zergliederungskunst entdeckt haben, so würden wir ja ohne solche Fälle meinen, die gesunde Bildung könne nicht anders sein. Manches Kind wird von der Amme zerdrückt; was klagen wir die Vorsehung an? Laßt uns lernen behutsam sein, — ein Schutzmittel gegen die Schläfrigkeit der Säugammen zu erfinden, oder vielmehr eins, was schon erfunden ist, anwenden. Die florentiner Obrigkeit hat bei Strafe der Verbannung geboten, daß keine Mutter ihrem Kinde die Brust geben solle, wenn dasselbe nicht in einem Arcuccio läge. Dieses ist ein Gehäuse von drei oder vier Brettern, worin das Kind so verwahrt liegt, daß es nicht durch Betten erstickt werden, und doch durch einen Ausschnitt die Brust erhalten kann. Ueber die Unsterblichkeit der Seele spricht Reimarus in der zehnten Abhandlung auf eine Weise, daß Moses Mendelssohn bei Herausgabe seines Phaedon erklärte, die Hauptgründe von ihm und

von Baumgarten entlehnt zu haben.*) Er geht davon aus, daß die Seele, als einfache Substanz, nicht vergehen könne, und zeigt dann, wie solche Seelen, die von unvollkommnen Stufen eines sinnlichen Leibes zu höheren Vollkommenheiten im geistigen Leben aufsteigen, schon deshalb sein müssen, weil nach den göttlichen Absichten alle möglichen Arten des Lebens in der Welt wirklich sind. Dann weist Reimarus hin auf das Verlangen nach reiner Vollkommenheit, das sich im Menschen von Natur findet; auf die Unvollkommenheit unserer Tugend, wie unserer Weisheit, die alle unsere Vorzüge sonst eitel machen würde. Wir müßten auch der Gerechtigkeit Gottes zu nahe treten, wenn wir leugnen wollten, daß das Gute belohnt, das Böse bestraft werde; ebenso seiner Güte. Die Seele aber macht vornehmlich den Menschen aus; sie dauert bei allem übrigen Wechsel des Körpers fort. Ein jeder achtet sich wegen seiner fortdauernden Seele für einen Menschen, so lange er lebet; die Seele ist die Substanz des Menschen. La Mettrie (jener Arzt, den Voltaire den Hof-Atheisten Friedrich des Großen nannte**)) der glaubt, daß er selbst keine Seele hat, sondern blos eine gebrechliche Maschine ist, muß höchst mißvergnügt gewesen sein und — ist es auch gewesen. — Das führt Reimarus dazu, zum Schluß von den Vortheilen der Religion zu sprechen, wie schon die natürliche Religion uns den Zusammenhang aller Dinge sehen läßt und darum im Gemüthe keine Verwirrung zurückläßt, sondern dasselbe zur Vollkommenheit bildet.

Dieses sind die vorzüglichsten Wahrheiten der natürlichen Religion, welche Reimarus uns zu betrachten gibt; freilich wenig genug gegen die Fülle von Wahrheiten, welche die heilige Schrift enthält. Aber wenn diese Wahrheiten von dem, der in einer neueren Geschichte der Philosophie als ein „vorzüglicher Logiker" gepriesen wird***),

*) Erdmann: Gesch. der Philosophie II. S. 289.

**) Ueber ihn s. Friedr. Albert Lange: Geschichte des Materialismus. Iserlohn 1866. S. 166 ff.

***) Kuno Fischer, Geschichte der Philosophie Th. II. S. 532.

als Wahrheiten der natürlichen Religion bezeichnet werden, so fällt uns doch ein Doppeltes dagegen auf. Einmal, daß Reimarus nicht bedenkt, daß diese Wahrheiten nicht schon zu allen Zeiten, von allen Völkern, ja, von den wenigsten Denkern, die nicht die Offenbarungen Gottes in der heiligen Schrift gehabt oder von denselben gehört haben, anerkannt sind. Dann, daß Reimarus selbst so vieler Mühe bedurfte, diese Wahrheiten wieder ins Bewußtsein zu rufen. — Reimarus fordert vor Allem Evidenz; „Evidenz", schreibt er in seiner „Vernunftlehre",*) „ist nicht allein der Grund und die Regel der Gewißheit, sondern auch das Kennzeichen der Wahrheit". Ja, wenn er hierin, wie sonst gerne, dem Vorgange von Wolff folgt, so war selbst Wolff ihm nicht immer scharf, bestimmt und deutlich genug. So schreibt er z. B. in Beziehung auf das Verhältnis von Leib und Seele, das Wolff allein aus einer praestabilirten Harmonie erklären konnte: „Ich will jetzt nicht auf die Leibnitz'sche vorherbestimmte Harmonie dringen, weil ich selbst nicht davon überführt bin. Unterdessen ist sie eine scharfsinnige Hypothese, welche nichts, als lauter Möglichkeiten anzunehmen scheint. Ich gestehe es aber, eine wirksame Vereinigung von Leib und Seele scheint mir aus vielen Gründen der Wahrheit gemäßer". Er geht dann davon aus, daß jeder Körper aus einfachen Theilen zusammengesetzt ist, daß darin diejenige Kraft liegt, welche in den zusammengesetzten Körpern als eine Bewegung in die Sinne fällt, und kommt zu dem Schluß: „Die Seele wirket, gleich andere Elemente, auch mit zu den mechanischen Bewegungen und actionibus vitalibus unsers Körpers. Wie sie aber solches, nebst allen Urstoffen des Körpers, nur blindlings und unwissend thut, so hat sie außerdem wegen ihrer vernünftigen Vorstellung ein Vermögen, diese natürliche Bewegungskraft mit ihrem Gutdünken willkürlich zu bestimmen".**) Ebenso genügte Reimarus Wolff's Definition von der Philosophie nicht. Diese hat er im

*) S. 394.

**) S. 469.

Auge, wenn er sagt: „Wenn in neuerer Zeit die Weltweisheit „als eine Wissenschaft des Möglichen, sofern es möglich ist“, angegeben worden, so ist wohl nur auf den allgemeinen Grund alles Seins und aller Erkenntnis gesehen worden, welcher freilich alle göttlichen und menschlichen Dinge, oder alle beträchtlichen (so nennt Reimarus die Wahrheiten, die betrachtet werden können) und thätigen Wahrheiten umfaßt;“ er selbst definirt deshalb die Philosophie als „die Wissenschaft aller beträchtlichen und sittlichen Hauptwahrheiten, die in der Menschen Glückseligkeit einschlagen“. — Aber gerade weil Reimarus zur Erkenntnis der Wahrheiten Evidenz verlangt, so ist es um so schwerer zu fassen, daß er nicht eingesehen hat, daß seinen Wahrheiten der natürlichen Religion das Kennzeichen der Wahrheit, die Evidenz, fehlt. Er hat mit großer Arbeit ein dickes Buch von 700 Seiten zusammengeschrieben, eine Menge Bücher von Reisenden, Naturforschern, Mathematikern, Philosophen angeführt, um Beweise aus dem Thier- und Menschenleben zur Bestätigung seiner Behauptungen beizubringen; aber es ist gar leicht zu sehen, wie seine Auseinandersetzungen nur denen dienen können, die schon vorher auf dieselbe Weise, wie er, von der Wahrheit überzeugt sind. Er wollte populär schreiben und unterlies absichtlich die scharfe, mathematische Beweisführung, die er in seinen Vorträgen über philosophische Gegenstände auf dem Katheder anwandte; aber die klare Darstellung läßt um so leichter die Schwäche seiner Beweise erkennen. Reimarus war ebensowenig im philosophischen, wie im theologischen Denken frei von Vorurtheilen, so gerne er das auch glaubte. Er hielt die Ueberzeugung von den Wahrheiten der natürlichen Religion für ein Ergebnis seines eignen Nachdenkens; und hatte sie doch nur — aus seinem Jugendunterricht, den er so sehr verachtet, behalten. Er glaubte nur Ruhe zu finden in seinem vernünftigen Denken; und hatte im Herzen doch etwas Anderes noch, woran er nicht dachte, was ihm die Ruhe gab. Aehnlich war es ja seinem Freunde Brockes gegangen. „Dieser wahrhaft edle Geist wollte auch“, schreibt Reimarus im vorliegenden Buche,*) „mit den

*) Abth. 6, § 11, S. 460.

Kräften seiner Vernunft des Vergnügens sich theilhaftig machen, in der körperlichen Welt einen Spiegel der Gottheit zu entdecken, und in den sichtbaren, leblosen Dingen die erste lebendige Ursache zu erkennen.“ Aber er erkannte selbst, daß wir nur

.... hier in Seinen Werken
Sein Dasein in Verwunderung merken;
Ein Mehreres ist uns hier verborgen.
Ein Mehreres ist uns nicht erlaubt,
Als daß man das Vollkommenste von Ihm in Liebe glaubt!*)

Deshalb konnte Brockes doch die geoffenbarte Wahrheit in der Schrift nicht verwerfen, sondern sagt in seinem „Glaubensbekenntnis“:

„Vom Glauben mach' ich demuthsvoll
Hier mein Bekenntnis offenbar.
Ich glaub' und halte das für wahr,
Was Gott will, daß ich glauben soll;
Und gibet die Vernunft mir ein,
Ich müsse dessen, was Gott wolle,
Daß ich es völlig glauben solle,
Ganz überzeugt versichert sein.“

und schließet das Gedicht:

„Was ist daher denn meine Pflicht?
Daß ich auf mein Verdienst mich nicht,
Auf Seine Lieb' allein verlasse!“

Wie die natürliche Wärme des religiösen Gefühls, die sich bei Brockes kund that, auf das verbildete Geschlecht seiner Zeit einen solchen wunderbaren Eindruck machte, daß seine Gedichte begierig verschlungen wurden; so war es auch diese Wärme, die Reimarus Sprache belebte, welche machte, daß seine philosophischen Abhandlungen eifrig gelesen wurden. Schon im folgenden Jahre wurde eine zweite, 1763 eine dritte Auflage nöthig, und nach des Verfassers Tode besorgte sein Sohn noch drei Ausgaben. Eine Uebersetzung

*) In seinem Gedichte: „Der bekannte und unbekannte Gott.“

des Buches ins Englische machte dem Verfasser keine reine Freude, da der Herausgeber derselben sich solche Veränderungen, um der englischen Leser willen, wie er sagte, erlaubt hatte, daß Reimarus sich gegen sein Verfahren in einer englischen gelehrten Zeitschrift erklären mußte.

Die günstige Aufnahme seines ersten Werkes, veranlaßte Reimarus im Jahre 1760 ein zweites herauszugeben, auf das er schon im ersten hingewiesen hatte. Er nannte es: „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe.“ Leibnitz hatte behauptet, die Thiere haben etwas der Vernunft des Menschen Aehnliches, wenn sie auch nicht die dem Menschen angebornen Wahrheiten im eignen Wesen finden und durch sie zur Erkenntnis Gottes sich erheben können. Die Monaden, welche den Leib der Thiere ausmachen, haben, sagt Leibnitz, zwar **Perceptionen** d. h. dunkle, verworrene Vorstellungen, die aus der Empfindung ohne ihr Zuthun entstehen, aber keine **Apperceptionen,** deutliche Wahrnehmungen, deren sie sich bewußt sind und erinnern können. Die Thiere folgen deshalb dunkeln Empfindungen, deren Grund sie nicht kennen, dem Instinkte; dagegen erweist sich im Menschen, die ein Bewußtsein von sich selbst haben, die Vernunft im Willen, da sie die Gründe ihres Thuns erkennen. Allein es ward Leibnitz schwer, den Willen der Vernunft von den Trieben der Thiere abzusondern. Wolff schränkte seine psychologischen Beobachtungen besonders auf Menschen ein, kam aber nur, weil er das Wesen der Seele einzig in die Vorstellungskraft setzte, zu einem sehr mangelhaften Begriff von der wesentlichen Kraft der Seele, wie Reimarus meinte.*) Desto mehr fühlte sich deshalb Reimarus aufgefordert, Untersuchungen anzustellen über den Unterschied des Lebens in den Pflanzen, in den Thieren und den Menschen. Bei den Thieren fand er Triebe, d. h. ein natürliches Bemühen zu gewissen Handlungen, die er in mechanische und willkürliche, oder Vorstellungstriebe, theilte. Zu diesen letzteren rechnete er die sämmtlichen Triebe, die aus der sinn-

*) § 164.

lichen Lust und Unlust entspringen. Besonders aber waren es die Kunsttriebe, die ihn zu Beobachtungen reizten, da sie mit der Erhaltung und dem Wohlbefinden der Thiere in genauester Verbindung stehen. Dies sind, nach seiner Ansicht, angeborne Fertigkeiten, die in den determinirten Naturkräften der Thiere ihren Ursprung haben.

Es ist leicht zu erkennen, wie ihm, Reimarus, gerade die Unterscheidung des Geisteslebens der Thiere und Menschen von Wichtigkeit sein mußte. Aus dem höhern Geistesleben der Menschen leitete er ja seinen Trost für die Bestimmung des Menschen und die Unsterblichkeit der Seele her. Und dieses höhere Leben entsprang, nach seiner Ansicht, gerade aus dem Mangel an angeborner Geschicklichkeit, da der Mensch durch die edlere Empfindung und den Reiz der undeterminirten, höheren Gemüthskräfte getrieben werden sollte, sich Künste, Wissenschaft und Tugend zu erwerben, um stets zu einem höheren Grad von Glückseligkeit zu gelangen. — Um so schmerzlicher aber war es unserm Reimarus gerade in seiner Auffassung des Seelenlebens der Thiere von einer Seite Widerspruch zu finden, von der er es am wenigsten erwartet hatte.

Zwei Jahre vor dem Erscheinen seines Buches, 1758, hatten einige junge Gelehrte in Berlin, Lessing, Nicolai, Moses Mendelssohn angefangen, „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ herauszugeben. Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war die Losung. Mendelssohn eröffnete die Briefe sogleich mit der Klage, daß die Philosophie, in der Deutschland vor Kurzem so große Progresse gemacht, jetzt im tiefsten Verfall sei; die Königin der Wissenschaften sei zu den tiefsten Mägden hinabgesunken. Er sieht den Grund dieses traurigen Schauspiels in der Grille, jetzt alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebe, vorzutragen, und fing an, die Blitze seiner Kritik besonders gegen die neuesten philosophischen Werke zu schleudern. Gewaltig war die Bewegung, welche diese Briefe hervorbrachten; sie waren es, die zuerst mit kritischem Ernst auf den Kern und das Wesen der litterarischen Erscheinungen eingingen. Christian

Felix Weisse vergleicht die Angst der Betroffenen mit dem Schrecken, den die preußischen Soldaten im siebenjährigen Kriege vor sich verbreiteten. — Mendelssohn hatte schon in seinem ersten Werke, seinen „philosophischen Gesprächen", seine große Verehrung für Leibnitz und sein System ausgesprochen; er hielt Leibnitz für den größten Denker, den Begründer und Urheber der deutschen Philosophie. Im November 1760 begrüßte er nun „die schöne Schrift von den Trieben der Thiere mit vielem Vergnügen", und sagte, Reimarus scheine mit seiner Hypothese der Wahrheit schon nahe gekommen zu sein, obgleich sie nicht hinlänglich sein dürfte, der Sache völlig Genüge zu leisten. Er nehme, um die Kunsttriebe der Thiere zu erklären, seine Zuflucht zu eingepflanzten, blinden Neigungen, zeige aber nirgends, wie sich eine Bestimmung der Kräfte auf etwas Gewisses aus der Natur der Thiere erklären lasse. Er, Mendelssohn, gestehe, weder in dem mechanischen Bau des Körpers, noch in den äußeren und inneren Empfindungen den verlangten Grund ausfindig machen zu können. Dann wären wir aber noch auf der vorigen Stelle, wir wissen die Begebenheiten, aber müssen nach der Ursache noch forschen. Er gibt zu, Reimarus habe diejenigen Kunsttriebe, die blos eine innere Regelmäßigkeit in den willkürlichen Muskeln anzeigen, vollständig deutlich erklärt; aber, sagt er, es bleibt doch noch ein Geheimnis, daß Thiere auch äußerlich regelmäßige Kunstwerke hervorbringen, die nach einem wohlausgesonnenen Plan verfertigt zu sein scheinen. Die Spinne merkt, daß ihr Fadenhaus irgendwo zerrissen ist, und stellt ihre Arbeit an einer andern Stelle ein, um diesen Schaden auszubessern. Sie weicht also von der inneren Regel ab, der sie sonst folgen würde. So gibt die Biene von ihrem Sechseck, ihrer Lieblingsfigur, etwas nach, wenn von der andern Seite etwa gefehlt worden, um die Zellenreihe wieder in die Richtung zu bringen. — Was für einen Begriff mach' ich mir von einer vorherbestimmten Richtung auf ein Sechseck oder sonst eine ordentliche Figur? Daß den Thieren solche Figuren eingeprägt wurden, haben Andere behaupten wollen, allein Herr Reimarus hat

sie gründlich widerlegt. Was bleibt uns also übrig? Nichts, als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zu gestehen!" *)

Reimarus verkannte die Bedeutung der Einwürfe nicht; der zweiten Ausgabe seines Buches, die schon 1762 erschien, fügte er ein 90 Seiten langes Capitel an, um die verschiedenen Determinationen der Naturkräfte und ihre mancherlei Stufen auseinander zu setzen. Er vertheidigte sich dabei anfangs in einem wahren, philosophischen Tone, wurde aber, als er nun auf die besondern Einwürfe des berliner Briefstellers einging, und wohl fühlte, daß er ihm nichts erwidern könne auf seinen Vorwurf, daß man sich bei seinen Worten so wenig denken könne, wie „bei dem **principio hylarchico** des **Paracelsus**," daß sie nur „leere, nichts bedeutende Töne" wären, so ausfahrend, daß Mendelssohn im zehnten Theile der Litteraturbriefe sich „gegen die lieblosen und hassenswerthen Gesinnungen", die ihm Schuld gegeben seien, vor dem Publikum zu vertheidigen, für nöthig fand. „Von einem Reimarus", schloß er, „kränkt mich ein solcher Vorwurf in der Seele!"

Ob Mendelssohn, der in dieser Zeit häufig nach Hamburg kam, da er sich mit der Tochter von Abraham Gugenheim verheirathete,**) mit Reimarus zusammengetroffen ist, wissen wir nicht. Das aber ist gewiß, daß Reimarus nach diesem kein größeres Buch wieder herausgegeben hat.

Denn sein drittes Buch, seine „Vernunftlehre, als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in dem Erkenntnis der Wahrheit aus zwoen ganz natürlichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs" war schon vor dem zweiten erschienen, im Jahre 1756. Er hatte es nur zur Grundlage für seine Vorlesungen drucken lassen, und deshalb auch wohl nicht seinen Namen, sondern nur H. S. R. P. J. H. auf den Titel gesetzt. Er folgt in demselben ganz Wolff's Schrift „Vernünftige

*) Th. 8, S. 233 ff.

**) Kayserling, Moses Mendelssohn S. 129 ff.

Gedanken über die Kraft des menschlichen Verstandes und ihren rechten Gebrauch in Erkenntniß der Wahrheit". „Dem großen Wolff", schrieb er, „war es ja vorbehalten, die mathematische Richtschnur in der Vernunftlehre zum Leitfaden einzuführen und dadurch dem Gebrauche unsers Verstandes und den Wahrheiten selbst, was Leibnitz schon im Entwurfe gezeigt hatte, mehr Licht, Ordnung und Festigkeit zu geben." Allein in der Ausführung übertrifft Reimarus seinen Meister an Einfachheit, Klarheit und Präcision. Der Erfindung der verkürzten Schlüsse, welche Wolff zu sehr zurücksetzte, legte er einen besonderen Nutzen bei.

Wenn Reimarus in der Schrift von den Trieben der Thiere, besonders beweisen wollte, daß die Thiere keine Vernunft hätten, so legte er auf die Vernunftlehre ein besonderes Gewicht, weil, nach seiner Ansicht, der Mensch durch sie zur wahren Vollkommenheit und Glückseligkeit gelangt. Er bleibt aber freilich den Beweis schuldig. Denn zu geschweigen, daß durch die Behauptung, daß der Mensch durch die Vernunft, wie er sie jetzt mit auf die Welt bringt, die Wahrheit erkennen könne oder zu erkennen im Stande sei, noch gar nicht bewiesen ist, daß der Mensch durch die Vernunft allein zur Wahrheit gelangt; so ist auch die erstere Behauptung durch seine Logik nicht erwiesen. Denn die Vernunft ist, nach dieser, die Kraft, nach den Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs zu reflectiren. Sie erweist sich bei ihm, wie bei Leibnitz, im Denken als Verstand; da Reflectiren, nach seiner Definition, „ein Bemühen des menschlichen Verstandes ist, durch Vergleichung der vorgestellten Dinge einzusehen, ob und wie weit sie miteinander einerlei sind oder nicht, sich einander widersprechen oder nicht". — Da nun aber Gott über Alles erhaben, mit Nichts zu vergleichen, nicht vorstellbar ist, so kann ja auch der Verstand nicht weiter über die Gottheit reflectiren, als höchstens darüber, wie sie sich von dem Geschaffenen unterscheiden könne; schon der Begriff der Schöpfung entzieht sich aller Reflexion. — Reimarus selbst leugnet die Annahme des Cartesius, daß es angeborne Ideen gibt.

„Wir bringen nicht das geringste wirkliche Erkenntnis von irgend einem Dinge, sondern nur Kräfte, die Dinge zu erkennen, mit auf die Welt“, behauptet er, und er folgert daraus die Nothwendigkeit, zu lernen, diese Kräfte richtig anzuwenden. Aber indem er diese Nothwendigkeit darzulegen sucht, beweist er selbst wieder, was er sonst den Theologen gegenüber für einen großen Irrthum erklärt, daß es dem Menschen an gesunder Vernunft fehlt. „Ob nun zwar“, schreibt er, „die Kraft der Vernunft von Natur durch solche Regeln bestimmt ist, welche nur die Richtschnur aller Wahrheit in sich halten, so ist doch die Fertigkeit in der richtigen Anwendung dieser Regeln uns nicht mitgegeben. Selbst die s. g. natürliche Logik, die Fertigkeit im Gebrauche der Vernunft nach undeutlich erkannten Regeln, wird nicht mit uns geboren, sondern durch Erfahrung und Uebung erworben. Einer, der blos natürliche Logik besitzt, kann leicht irren, denn auch die gesundeste Vernunft kann gegen Irrthümer nichts helfen, wenn sie nicht in allen Fällen zur Uebung und zur regelverständigsten Fertigkeit im Denken gebracht wird. Gemeiniglich geht es so selbst bei Gelehrten und s. g. Weltweisen. Sie haben eine Vernunftlehre, vielleicht eine gute, aber sie bleibt im Buche, und abstract im Kopfe. Denn der Gebrauch der Vernunft hängt vom Willen ab. Die größten Irrthümer entstehen durch einen Willen, der nicht mit einer eifrigen und reinen Begierde nach Wahrheit erfüllt ist. Eines Theils gibt es Leute, denen alle Meinungen gleichgültig sind, andern Theils Gemüther, die lüstern nach vieler Erkenntnis, immer Neues suchen; dann auch mischen sich sinnliche Begierden in die Forschung: man will durchaus dieses oder jenes wahr finden; Furcht und Hoffnung sind Stützen des Aberglaubens; Liebe und Haß gegen Personen und Secten macht, daß man Meinungen verstreitet und anficht; Eigenliebe, Ehrgeiz, Eigennutz machen die Vernunft zur Sclavin; der blinde Eifer für eine Religionssecte macht, daß ein jeder die heilige Schrift lieset, um seine angeerbte Meinung darin zu finden; in der

Weltweisheit ist man nicht unparteiischer!*) — Wie ist es möglich, daß der, der solche Gedanken ausführen konnte, die kirchliche Lehre von der Verfinsterung der Vernunft durch die Sünde und die Nothwendigkeit der Erleuchtung durch den Geist der Wahrheit nicht verstehen wollte!

*) § 331 ff.

Achtes Capitel.

Der Streit des Reimarus mit dem Rector des Johanneums J. Samuel Müller. Johann Hübner. Basedow. Lessing. Joh. Andreas Cramer.

Nach Fabricius war, im Jahre 1711, Johann Hübner Rector des Johanneums in Hamburg geworden. Es war ein Mann, der sich wegen seiner „Zwei und funfzig Fragen aus der biblischen Geschichte“ und seinem practischen „Leitfaden zum Unterricht in der Geographie und Geschichte“ noch jetzt bei den Schülern, wie bei den Gelehrten durch seine „historischen und genealogischen Tabellen“ einen Namen erhalten hat, der aber zu seiner Zeit weder bei den Gelehrten durch sein Wissen, noch bei den Schülern, als Rector, in Achtung stand. Die Briefe, die Wolf mit La Croze wechselte, sind eben so voll von Bemerkungen über Hübners Oberflächlichkeit, wie die Acten des Scholarchats von Klagen über den Mangel an Disciplin unter seiner Leitung. Die Primaner verließen, so bald sie konnten, die Schule, um sich auf dem Gymnasium für die Universität vorzubereiten. Einmal, als Hübner es ihnen ernstlich verwies, die Weinkeller zu besuchen, gingen zwanzig zugleich fort, laut singend:

„Heut' gehn wir aus Aegyptenland,
Aus Pharaonis Dienst und Band!“

Als nun im Jahre 1732 Johann Samuel Müller an Hübner's Stelle gerufen war, gab er sich alle erdenkliche Mühe,

die gelehrte Schule zu heben. Er suchte den jungen Leuten das Studium so angenehm, wie möglich, zu machen, wie es in dem Geiste seiner Zeit lag. Das alte System der ganz einseitig classischen Sprachbildung gab er auf, hielt in Prima Vorträge über Logik, Geschichte der griechischen und römischen Litteratur, ja, über deutsche Dichtkunst, gab Anleitung zum Versemachen und wetteiferte mit den Schülern, wer die schönsten Gedichte verfertige; bei den Schulfeierlichkeiten, an denen es nicht fehlen durfte, wurden von den Primanern Comödien aufgeführt, auch solche, die der Rector gemacht hatte. Die Folge war, daß die Schüler gerne in der Schule waren und anfingen, das Gymnasium für überflüssig zu halten. Darüber fingen die Professoren am Gymnasium schon 1735 an, unruhig zu werden; sie beklagten sich beim Scholarchat, daß jetzt in der Schule Wissenschaften getrieben würden, die für das academische Gymnasium gehörten. Müller entschuldigte sich; es würde ja eine Schande sein, schrieb er, wenn die hiesige Schule, die acht Classen hat, die Zöglinge nicht so weit brächte, wie die Schulen in Harburg, Uelzen, Plöen und anderen kleinen Orten. Er fuhr fort, wie er bisher gethan. Als er aber im Jahre 1740 einem Schüler, der, ohne aufs Gymnasium zu gehen, directe die Universität beziehen wollte, sogar gestattete, öffentlich eine Abschiedsrede zu halten, da gaben sämtliche Professoren des Gymnasiums von neuem eine Beschwerdeschrift bei der Behörde ein. Reimarus, der sie abgefaßt hatte, setzte ausführlich auseinander, wie auf der Schule unmöglich die philosophischen Wissenschaften gründlich getrieben werden könnten, ja, wie nachtheilig es für die jungen Leute sei, so lange auf der Schule aufgehalten zu werden und der Schuldisciplin sich unterwerfen zu müssen. Reimarus hatte seinen eignen Sohn auf dem Johanneum, er machte es aber mit ihm und seinem Neffen, wie sein Vater es gemacht hatte; er unterrichtete ihn privatim, ja, lies ihn gar nicht in Prima eintreten, sondern nahm ihn gleich, wie er ihn reif erachtete, ins Gymnasium auf. Das empörte den Rector, und er wirkte beim

Scholarchat eine Verordnung für den Rector des Gymnasiums aus, Keinen ins Album des Gymnasiums zu inscribiren, der nicht ein Zeugnis des Rector der Schule mitbrächte. Die Professoren merkten gar bald die Folgen dieser Verordnung; die Zahl ihrer Zuhörer nahm bedeutend ab. Es war dies gerade in der Zeit, da ein Neubau des Gymnasiums vorgenommen wurde. Der Pastor Wolf war 1739 gestorben und hatte der Stadt seine große Bibliothek vermacht. Der Protoscholarch Brockes hatte es durchzusetzen gewußt, daß außer den Räumen für die Büchersammlung, Hörsäle für die Vorträge der Professoren eingerichtet wurden. Reimarus war 1751 Rector, als der neue Musensitz eingeweiht wurde. In seiner Rede konnte er die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu klagen, daß „das Gymnasium in dieser Zeit freilich selten mehr „Bürger“ hätte, die meisten wären nur „Gäste, die nach einem oder zwei Jahren wieder abzögen.“ Sein Sohn war freilich 5 Jahr und sein Neffe 4 Jahr Gymnasiast gewesen, allein Müller erklärte dies später, in einer Entgegnung, als seltene Ausnahme. „Die Klage, daß das Gymnasium wenig besucht werde, schreibt Müller, ist schon alt“, und sie erneuert sich in der That, so oft tüchtige Lehrer an der gelehrten Schule sind.

Ein unangenehmer Zwischenfall reizte unsern Reimarus noch mehr. Am Johanneum war ein Conrector Richerz, ein Freund von Reimarus, der auch in seinen Kreisen, wie es scheint, in Achtung gestanden hatte. Dieser Richerz bediente sich beim Oster-Examen in Gegenwart der Scholarchen so beschimpfender Ausdrücke gegen den Rector, daß er, obwohl auch Müller sich nicht mäßigte, sondern die Hand gegen ihn erhob, gleich suspendirt, beim Senat verklagt und trotz seiner Appellation ans Reichskammergericht abgesetzt wurde. In seiner Vertheidigungsschrift warf Müller ihm unter Anderm vor, daß er die Religion nicht achte, die Wunder wegzuerklären suche, die Bibel verspotte. Er lieferte freilich den Beweis für diese Anklagen nicht; das Publicum aber erzählte sich, Richerz gehöre zu den Freimaurern, die hier im Jahre 1733

von England aus eine Loge, die erste in Deutschland, gegründet hatten. Immer ärgerlicher, je mehr die Zahl seiner Zuhörer abnahm, fing Reimarus auch in dem Programme, in dem er seine Vorlesungen ankündigte, an, seine Klage zu erheben. Rheumatische Schmerzen und anhaltende Kränklichkeit hinderten ihn jedoch längere Zeit, Vorlesungen zu halten. Aber kaum war er dazu wieder im Stande, so beredete er seine Collegen von neuem, eine Beschwerdeschrift beim Scholarchat einzureichen. In dieser griff er den Rector persönlich an, daß er die Schüler zwei Jahre in Ober- und zwei Jahre in Unter-Prima, unter dem neuen Conrector, zu bleiben zwänge, so daß sie das 20ste, ja, 21ste Jahr erreichten, ehe sie fortgelassen würden. Nach dem Gesetze wäre das nicht; und weder Hiesige, noch Fremde wollten ihre Freiheit beschränkt sehen. Wenn der Rector die Schule zu einem Kerker mache, so würden noch mehr von hier auf fremde Gymnasien gehen; die Hamburger seien ja zum Theil so schon in alles Fremde verliebt. Es sei gar schlimm, daß der Rector selbst sagen müsse, daß er lange „Sanftmuth" übe, und dulde, daß in Prima eine große Unwissenheit herrsche, die ein längeres Verweilen nöthig mache. Wo die grammatische Grundlage fehle, da würden auch des Rectors erhabene und oberflächliche Vorlesungen den Mangel nicht ersetzen. Sie, am Gymnasium, erfähen diesen Mangel am öftersten bei denen, die mit Erlaubnis des Rectors auf ihre Anstalt kämen. In Prima würden Wissenschaften getrieben, die auf die Academie gehörten. Logik sei schon jetzt nicht mehr genug; alle Zweige der Philosophie, für die auf dem Gymnasium drei Professoren angestellt seien, würden von Einem gelehrt; deshalb wüßten freilich auch die, welche aus Prima herauskämen, nichts davon. Mathematik und Aesthetik würde auch bald eingeführt werden, wenn es das Glück wolle; auch einen Vorschmack von Physik zu geben, diene schon der Anti-Lucretius (ein Gedicht de Deo et natura des Herrn von Polignac, in dem die Philosophie der Alten widerlegt werden sollte u. s. w.). Das Scholarchat sandte diese Beschwerdeschrift, die im Februar

1759 eingereicht war, an den Angeklagten, und dieser rechtfertigte sich in Verbindung mit dem Conrector, der auch Müller hies, und schob alle Schuld auf Reimarus, da nicht einmal alle Professoren der Schrift zugestimmt hätten. Nun hielt sich Reimarus nicht mehr. In dem Programm, das er zu Ostern schrieb, lies er drucken: Ich habe durch Gottes Gnade hinreichende, wenn auch nicht die alten, Kräfte wiedererlangt und würde nichts lieber sehen, als wenn ich sie, so lange ich lebe, dem Nutzen des Staates weihen könnte. Bald 30 Jahre lehre ich auf dem Gymnasium, oft ermuntert durch den Beifall der ehrwürdigen Vorgesetzten, die dazu mir gestattet haben, Wissenschaften ihren Kindern vorzutragen, die, wenn sie auch nicht von meinem Amte gefordert werden, doch fürs Gymnasium gehören. Was könnte mir deshalb lieber sein, als daß ich in der Gunst der höchsten Behörde ergrauen, und sterben könnte, nachdem ich mich wohlverdient gemacht hätte. Aber wenn solche Umtriebe, gewiß gegen den Wunsch und Willen der Vorgesetzten, die Oberhand gewinnen, die schon lange bewirken, daß unser Gymnasium, welches nach der Absicht der Vorfahren eine Werkstätte der höheren Philologie und Philosophie sein soll, überflüssig und unnütz erscheint; wenn es zugelassen wird, daß die Uebungen, welche den Professoren privatim anzustellen aufgetragen sind, gegen das Verbot, schon ehe die Geister die gehörige Reife erhalten haben, auf der Schule, wenn auch nur zum Schein, zum Blendwerk angestellt werden; wenn es für recht gehalten werden darf, durch solche Lockspeisen die unerfahrenen, jugendlich hochfliegenden Gemüther zu reizen, ja, auch Bessergesinnte zu zwingen, mit Uebergehung des Gymnasiums auf die Academie fortzufliegen; wenn diejenigen, welche noch bei uns sich den Musen nähern wollen, sich erst durch Zänkereien und Kämpfe den Weg bahnen müssen: da ist es nicht meine Sache, der ich stets gerne Streitigkeiten fern geblieben bin, gegen den Strom anzugehen, der auch bei solch' günstigem Winde ungewöhnlich aufschwillt. Es widert mich an, die wenigen Jahre, die mir noch bleiben, meine Kräfte an die, welche kaum die ersten Anfangs-

gründe der Philologie gekostet, umsonst zu verwenden. Daß man auf dem Gymnasium mehr, als das Gewöhnliche lernen kann, sehen gerechte Beurtheiler an den drei Jünglingen, welche mein hochgeschätzter College neulich aufs Catheder geführt hat. Aber solche Candidaten für die Academie, die 3, 4 Jahre fleißig alle Professoren des Gymnasiums gehört haben, werden wir in Zukunft wenige haben, wenn vor das Gymnasium Schranken und Riegel gesetzt werden, und wenn diejenigen, die endlich zu uns kommen dürfen, überdrüssig des Lernens sind und schon in demselben Jahre glauben auf die Universität eilen zu müssen. — Die Pflicht nöthigt mich, wenn auch ungern, die Gründe meines ermattenden Fleißes öffentlich zu bekennen. Aber die so oft erprobte Fürsorge der höchsten Patrone läßt mich die Hoffnung nicht aufgeben, daß Vorkehrungen getroffen werden, daß nicht mit dem Gymnasium die schönen Künste und das Studium der humaniora in Verachtung gerathen, und durch die Hindernisse, die der wissenschaftlichen Bildung bereitet werden, eine gewisse Fadheit, wie unter Allen, die den Namen Gelehrte führen, so besonders unter denen, die sich dem Lehrstuhl weihen wollen, sich verbreite, und diese letzteren Schüler erhalten, die noch fader werden, als ihre Lehrer. Ich wenigstens werde immer das Verlangen behalten, nach meinen Kräften den Musen Jünger zuzuführen, die nach einer gründlichen Gelehrsamkeit sich sehnen."

Solche Aeußerungen in einer officiellen Schrift machten natürlich bei Allen, die Latein verstanden, eine gewaltige Erregung. Die Scholarchen geriethen in Verlegenheit; der Rector des Johanneum entbrannte vor Zorn. Er erhielt jedoch nur die Erlaubnis, in dem Schulprogramm, das damals auch lateinisch, ganz wie die Anzeige der Vorlesungen der Professoren des Gymnasiums, geschrieben wurde, eine Bemerkung hinzuzufügen, daß ihm von seinen Vorgesetzten nicht gestattet sei, sich zu vertheidigen, um nicht die Anzeige der Vorlesungen zu einem Kampfplatz zu machen. Reimarus aber wurde genöthigt, im nächsten Osterprogramm zu erklären, daß es

ihm leid thue, das Mißfallen des Collegiums der Scholarchen dadurch auf sich gezogen zu haben, daß er gleichsam unter ihrer Autorität, seinem Amte zuwider, etwas gegen die Eintracht der Lehrer geschrieben habe. Aber er konnte es auch jetzt nicht lassen, noch Vieles zu seiner Entschuldigung vorzubringen, z. B., daß er durch seine Stellung am Gymnasium ja nur etwa den sechsten Theil der Gymnasiasten, die Theologen, zu Zuhörern habe. Dies wären im letzten Jahre nur sechs gewesen, und zwar sechs, die auf ganz verschiedener Stufe der Bildung gestanden hätten. Er habe es deshalb am meisten empfunden, daß die Anstalt, die vor 20 Jahren 50 Zöglinge und mehr gehabt, immer mehr verkleinert sei, und die Sorge, seinem Amte nicht zu genügen, wie der Wunsch, der Jugend, dem Gymnasium und dem Vaterlande zu dienen, habe ihm die Klage ausgepreßt. Er habe aber nicht im Sinne gehabt, den Männern, die jetzt der Schule vorgesetzt seien, die Achtung zu entziehen, da er ihre Gelehrsamkeit, ihre Verdienste und nützliche Arbeitsamkeit anerkenne; nein, er wünsche von Herzen, wenn ein beleidigendes Wort ihm entschlüpft sei, dieses zurückzunehmen, und verspreche, mit Vertrauen der Fürsorge des Scholarchats die Bestimmung zu überlassen, was dem Gymnasium für die Zukunft nützlich sei.

Es liegt auf der Hand, welche Kämpfe es gekostet, Reimarus zu solcher Erklärung zu bewegen. Wie es damals in seinem Innern ausgesehen, wird uns noch klarer, wenn wir bedenken, daß dieses in derselben Zeit geschah, als Mendelssohn gegen ihn auftrat. Allein Reimarus sollte noch mehr unangenehme Erfahrungen machen.

Er hatte unter seinen Zuhörern auf dem Gymnasium einen jungen Mann gehabt, der ihm sehr nahe getreten war, den bekannten Basedow. Johann Bernhard Basedow war als Knabe sehr wild und ungestüm gewesen, seinem Vater, einem Perückenmacher, entlaufen, seinen Lehrern auf dem Johanneum zur Qual geworden. Reimarus hatte ihn, als Gymnasiasten,

zu fesseln gewußt. Er glaubte an ihm oft wahrgenommen zu haben, daß der Unterricht im Christenthum gar keinen Einfluß auf ihn geübt, der Lutherische Catechismus ihm nur todte Begriffe beigebracht habe. Darum suchte er vor Allem das religiöse Gefühl in ihm zu erwecken; und es gelang ihm, durch die Wärme, mit der er ihm die einfachsten Wahrheiten der natürlichen Religion ans Herz legte. Drei Jahre blieb Basedow auf dem Gymnasium, von 1743 bis 1746; dann ging er nach Leipzig und erhielt sich dort, während er studirte, durch Unterrichten, aber auch durch Gedichte und kleine Aufsätze, welche er verfertigte. Als er nach zwei Jahren nach Hamburg zurückkehrte, wurde er aber wegen seiner Aufführung und seiner freien Reden nicht in die Zahl der Candidaten des Ministeriums aufgenommen. So freuete er sich denn, schon 1749 bei dem Geheimrath Josias von Qualen auf Barghorst, im Schleswigschen, eine Hauslehrerstelle zu bekommen. Hier hatte er nur einen Knaben zu unterrichten; er fing mit ihm schon früh das Lateinische an, indem er mit ihm Lateinisch sprach, suchte ihm überhaupt Alles spielend beizubringen, und hatte die Freude, überall wegen der Behandlung seines Zöglings Lob und Anerkennung zu finden. Er stellte seine Methode in einer lateinischen Abhandlung dar, die ihm diente, als er 1752 in Kiel Magister werden wollte. Er war mit Reimarus in Verbindung geblieben, sandte ihm noch im folgenden Jahr seine Schrift: „Versuch, wiefern die Philosophie zur Freigeisterei verführe" und bat um sein Urtheil. Reimarus hatte einen großen Einfluß auf seine theologische und philosophische Denkweise gehabt, ja, auch wohl die Liebe zur Pädagogik in ihm erweckt, die ihn später zum Stifter des Dessauischen Philanthropin machte. Nach vier Jahren bekam Basedow durch seinen hohen Gönner eine Stelle als Professor der Moral und schönen Wissenschaften an der Ritteracademie zu Soröe. Als nun Johann Andreas Cramer im Jahre darauf Oberhofprediger und Consistorialrath in Kopenhagen ward, und 1758 anfing, besonders

mit Klopstocks Hülfe, eine Zeitschrift nach dem Muster des englischen „Guardian“ herauszugeben: „Der Nordische Aufseher“, nahm er Basedow, den er schon früher kannte, zum Mitarbeiter. Er schrieb freilich in der Vorrede des 3ten Theils, daß Basedow ihm nur das Material zu Einem Aufsatze: „Von der Allgemeinheit der moralischen Gesetze“, in No. 51 geliefert; aber es ist doch mehr als wahrscheinlich, daß Basedow an dem Aufsatze über die Erziehung Theil genommen, der in dem 3ten Theile der Berliner Litteraturbriefe sehr stark angegriffen ward. Der Verfasser dieses Aufsatzes wollte, daß man „in der Unterweisung vom Heilande die Regel, daß man immer vom Leichten zum Schwereren übergehen müsse, nie aus den Augen verliere. Der öffentliche Unterricht der Kinder bedürfe, meinte er, in dieser Hinsicht sehr großer Aenderungen. Sein Vater habe bei ihm die rechte Methode angewandt.“ Nicht alle Leser, wandte der Recensent ein, möchten die ekeln Umschweife billigen, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und der geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzähle z. B., als ihm sein Vater mit der Lehre von der Nothwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers der Menschen und der Genugthuung für sie bekannt machen wollte, so habe er auch hier die Regel zu folgen gesucht, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, und sei einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst blos als einen frommen und ganz heiligen Mann kennen und als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden sein werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet werden muß. Denn wenn diese Regel sagt, daß man von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen muß, so ist dies Leichtere nicht für eine Verstümmelung, sondern für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht bleibt. Und daran muß der Vater nicht gedacht haben, wenn er es nur Ein

Jahr lang dabei hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne blos als einen Menschen vorzustellen. Heißt das den geheimnisvollen Begriff eines ewigen Erlösers erleichtern? — Es heißt, ihn aufheben; es heißt, einen ganz andern an seine Stelle setzen; es heißt mit Einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wann kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimnis einzusehen, als wir es in unserer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimnis ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten?« — Basedow war entrüstet; voll Zorn schrieb er einen Artikel in den neuen „Hamburgischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ vom 21. März 1760, in welchem er die Herausgeber der Litteraturbriefe als einen Litteraten, einen Berliner Juden und einen Buchhändler charakterisirt, und sagte: „Wer könnte wol eine so vernünftige Unterweisung in den Lehren des Christenthums mißbilligen, er müßte denn ein Jude oder ein Freigeist sein!“ — „Wer? fragt ein anderer Recensent im fünften Bande, (es war Nicolai, der Buchhändler,) wer? fragt der Herr, könnte eine solche Unterweisung misbilligen? Wer? — Ich bin dieser Wer! wird Herr G. ausrufen, der den Brief unterschrieben, und gewiß kein Jude, sondern ein sehr orthodox denkender Christ ist!“ *) — Und wer war dieser Herr G.? — Gotthelf Ephraim Lessing! — Lessing selbst kam auf diese Methode noch einmal zurück, wie er im sechsten Bande die Schrift besprach, die Basedow zur Vertheidigung Cramers mit seinem Namen herausgab: „Vergleichung der Lehre des Nordischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen denselben in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend. Soroe, 1760.“ Lessing zeigte, wie er Basedow erkannt habe, trotzdem, daß Basedow selbst

---

*) Band V. S. 197.

noch Cramer als Verfasser des Artikels darzustellen suche. Cramer blieb freilich beim Leugnen; allein als Redacteur hat er sich seines Mitarbeiters in einer Zeit annehmen müssen, wo dessen Stellung, wie wir gleich hören werden, durch diese Aeußerungen gefährdet war, zumal gegen einen so bedeutenden Gegner, wie der Verfasser der Recension, der übrigens noch sein Incognito behauptete, sich erwies. Möglich, daß Basedow ihm auch nur zu diesem 50sten Stücke, wie zu dem 51sten, von dem Cramer es ausdrücklich gesagt, das Material geliefert.*) Die Methode des Vaters erinnert uns an — Reimarus und die Art, wie er Basedow unterwiesen; und es erklärt sich daraus leicht, wie Lessing in seinen „Anmerkungen zu dem ersten Wolfenbüttler Fragment“ gegen Reimarus gerade dieselbe Polemik führt, wie hier gegen Basedow.**) Ob Lessing Basedow's Verhältnis zu Reimarus geahnt, ist nicht zu ersehen; auch nicht, ob Reimarus damals schon Lessing's Existenz gewußt. Die Recension in den Litteraturbriefen und die Verurtheilung seines pädagogischen Systems, die Reimarus gewiß nicht angenehm gewesen ist, wirft aber ein Licht auf des jungen Reimarus kurze Bemerkung: „Mit Lessing hat mein Vater, so viel ich weiß, keinen genauen Umgang gehabt“, so wie seine Sorge, dem Lessing das Manuscript nicht zu eröffnen. Auch mit Basedow trat für Reimarus ein anderes Verhältnis ein. Noch 1758 hatte dieser ihn gebeten, seine „Practische Philosophie für alle Stände“ in einer Zeitschrift anzuzeigen, damit die gelehrte Welt seine Absicht, das wirklich geoffenbarte Christenthum mit der Vernunft zu vereinigen, zu erfüllen. Es war dies aber das letzte Schreiben von Basedow, das Reimarus aufbewahret, auch wohl bekommen hat.

*) Danzel im ersten Bande von Lessing's Leben S. 403, ist anderer Meinung.

**) Zur Geschichte und Litteratur. Dritter Beytrag. 1774. S. 508.

Basedow hatte durch die heterodoxen Meinungen, die er gerne äußerte, sich schon den Unwillen des Oberhofmeisters der Ritteracademie, Grafen Daneskiold, zugezogen. Die Recension in den Litteraturbriefen und Lessing's Zurechtweisung des Basedow, die in Kopenhagen das größte Aufsehn machten, kamen dazu; Basedow verlor seine Stelle. Durch seine hohen Gönner, namentlich den Staatsminister J. H. E. von Bernstorff, bekam Basedow aber bald wieder eine Lehrerstelle am Gymnasium in Altona und gab hier, schon 1763, ein Buch heraus, das ein gewaltiges Aufsehen, namentlich in der nächsten Umgebung, machte. „Philalethie oder Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft bis in die Grenzen der glaubwürdigen Offenbarung", war der Titel. „Philosophie ist schon ein gar zu altes Wort, welches einem neuen Philosophen nicht gefallen kann", schrieb der Canonicus Ziegra in Hamburg, wie er das Buch am 29. November desselben Jahres in den „Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" anzeigte; „man ist auch schon aus andern kleinen Schriften gewohnt, daß Philalethes mancherlei parador klingende Dinge auszukramen pflegt. Der Verfasser tritt mit einem neuen Systeme hervor; er ist aber ein Philosoph, dem wir das Prognosticon stellen, daß er keine besondere Secte stiften wird." Pastor Johann Diedrich Winckler, der Sohn und Nachfolger von Johann Friedrich Winckler zu St. Nicolai, trat auch mit einer Schrift gegen ihn auf. Pastor Goeze und Zimmermann warnten vor Basedow auf der Kanzel; das Ministerium suchte Vorsichtsmaßregeln gegen die Verbreitung seiner Irrthümer beim Senat; auch das Volk wurde gegen Basedow so aufgebracht, daß es ihn steinigen wollte. Die Litteraturbriefe, von denen Lessing sich zurückgezogen, spotteten dies mal des Zorns der Gegner.*) „Es ist mir lächerlich, schrieb Resewitz, daß Prediger in einer gewissen Stadt ihre lieben Zu-

*) Band 20 S. 101 ff.

hörer vor diesem Buche gewarnt, und mit einem Eifer, den man in unserer Zeit nicht erwarten sollte. Denn man kann Hundert gegen Eins wetten, daß von ihrer Gemeinde wenige davon etwas verstehen, und mancher treue Hirte in Verlegenheit gerathen würde, wenn er den eigentlichen Sinn und die Beweise des Verfassers angeben und prüfen sollte. Aber sie gestanden: „Basedow macht es seinen Lesern sauer, das, was er über jede Materie denkt, aus seinem Buche zusammenzuholen."

In diesem Buche nun hebt Basedow „das unvergleichliche Werk des Reimarus von der natürlichen Religion" rühmend hervor, wendet sich dann aber zu seiner Rechtfertigung, warum er dennoch ein ähnliches Buch geschrieben: „Ich finde darin viele wichtige Regeln nicht; es scheint mir der analogischen Denkart der Vernunft nicht genug eingeräumt zu sein. Die Grundsätze der Einstimmung und des Widerspruchs sind in einen zu hohen Werth gesetzt. Diese Regeln sind zwar gut, doch nicht die einzigen, nicht die, auf welche sich die ganze Logik bauen läßt; nicht Lehrerinnen der Wahrheit sind sie, sondern Rathgeberinnen über die Irrthümer." „Die Form, welche der Herr Professor dem Beweise von der Existenz Gottes gibt, scheint mir einen in der herrschenden Mode gegründeten Fehler zu haben. Ich lasse es dahingestellt sein, ob, wie der Herr Professor voraussagt, ein Jeder zugesteht, daß etwas Ewiges da sei; ob wenigstens die Atheisten und Zweifler die Ueberzeugung fühlen, daß nur ein einziges Wesen sein könne, das ewig, nothwendig, selbstständig ist. Dies übergehe ich; aber ich gestehe, daß ich möchte, die Schlußarten seien nicht so, wie sie sind; alle Beweise haben eine Schwäche in der Form!" Nach solchen tadelnden Bemerkungen, was half es, daß Basedow bei anderer Gelegenheit sagt: „Ich hoffe, dieser große Freund der Wahrheit, dem ich von Jugend an meinen Dank für die Unterweisung und andere Wohlthaten schuldig bin, wird meine Hochachtung gegen ihn und seine Verdienste nicht verdächtig halten." — Reimarus mußte tief in seinem Innern verletzt sein.

Neuntes Capitel.

Die Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. — Ehrenbezeugungen, die Reimarus erwiesen wurden. — Seine Familienverhältnisse im Alter. — Seine Vaterlandsliebe. — Sein Ende.

So sah sich denn Reimarus am Ende seines Lebens in seiner Wirksamkeit beschränkt, von allen Seiten angegriffen, angegriffen nicht von den Gegnern seiner Lehre, nein, von denen, auf die er am meisten geben mußte; und nun noch zuletzt von einem ehemaligen Schüler, dem er viel Gutes gethan, dessen Partei er genommen. Gewiß den Angriff von Basedow mußte er doppelt schmerzlich fühlen. Er sah die Art seiner Beweisführung in Frage gestellt, seine ganze Logik, auf die er so viel gegeben, an der er dachte einen so felsenfesten Grund zu haben; er sah, wie Basedow zweifeln konnte, ob seine Betrachtungen die Zweifler beruhigen werde! Und auf der andern Seite mußte ihn mit Schrecken erfüllen, wohin Basedow gerieth, gerathen war von den Prinzipien aus, die er selbst ihm eingepflanzt hatte. Das Wohlsein der Menschen war für Basedow das höchste Ziel Gottes bei der Regierung der Welt! (Reimarus hatte das Wohlsein aller Lebendigen im Auge gehabt.) Und von diesem Gedanken ausgehend, hielt B. für die höchste Pflicht, das Wohlsein der Menschen, zunächst das eigne, zu fördern; ja, dachte er, die Unsterblichkeit der Seele schon ganz deutlich daraus beweisen zu können, daß die Seele auf jeden Fall ja viel glücklicher sei, wenn unsterblich, als wenn nicht!

Es erklärt sich von selbst, wie Reimarus unter solchen Gemüthsbewegungen dazu kommen mußte, die Papiere wieder hervorzunehmen, in denen er in früheren Jahren seine eignen Zweifel hatte zu lösen gesucht, um zu sehen, ob er etwa wirklich in den Hauptgründen eine solche Schwäche finden könne, die das ganze Gebäude niederstürze. Allein er wurde durch die Durchlesung seines Aufsatzes nur immer mehr bestärkt, daß er richtig gedacht hätte.*) Und je mehr er in seinen eignen Aufsätzen las, desto mehr wurde die Wahrscheinlichkeit ihm Gewißheit. „Ich genieße", schrieb er, „seit dieser Zeit eine ungestörte Befriedigung des Gemüthes, der ich mich in meinem Busen freue!" Er fand in den einzelnen Aufsätzen einen Grundgedanken, einen gewissen Zusammenhang; da kam er auf den Gedanken, da er ja doch von den Freunden, mit denen er einen Theil der Schrift in Ueberlegung genommen, gebeten, Gebrauch zum Nutzen anderer Menschen davon machen zu dürfen, dieselben zusammenzustellen und herauszugeben. „Die Menschen können ja nicht alle einerlei Einsicht haben", dachte er, „und wir müssen zufrieden sein, wenn sie nur in den allgemeinen, ersten Wahrheiten übereinstimmen. Wir müssen einander durch die Vernunft, welche allen Menschen und Völkern gemein ist, zu überführen suchen, und wo das nicht helfen will, Einer des Andern Schwachheit tragen. Daß man also das Christenthum, seinen Glauben, der zumal auf unerweisliche und widersprechende Erzählungen von alten Factis in der einzigen jüdischen Nation gegründet ist, der ganzen Welt und allen Völkern des Erdbodens aufdringen will, das ist die größte — Unbilligkeit. Die Herrn Theologen rühmen sich an ihrer Seite ganz vermessen, daß sie alle Einwürfe und Anstöße der Ungläubigen völlig weggeräumt und die Wahrheit des Christenthums sonnenklar erwiesen hätten, und in dieser Einbildung folgern sie, daß nichts, als Leichtsinn, Spitzfindigkeit oder Frevel der Beweggrund sein könne, warum sich Einige dem hellen Lichte des Evangeliums zu entziehen trachteten.

*) Niedner's Zeitschrift 1850. 4tes Heft. S. 535.

Die wenigsten Menschen sind im Stande, die Wahrheit aus dem Grunde zu untersuchen. Es muß endlich doch Jemand sein, der diesem Blendwerk völlig allen Nebel benimmt und die Unschuld rettet. Wenn ich nun auf eine ganz klare und Allen begreifliche Weise darthue, daß nicht Leichtsinn oder Leichtfertigkeit, sondern der offenbare Widerspruch, welcher aus allen und jeden Stücken der vorgegebenen göttlichen Offenbarung hervorleuchtet, unsern Glauben unmöglich macht, und uns nöthiget, daß wir uns schlechterdings an die natürliche Religion halten, so wird die Verlästerung unserer Absichten und Bewegungsgründe von selbst wegfallen. Eine andere Vertheidigung kann gegen den aufgedrungenen Glaubens-Gehorsam nicht statthaben. Wohlan denn! ich will die Personen, Handlungen, Lehren und Schriften des alten sowol, wie des neuen Testamentes nach der Reihe durchgehen, und anzeigen, was und warum uns jede derselben dem Vorgeben gerade zu zuwidersprechen scheint, daß uns durch eben dieselbe eine übernatürliche göttliche Offenbarung zur Seligkeit verliehen sei!*) — So stellte er denn seine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ zusammen, ein Werk in zwei Bänden, jeder an 1000 Seiten stark, das so zum Drucke fertig ward, daß selbst das Sachregister nicht fehlte. Jedoch es kamen ihm doch selbst Bedenken, ob er dasselbe veröffentlichen sollte. Er sah, nicht nur die orthodoxen Geistlichen warnten vor den Schriften, die einen freien Geist athmeten; Männer selbst, wie Wagner, Reinbeck, die Anhänger der Wolff'schen theologischen Schule verstanden ihn nicht; die Obrigkeit lies solche Schriften verbrennen (wie die hamburgische — Edelmann's im Jahre 1749), die Verfasser wurden ihres Amtes entsetzt (wie Basedow), oder gar ins Elend verwiesen (wie der Verfasser der Wertheimer Bibel, Johann Lorenz Schmidt). „Nein, ich will nicht die Welt durch meine bekannt gemachten Einsichten irre machen“, sagte er, „oder zu Unruhen Anlaß geben. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als

*) S. 637.

daß ich ihn (obwohl es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte! Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter die herrschenden Ansichten und Gebräuche schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und Andere durch gar zu frühzeitige Aeußerungen unglücklich machen sollte."*) — Dann aber machte er sich wieder den Einwand: „Wenn nun kein vernünftiges Christenthum, selbst kein Arianer und Photinianer heutiges Tages mehr geduldet werden will, was haben diejenigen zu hoffen, welche sich blos an die gesunde Vernunft in der Erkenntnis und Verehrung Gottes halten? Denn dahin sind schon längst Viele im Verborgenen gebracht worden, daß sie wohl einsehen, wenn man Christi eigne Lehre nicht von der Lehre der Apostel und der Kirchenväter absondern und allein beibehalten wolle, so ließe sich das apostolische und nachmals weiter ausgearbeitete Christenthum mit keinen Künsteleien und Wendungen mehr retten. Die reine Lehre Christi, welche aus seinem eignen Munde geflossen ist, sofern dieselbe nicht besonders in das Judenthum einschlägt, sondern allgemein werden kann, enthält nichts, als eine vernünftige, practische Religion. Sobald aber die Apostel anfingen, ihr jüdisches System von dem Messias und von der Göttlichkeit der Schriften Mosis und der Propheten mit hineinzumischen und auf diesen Grund ein geheimnisvolles System zu bauen, so konnte diese Religion nicht mehr allgemein werden. — In jetziger Zeit verdoppeln nun die Vorsteher der christlichen Glaubenslehre ihren Eifer und wenden alle Beredsamkeit an, zuvörderst den gemeinen Mann, hienächst aber die Obrigkeit in gleichen Eifer zu setzen. Da klagen sie es den christgläubigen Seelen, daß jetzt der Unglaube und die Freidenkerei von Tage zu Tage mehr einreiße. — So bringen sie zur Unterdrückung der vernünftigen Religion ein ganzes Heer fürchterlicher Streiter auf die Beine, und die Obrigkeit muß, als Beschützerin des Glaubens, die freidenkerischen

*) S. 523.

Schriften in den Buchläden bei großer Strafe verbieten und durch des Scharfrichters Hand verbrennen lassen, wo nicht die entdeckten Verfasser vom Amte entsetzt oder ins Gefängnis gebracht und ins Elend verwiesen werden. Dann macht man über die gottlosen Schriften sich her und widerlegt sie in aller Sicherheit nach theologischer Weise (Reimarus hatte des Senior Wagner's Schrift wider Edelmann im Auge). Die Heuchelei, mit welcher sich Viele zu ihrem innern Verdruß behelfen müssen, zeugt wider die Herren Theologos. Denn wer würde wol in einer so ernsten Sache wider seine eigne Ueberführung öffentliche Handlungen begehen, die ihm ein Ekel und Aergernis sind? wer würde seine eigne wahre Meinung vor seinen Freunden und Verwandten beständig verhelen, wenn er solches nicht aus großer Furcht vor dem Verlust seiner ganzen Wohlfahrt zu thun genöthigt wäre? Was soll er aber anfangen, da die meisten Menschen, worunter er lebt, mit Haß und Bosheit gegen den Unglauben bei der Priesterschaft erfüllt sind? Man würde ihm Freundschaft, Vertraulichkeit, Handel und Wandel, ja, alle Liebesdienste versagen!" *) — Und wenn so die Rücksicht auf die unterdrückte Wahrheit ihn, wie er meinte, nöthigte, den Mund aufzuthun, so sollte das Bewußtsein seiner guten Sache ihn darin stärken: „Du bist Dir am besten bewußt," sagte er zu sich selbst, „daß Deine Absichten gar nicht sind, einen Namen durch Neuerungen zu erwerben, einen Anhang an Dich zu ziehen, die Welt in ihrer Glaubens-Einfalt irre zu machen oder irgend einen Haß und Muthwillen gegen den Priesterstand auszulassen!" Oder: „Du hast nach den allgemeinen Regeln der Wahrheit unmöglich anders denken können, und wirst selbst in der Stunde des Todes, wenn Gott dir anders dennoch den Gebrauch des gesunden Verstandes gönnt, ganz geruhig dabei bleiben!" — Allein solche Gedanken in seinem Innern zeugen doch von einem geheimen Widerspruch seines Herzens. Er mußte sich entschuldigen bei sich selbst, wo Niemand ihn anklagte! Einer

*) S. 594.

gewissen Angst, mit seiner Apologie hervorzutreten, konnte er nicht Herr werden; da entschloß er sich doch, sie lieber noch ungedruckt zu lassen. „Es wird eine Zeit der Scheidung beider Heere, der Offenbarungsgläubigen und der verachteten Vertreter der Vernunft, eine Zeit der völligen Freiheit kommen," tröstete er sich. „Auch dann wird es an intoleranten Theologen nicht fehlen, aber dann sind wir in statu legitimae defensionis! Dann wird diese Schrift leicht gegen die falschen Beschuldigungen und Verleumdungen, welche euch möchten aufgebürdet werden, euch schützen und vertheidigen können; dann ist eure Rechtfertigung hier schon mit der benöthigten Ueberlegung und Kenntnis der Sprachen und Sachen so vorgearbeitet, als bisher noch von Niemanden. Ich zweifle nicht, die Faßlichkeit und Klarheit der guten Sache wird bei der gebrauchten Mäßigkeit so viel ausrichten, daß denkende und billige Gemüther eine bessere Meinung von der wahren Beschaffenheit der Vernunft-Religion und ihren triftigen Gründen wieder zu schöpfen anfangen. Viele Zeichen weisen schon darauf hin. Die gesitteten Leute fangen immer mehr an zu denken, die Vernunft hebt ihr Haupt empor; die Anführung der jungen Kinder beginnt vernünftiger zu werden (es trat ja in dieser Zeit Jean Jacques Rousseau auf). Die gescheuten Lehrer der Kirche nähern sich allmälig einer begreiflichen Religion.*) Diese Schrift ist und bleibt eine wahre Apologie und Schutzschrift gegen die Zunöthigung eines uns aufgedrungenen Glaubens. Bewahret sie als einen geheimen Schatz, mit gewissenhafter Verschwiegenheit, auf den Fall der Noth, bis daß es Gott gefällt, der vernünftigen Religion einen Weg zur öffentlichen, ungekränkten Freiheit zu bahnen und euch dann darüber zur Verantwortung zu ziehen!"**)

Reimarus, der Sohn, hat den Willen seines Vaters geachtet, er hat, wie wir gehört, an Lessing nicht das Manuscript zum Abschreiben gegeben; er, der in seinen Ansichten mit seinem Vater

*) S. 537.

**) S. 539.

übereinstimmte, der die übrigen Werke seines Vaters gerne wieder herausgab und mit Zusätzen vermehrte, er hat diesen Schatz aufbewahrt und am Abend seines Lebens, vor seiner Flucht aus Hamburg, bei der Wiedereinnahme der Stadt durch die Franzosen, im Frühjahre 1813, in einer Kiste seinem Collegen Professor Ebeling übergeben, um denselben in der Stadtbibliothek aufzubewahren, mit dem Ersuchen, ihn nur fürs erste Männern mitzutheilen, welche man dazu geeignet finde.

Ob es für die Kirche nicht besser gewesen wäre, wenn die Schrift alsobald, nachdem sie vollendet, in die Oeffentlichkeit gekommen wäre? Das ist eine andere Frage. Der Herr hat es nicht zugelassen, sonst möchten wir sie beinahe bejahen. Viele Kämpfe wären vielleicht der Kirche erspart, die durch die Unklarheit, Inconsequenz, Unbekanntschaft mit dem göttlichen Worte und die daraus entstehende Furcht bei denen, die sich ihrer Aufklärung rühmten, wiewol sie nicht durch den heiligen Geist erleuchtet waren, entstanden sind. Aus dieser Schrift hätte man lernen können, in welche unsinnige Irrthümer der menschliche Verstand, auch wenn er ein Leben lang in wissenschaftlichem Denken geübt ist, bei langjährigem, scharfen Nachdenken gerathen kann, wenn er die heilige Schrift ohne kindlichen Glauben an Den, von Dem sie zeuget, verstehen zu können meint. Wir kennen bis jetzt noch Keinen, der mit solcher Consequenz nicht nur negativ gesucht hat, die Wahrheit des alten, wie des neuen Testamentes zu leugnen, sondern auch durch ein eignes, durchgeführtes System die Entstehung beider zu erklären, wie Reimarus.

Daß Reimarus selbst in seinem System, an dessen Durchführung er noch in den letzten Monaten seines Lebens, nach dem Zeugnisse seines Sohnes, gearbeitet, nicht die rechte Ruhe seiner Seele gefunden, davon zeugt die Heftigkeit, die Leidenschaftlichkeit, die gerade diejenigen Abschnitte kennzeichnen, welche er im Alter geschrieben. Aber gerade die Beharrlichkeit und Ausdauer, mit der er an der Widerlegung des göttlichen Wortes arbeitete, ist uns auch ein Zeugnis, daß er in der Schrift ahnete, was er in seinem System

nicht fand. Einen Segen von seiner Taufe hatte er doch! Wie Moses Mendelssohn sich nicht von der Synagoge trennen konnte, so konnte er nicht von der Kirche lassen. Mochte er noch so sehr, im Aerger über sich selbst, zürnen, daß die Rücksicht auf andere Menschen ihn dazu zwänge; bezeichnend für die Zeit, in der er lebte, war es doch, daß auch er, wie Leibnitz, den das Volk als „G. Laubenichts" verfolgte, wie Wolff, im Innern seines Gemüthes dem Herrn die Ehrfurcht nicht versagen konnte. Erst als die armselige Vernunftreligion mit ihrer laxen Moral dem Volke allein mitgetheilt wurde, konnte das Christenthum, das ja nicht einmal mehr den Kindern gelehrt wurde, nur schwer lebendige Wurzeln im Herzen derer, die sich äußerlich zur Kirche hielten, schlagen.

Einen Trost fand Reimarus auch in der Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen in der Ferne, wie in seiner nähern Umgebung. Johann Andreas Cramer füllte zwei Stücke seines „Nordischen Aufsehers" mit Auszügen aus Reimarus' Schrift von den Trieben der Thiere an, und begann mit den Worten: „Eine gründliche Einsicht in die philosophischen Wissenschaften, ein vorzügliches Studium der Philologie, und das Talent, in mehr, als Einer Sprache vortrefflich zu schreiben, sind Gaben, welche selten mit einander vereinigt zu sein pflegen, so, daß der, der sie in unterscheidendem Grade besitzt, der Unsterblichkeit seines Namens bei der Nachwelt ebenso gewiß sein kann, wie der Bewunderung seiner Zeitgenossen. Man hat in einem Jahrhundert Wenige, welche beide Belohnungen so sehr verdienen, als sie ein Reimarus verdient." Im Jahre 1761 wurde Reimarus durch das Diplom eines Mitgliedes der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in Petersburg überrascht. Und wie ihn schon 1740 die philologische Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede gemacht, so bekam er, als 1763 sein früherer Lehrer Johann Matthias Geßner gestorben war, von Göttingen aus den Ruf, seine Stelle einzunehmen, die Stelle, die, als er sie ausschlug, Christian Gottlob Heyne erhielt.

Reimarus blieb bis an sein Ende in Hamburg; mit vielen Banden war er gefesselt an die Vaterstadt. Er lebte da, als das Haupt einer großen Familie, deren Glieder, auch in entfernten Abzweigungen, ihn als Vater ehrten. Insbesondere waren es die vier Kinder, die sein Schwager Evers, als er kaum 5 Jahre Professor am Gymnasium gewesen war, bei seinem Tode hinterlassen, denen Reimarus ein zweiter Vater ward. Im engern Kreise konnte er bis an seinen Tod, dreißig Jahre hindurch, das Glück genießen, mit seiner Frau vereinigt zu sein. Sein Sohn war ein sehr beliebter, angesehener Arzt geworden, hatte sich verheirathet und den Vater zwei Kindeskinder sehen lassen. Die geliebte Schwiegertochter starb, zu seinem großen Schmerze, bei der Geburt eines dritten Kindes, aber nun nahmen die Großeltern den Enkel und die Enkelin in ihr Haus und wurden wieder jung mit diesen Kindern. Auch eine seiner Töchter verheirathete sich glücklich mit einem Kaufmann aus Bremen, Hermann Thorbeck, den 20. October 1766. Froh und heiter war Reimarus im Kreise der Seinen; das vertraute Verhältnis zu seinem Sohne trug dazu viel bei. Gerne vereinte er im Alter um sich einen größeren Kreis gebildeter Männer, Gelehrter, wie Kaufleute, und besprach sich mit ihnen über allgemein nützliche, wissenschaftliche Gegenstände; er selbst war wegen seines Alters, wie wegen seines Wissens, natürlich der Leiter der Unterhaltung. Aus diesen freundschaftlichen Zusammenkünften erwuchs die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, die später die patriotische Gesellschaft genannt wurde.

Reimarus trug das Wohl seiner Vaterstadt, wie des ganzen Vaterlandes auf dem Herzen. Wiewohl es für Hamburgs Wohlstand bekanntlich von großem Vortheil war, daß der siebenjährige Krieg Deutschland zerriß, so konnte Reimarus doch nur mit tiefem Schmerze an die Leiden, die derselbe hervorbrachte, denken, und keine Anzeige seiner Vorlesungen erließ er während dieser Zeit, in

der er nicht Gott anrief, daß er sich des Vaterlandes erbarmen möge; in der zu Ostern 1764 pries er aber den Herrn von ganzem Herzen für den Frieden, der dem Vaterlande endlich wiedergeschenkt war.

Sein körperliches Wohlbefinden hatte mit den Jahren zugenommen. Im Winter 1766 und 1767 bekam er aber gichtische Schmerzen; der darauf folgende schöne Sommer, wie der milde Winter, der sich dann einstellte, thaten ihm ungemein wohl, und Alle, die ihn kannten, freueten sich des 73jährigen Greises. Am 19. Februar 1768 hatte er seine liebsten Freunde um sich in seinem Hause versammelt; heiter war er, wie gewöhnlich, da sagte er plötzlich zu Aller Erstaunen mit feierlichem Tone, er habe sie heute zum Abschiedsmahle geladen, er fühle, sein Ende sei nahe. Drei Tage darauf hörten die Freunde zu ihrem Schrecken, Reimarus sei krank geworden. Ein schleichendes Fieber nahm ihm schnell die letzten Kräfte. Er entschlief am 1. März 1768. Schon hatte er die Anzeige seiner Vorlesungen fürs nächste Jahr zum Drucke zurechtgelegt; die letzten Worte, die er geschrieben, waren: „Ich bitte voll Demuth den ewigen Gott, daß der unversehrt erhaltenen, in jeder Beziehung blühenden Republik eine Jugend erwachsen möge, erfüllt von Gottesfurcht, Wissenschaft und Rechtschaffenheit, von der unser Vaterland nur Gutes hoffen könne.“ — „Das Program war noch nicht gedruckt, schrieb der derzeitige Rector des Gymnasiums, Professor Wunderlich, als wir die Nachricht bekamen, daß der Subsenior unseres Collegiums, freilich im vorgeschrittenen Alter, den wir aber noch vor wenigen Tagen stark und kräftig gesehen, unerwartet, sanft und gottergeben eingeschlafen und in die Wohnungen der Seligen versetzt sei; Reimarus hat sein achtunggebietendes Leben nach dem Willen Gottes geendet! Reimarus haben wir verloren, dessen Leben werth gewesen, ewig zu dauern, der in 73 Jahren Niemand geschadet, Allen zum Nutzen, nur jedem Einzelnen sich zu verpflichten bemüht gewesen ist; der unter viel Mühen, Arbeiten, Nachtwachen, auch noch im Greises-

alter, seine Kräfte aufgezehrt hat." — Wie der Rector, weihten alle Collegen dem Dahingeschiedenen Worte des Schmerzes; die Trauer um ihn war aber allgemein unter den Gebildeten. Eine Menge Verse, die in die Zeitungen, wie auf besondere Blätter, gedruckt wurden, bezeugten die Liebe und Achtung, die Reimarus durch sein Leben sich erworben hatte.

Johann Christian Edelmann.

Erstes Capitel.

Edelmann's Geburt, Schuljahre. Seine Studien in Jena. Hauslehrer-Leben in Oesterreich. — Brockes. — Buddeus.

Reimarus zur Seite stellen wir das Bild eines Mannes, der freilich von Reimarus verachtet, von den meisten seiner Zeitgenossen geschmäht ist, doch an Reichthum des inneren Lebens, an Entschiedenheit im Kampfe Reimarus weit übertrifft, dabei ein äußeres Leben geführt hat, das uns die mannigfaltige Bewegung der Geister in dem Zeitalter, in das wir einen Blick gethan, noch mehr aufschließt.

Johann Christian Edelmann war zu Weissenfels, am 9. Juli 1698 geboren. Sein Vater war damals an dem kleinen fürstlichen Hofe daselbst Kammer-Musicus und Pagen-Informator und wegen seines munteren Naturels ebenso gut, wie wegen seiner Leistungen in der Vocal- und Instrumental-Musik, sehr gerne gelitten. Bei unsers Edelmann's Geburt bat sich der regierende Herzog Christian, wie sein Bruder Herzog Johann Georg, zu Gevatter. Der Vater wurde später nach Sangershausen versetzt; der Sohn kam deshalb dort auf die Schule und zeichnete sich, wie er heranwuchs, durch seine Schlagfertigkeit beim Disputiren und durch die Freude,

seine Gegner die Ueberlegenheit in den logischen Künsten fühlen zu lassen, vor allen Mitschülern aus. Edelmann mußte diese Schule mit der zu Lauban vertauschen; allein bald war ihm das lieb; hier fand er viel mehr adlige Herren und, was ihm sehr zusagte, das Versemachen wurde hier stark getrieben. Sein aufgewecktes Naturell wußte sich bald in der Poesie geltend zu machen; weniger gelang dies in den „geistlosen Schwätzerkünsten, die hier stark geübt wurden". Jeden Freitag mußte ein Schüler in der Classe eine Predigt halten; das war nicht Edelmann's Gabe. Aber „ich nahm", schrieb er später, „in meinem cholerischen Temparamente, meiner Einbildung nach, täglich zu, und, würde mir nicht die liebe Armuth noch einen Daum auf dem Auge gehalten haben, würde ich ein unerträglicher Mensch geworden sein". Seinem Vater wurde es aber schwer, die Seinen zu ernähren; er zog im Februar 1717 nach Altenburg, und der Sohn mußte, während er nun hier die Schule besuchte, nebenbei die Erziehung der Kinder seines Vetters übernehmen. Dieser verlangte zu Edelmann's Verdruß strenge Kinderzucht. Nach zwei Jahren konnte Edelmann das Examen zum Abgange von der Schule machen. Er mußte aber auf das Gymnasium academicum, das sich dort befand, gehen, da die Armuth seiner Eltern ihn nicht nach Universitäten reisen lassen konnte. Sein Vater hatte seit acht Jahren nicht seine Besoldung von Weissenfels erhalten und hatte so wenig Geld, daß er nicht einmal nach Eisenach die Reise unternehmen konnte, als ihm dort die Stelle eines Secretärs eröffnet war. Den Sohn drückte die Armuth schrecklich; er, der durch die Lobsprüche seiner Lehrer in seiner eignen Vorstellung immer höher stieg, fühlte überall Demüthigungen durch die Lage seiner Eltern; tausendmal wünschte er, ein Handwerker geworden zu sein; allein seine fromme Mutter brannte vor Begierde, den lieben Sohn auf der Kanzel zu sehen. Endlich, im Jahre 1720, erhielt er, 21 Jahr alt, ein Stipendium, um die Universität beziehen zu können. Doch seine Eltern hatten Schulden, die mußte er erst bezahlen, und nur mit wenigen Thalern und einem durch die Armuth erbitterten Herzen

kam er nach Jena. Hier fristete er sein Leben durch Stundengeben. Dennoch studirte er fleißig; an den exegetischen Vorlesungen, namentlich an denen des Alten Testamentes, fand er keinen Gefallen; trieb lieber neuere Sprachen, die französische, deutsche; doch in der Theologie ward er ein eifriger Anhänger von Buddeus und wurde durch ihn vor vielen Versuchungen bewahrt. Vor den Pietisten bekam er einen Abscheu; dennoch wollte es ihm nicht gefallen, daß, als Professor H. A. Francke einst nach Jena kam, der Superintendent Züllich ihm nicht die Kanzel gestatten wollte, weil seit der Reformation auf dieser Kanzel das Wort Gottes rein und lauter gelehrt sei.*) Edelmann disputirte im letzten Jahre häufig mit großem Beifall, allein es fehlte ihm das Geld, Magister zu werden; so verließ er Jena 1724. Seine Mutter war inzwischen gestorben, wohin sollte er nun? Sein Bruder zog das Loos aus dem Spruchkasten; er bekam den Spruch 1. Mosis 12: „Gehe aus deinem Vaterlande und deiner Freundschaft — in ein Land, das Ich dir zeigen will.“ Da nahm Edelmann die Stelle eines Hauslehrers in Oesterreich an, beim Grafen von Kornfeil.

Edelmann war streng orthodox erzogen, er kannte die Lehren des Katechismus von Jugend an, er hatte beten und singen gelernt, hatte Theologie studirt und wußte, alle Ketzer zu widerlegen; aber — das religiöse Gefühl war nie in ihm erwacht. Deshalb schon hatte er nie eine Freude am Predigen gefunden. Es war ihm kein Herzensbedürfnis, die Thaten Gottes zu preisen. — Jetzt, als er nach Oesterreich kam, und die herrliche Donau hinab fuhr, saß er staunend auf dem Verdeck des Schiffes, nur mit inniger Rührung konnte er die wunderbaren Schöpfungen des Höchsten betrachten. Ein Reisegefährte declamirte einige Verse, die Edelmann nicht kannte; Edelmann horchte auf, er bat um das Buch, aus dem die Worte genommen wären; sein Reisegefährte gab ihm den ersten Theil von Brockes': „Irdischem Vergnügen in Gott“, der erst vor

*) Unschuldige Wahrheiten, dritte Abth. S. 19.

wenigen Jahren erschienen war, und Edelmann schwelgte in dem Genuß dieser Gedichte, die bei ihm zuerst dem natürlichen Gefühle seines Innern Ausdruck gaben, und immer mit Freuden gedachte er später dieser Reise.

Bei dem Grafen von Kornfeil gefiel es ihm ganz gut; er führte ein sehr angenehmes Leben auf den Gütern. In Ungarn gab es liebliche Weine; die Jagd machte ihm viel Vergnügen; auch gab es in der Nähe einige Klöster, da besuchte er die Geistlichen und Mönche und hatte interessante Dispute mit denselben. Nur zum Predigen gab es keine Gelegenheit, und da er doch einmal Prediger werden mußte, gab er nach drei Jahren seine Stelle auf, verlies seinen lieben Grafen und ging nach Wien. Hier trat er nun Ostern 1728 in Condition im Löscherkohlischen Hause, auf dem s. g. Hof, bei einem vornehmen evangelischen Kaufmann oder Niederleger, wie es daselbst hieß, Muhl. Dieser war ein strenger Pietist, marterte sich und auch seinen Hauslehrer mit seinen verkehrten Vorstellungen, weil er Alles, was er mit Vergnügen genießen konnte, für Sünde hielt; auch der protestantische Pfarrer, der ins Haus kam, gehörte zu der halleschen Schule. Edelmann fühlte sich, ob er gleich meinte, einen Zug zum Pietismus zu haben, im höchsten Grade unglücklich; namentlich, als er einmal in einer Betstunde war und beständig die Angst hatte, daß er nun auch an die Reihe käme, anhaltend laut beten zu müssen. Er hielt es keine sechs Monate in diesem Hause aus; dann nahm er eine Stelle an bei einem Schwager seines Grafen von Kornfeil, dem Grafen Auersberg auf Purgstal. Da gab es wieder ein lustiges Leben; Scheibenschießen, Kegelschieben, Billard, Jagd; zu arbeiten war wenig; Edelmann ward der Liebling des weiblichen Geschlechtes; freilich beim Tanzen schlug ihm das Herz, selbst sein alter Lehrer Buddeus hatte das für Sünde erklärt! Doch ein, zwei, drei Jahre gingen glücklich dahin! Allein Edelmann mußte daran denken, eine Pfarre zu bekommen; er schrieb nach verschiedenen Orten, unter andern auch nach Hamburg; hier war Erdmann Neumeister

Pastor zu St. Jacobi, der früher in Weissenfels viel in das Haus seiner Eltern gekommen war. Doch das war vergebene Mühe. Er wagte es auch, einen Brief an Senator Brockes zu schreiben, und ihm zu danken, daß er durch ihn zu Gott geführt sei. Brockes antwortete ihm sehr freundlich; doch das half ihm nicht weiter. Da bot ihm der Graf von Kornfeil an, mit ihm zu reisen; er müsse nach Nürnberg, um Güter zu verkaufen. Das nahm Edelmann mit dankbarem Herzen an. Umsonst kam er so, mit der trefflichsten Gelegenheit, nach Deutschland zurück. Eilf Tage dauerte die glückliche Fahrt, die Donau hinauf, nach Regensburg. Hier nahm Edelmann von seinem österreichschen Freunde Abschied und ging nach Sachsen.

Zweites Capitel.

Rückkehr nach Sachsen. Neigung zum Pietismus. Zweifel an der Kindertaufe. — Graf von Zinzendorf in Herrnhut. — Der Gichtelianer in Dresden. — „Die Unschuldigen Wahrheiten." — Christianus Democritus (Dippel).

Die Stelle eines Informators bei einem Landprediger in Bockendorf erhielt er bald; und hätte wohl auch eine Pfarrstelle bekommen, da der Superintendent in Freiburg, unter dessen Inspection er stand, sein früherer Lehrer Wilisch, der Director zu Altenburg gewesen war, ihm wohlwollte; allein Edelmann konnte sich nicht entschließen, sich zu melden; er wollte directe vom Herrn berufen werden. Er fing überhaupt an, es Ernst mit der Heiligung zu nehmen; Baxter's Tractate, wie das Leben der Wiedergebornen vom Hofprediger Hamberger zu Dresden, nahm er zur Richtschnur seines Lebens. Er studirte nun Gottfrid Arnold's Kirchen- und Ketzer-Historie. Da bekam er gar einen Abscheu vor dem scheinheiligen Leben der Orthodoxen; ihre seichte Moral widerte ihn an. Bald entstand auch ein Zweifel in ihm an der Wirksamkeit der Kindertaufe. Als er sich deshalb dem Studium der polemischen Schriften zuwandte, wurde er aber gewahr, wie stark die Wahrheit war, die er bestreiten wollte. Er fühlte sich dermaßen gebeugt vor seinem Gott, daß er sich nicht zu rathen, nicht zu

helfen wußte. Doch Gottes Liebe führte ihn immer weiter, wie er sagt, und lies ihn in den Schriften der vornehmsten Theologen die entsetzlichsten Widersprüche sehen, insbesondere, wo sie sich gegen wiedertäuferische, socinianische, quäkerische Lehren erklärten. Gerade der Misbrauch des hohen Artikels von der Wiedergeburt, der sonderlich durch die Kindertaufe sich nach und nach festgesetzt hatte, bewog ihn zuletzt, das Studium der Theologie aufzugeben.*)

Edelmann suchte nun wegzukommen; er fand einen Platz als Hofmeister bei dem Grafen von Calemburg in Dresden. Einen Abscheu vor Schriften, die das Christenthum verspotteten, fühlte er noch; aber es entstand schon eine Vorliebe für ketzerische, verbotene Bücher in ihm. Er hörte von dem Grafen von Zinzendorf, der gerade in dieser Zeit in den geistlichen Stand getreten war, um seine Colonie Mährischer Brüder in Herrnhut in die Brüderkirche umzuformen. Edelmann entbrannte vor Begierde, den Grafen zu sehen, um einen rechten Wiedergebornen kennen zu lernen. Er wandte sich schriftlich an ihn, entdeckte ihm offen seine Sehnsucht, aber auch seine Noth; es fehle ihm an Geld, zu ihm zu reisen. Der Graf sandte den Grafen Wattewille zu ihm und schenkte ihm Geld zur Reise. Um Pfingsten 1735 kam Edelmann nach Herrnhut. Der spätere Bischof Spangenberg, der Edelmann schon in Jena als Studenten gesehen, begrüßte ihn gleich bei seiner Ankunft; Zinzendorf nahm ihn sehr freundlich auf. Doch Edelmann fühlte sich bald zurückgestoßen. Zinzendorf lebte noch immer, wie ein Graf; lies sich von Andern bedienen. Das hatte Edelmann nicht gedacht von einem Wiedergebornen. Er hatte sich überhaupt eine andere Vorstellung von der Brüdergemeinde gebildet, ein Nachbild der ersten Christengemeinde zu finden gehofft; nun hörte er: „Das würde ja etwas Nachgemodeltes sein!" Die Gottesdienste mit dem vielen Musiciren, die Reden des Grafen gefielen ihm nicht. Zinzendorf war ihm

---

*) Unschuldige Wahrheiten. 3te Unterredung. S. 126.

viel zu orthodox, berief sich immer auf Luther, führte oft Stellen aus dessen Schriften an, und verdarb es namentlich bei der Lehre von der Kindertaufe mit ihm. Edelmann blieb nur acht Tage in Herrnhut*), versprach beim Abschiede, daß er nächstens sich förmlich bei ihnen einstellen werde, und reiste zurück nach Dresden. Wirklich kündigte Edelmann seine Stellung beim Grafen Calemburg; doch nach Herrnhut ging er nicht wieder. Zinzendorf hatte ihm den Vorschlag gemacht, bei einem Arzte, Dr. Theodor Wilhelm Grotthaus, der von Kopenhagen gekommen war, um sich der Brüdergemeinde anzuschließen, Medicin zu studiren. Dagegen war er nicht, da er die Lust an der Theologie verloren; allein ehe er noch Dresden verlassen hatte, kam Dr. Grotthaus dorthin und erzählte ihm von den Missionen nach Amerika, die der Graf beabsichtige; er, Grotthaus, solle gleich als Apostel hingehen, Edelmann solle, nach der Absicht des Grafen, später folgen. Das gefiel dem Edelmann so wenig, wie das ganze Auftreten des Doctors; er schöpfte Verdacht gegen die Keuschheit im Leben der Herrnhuter; und wie er immer mißtrauischer wurde, dachte er, der Graf wolle ihn nur fort, nach Amerika, haben, damit er seine Kunstgriffe nicht entdecke. Dazu kam, daß eine abschlägige Antwort des Grafen seinen Verdacht nährte. Edelmann hatte sich mit einer Bitte um Geldunterstützung für seinen unglücklichen Bruder, der seine Stelle verloren hatte und nun wünschte, um Frau und Kind ernähren zu können, als Licentiat zu promoviren, an den Grafen gewandt und kein Gehör gefunden. Das empörte ihn. Er ging zu einem Manne, der stille, zurückgezogen in der Neustadt Dresden, bei einem Töpfer Döber, aber von seinem Gelde, lebte — Buchsz war sein Name, durch den Baron Wattewille war er mit ihm bekannt geworden — der Mann war gleich bereit, ihm zu helfen. Dadurch erschien Buchsz ihm in einem viel helleren Lichte! Buchsz war ein Gichtelianer, einer

*) Edelmann Anm. zum Mſ. seines Lebens.

von den Stillen im Lande, und hatte schon durch Dippel's Schriften Edelmann gewonnen, ihn namentlich gegen die kirchliche Lehre von der Zurechnung des Verdienstes Christi eingenommen. Durch die Bereitwilligkeit, zu helfen, nahm er Edelmann ganz ein, so daß dieser nun von Herrnhut nichts mehr wissen wollte.

Doch schon ehe Edelmann mit Zinzendorf bekannt geworden war, hatte er sich eines Morgens von Gott getrieben gefühlt, eine Schrift anzufangen: „Unschuldige Wahrheiten. Gesprächsweise abgehandelt zwischen Doxophilo und Philaletho, worin von allerhand theils verfallenen, theils gegenwärtig unterdrückten, theils noch unbekannten Wahrheiten nach Anleitung der Bibel, auf eine freimüthige und aufrichtige Art gehandelt wird." Er hatte sie am 24. September 1734 geendet und einem Herrn Walther, der, wie er vernommen, Schriften dieser Art verbreitete, nach Leipzig geschickt. In dieser Schrift spricht er von der Gleichgültigkeit, d. h. gleichen Geltung der Religionen. Er geht davon aus, daß wahre Christen allerdings vom Geiste der Wahrheit in alle Wahrheit geführt werden; daß solche wahre Christen sich aber nicht in einer bestimmten Partei der Christenheit finden, weil Alle, die zu einer Partei gehören, Alle außer ihrer Partei verdammen. Gott will aber nicht, daß Jemand verloren werde und kann Menschen in jeder Religion zu wahren Christen machen. Gott werde noch viele Wahrheiten theils eröffnen, theils deutlicher vortragen, da Er nach Seiner Weisheit nur für gewisse Zeiten gewisse Wahrheiten offenbare; hätten doch die Apostel selbst bei Jesu Tode noch nicht alle Wahrheiten tragen können. Deshalb müsse man auch prüfen, was Theophrast (Bombastus Theophrastus Paracelsus), Cherbury, Arnold gesagt. Man brauche thörichte, ungegründete Meinungen nicht zu billigen; aber etwas Anderes sei es, sie nicht billigen, etwas Anderes, sie nicht dulden. Dulden müsse man unschuldige, blos in der Stille nach ihrem Gewissen lebende Christen neben sich!

Edelmann wartete nicht erst eine Antwort von Herrn Walther ab; er arbeitete ruhig fort und setzte in der zweiten Unterredung seinen Zweck weiter auseinander. Er schreibt, er gedenke nicht die streitenden Parteien zu vereinigen, das sei eine ganz unmögliche Sache, wie die Versuche von Calixt, Pfaff und Andern genugsam bewiesen hätten. Eine jede Partei behalte ihre Meinung in ihren Lehrsätzen, bis sie sich vom Geiste der Wahrheit zur Wahrheit führen lasse. Ist die wahre Kirche die unsichtbare, so kann weder die Römische, noch die Lutherische, noch die Reformirte die allein wahre sein; finden sich aber in einer jeden von diesen Personen, die blos allein ihrem Heilande anhangen und nach und nach alle eignen Meinungen fahren lassen, so gehören diese zur wahren Kirche. Diese wahre Kirche kann aber nicht eine schlechthin unsichtbare sein, sie ist die Stadt, die auf einem Berge liegt; sie ist nur unsichtbar für die Augen der Welt. Aber freilich auch keine einzelne Secte, auch nicht die Secten alle zusammengenommen, machen die wahre Kirche aus. Die christliche Toleranz besteht deshalb nicht in einer furchtsamen Gutheißung von Irrthümern und Mißbräuchen, sondern darin, daß man bei der Rede des Heilandes bleibt und Andere, die nicht diese Erkenntnis haben, nicht allein geduldig trage, sondern mit sanftmüthigem Geiste zurecht bringe. Die Religion ist eine freie Sache, zu der Gott Niemanden zwinge; deshalb muß auch der Mensch Niemand zu einer Religion zwingen wollen. Die Beschwörung der symbolischen Bücher in der protestantischen Kirche ist ein viel schrecklicherer Gewissenszwang, als das Gelübde des ledigen Standes in der Römischen, da von diesem doch schon kleine Kinder wissen, von jenem erst Studenten hören, wenn sie 3, 4 Jahre auf Universitäten gewesen. So lange eine Secte sich einbildet, daß ihre Meinungen allein die rechte Lehre bilden, so kann sie freilich nicht anders, als dahin sehen, daß keine fremde Lehren sich bei ihr einschleichen; so bald sie anfängt, in der Rede Jesu zu bleiben, so werden die ohnmächtigen Stützen alle von selbst dahin fallen. Die symbolischen

Bücher sind ja von Menschen geschrieben, die erst anfingen, aus der Finsternis hervorzugucken; sie haben nur ein Bekenntnis aufsetzen können von der Wahrheit, so weit sie dieselbe erkannten, aber keines, welches die Nachkommen in der Erkenntnis der Wahrheit einzuschließen begehrt. Der Beschwörung der symbolischen Bücher steht am meisten Luthers klares Wort entgegen. Der Apostel Petrus ist nach Apost. Gesch. 10 von der Synode nicht seines Amtes entsetzt; der Apostel Paulus lehrt die Schwachgläubigen tragen. Wer sich zu Joh. 8, 31 mit Herz und Mund erklärt, der hat nicht nöthig, ein Glaubensbekenntnis zu unterschreiben oder gar auf unchristliche Weise zu beschwören.

Edelmann hatte noch keine Antwort von Herrn Walther, als er diese zweite Schrift beendigt; er sandte ihm aber dieselbe auch und ging an seine dritte Unterredung. In dieser suchte er zu zeigen, wie alles Verderben in der Kirche von der Geistlichkeit herrühre. Die Geistlichen dulden nicht, daß die Wahrheit anders als nach ihren Meinungen gepredigt werde, und doch können sie es ansehen, daß viele 1000 Heiden, ja, viele arme, getaufte Heiden dicht um sie her leben und so vielen Göttern dienen, als Sachen in der Welt sind; welche dabei denken, wenn sie nur fleißig die Kirche besuchen, den Geistlichen für die Absolution bezahlen, das Abendmahl nähmen, wäre das ein Gottesdienst, mit dem sich Gott begnügen werde. Die jüdische Clerisei hätte noch zugelassen, daß Gott zuweilen wahre Propheten auftreten lies, und einem erleuchteten Kuhhirten gestattet, im Namen des Herrn zu reden; aber heute ist alles theologische Wissen an die Herren Gelehrten gebunden, und Alle, die sich die Köpfe nicht mit unnützen Schulgrillen haben verwirren lassen, sind Ignoranten, zu denen man sage: Was will der Schuster? Sporer? Zimmermann? Das Papstthum hat in 1000 Jahren nicht so viele Ketzer aufzuweisen, wie die protestantische Kirche innerhalb 200 Jahren, das macht, weil dort nur Ein Papst herrscht, in dieser aber unzählige! — In einer vierten

Unterredung suchte er als einziges Kennzeichen der wahren Kirche hervorzuheben: die Liebe von reinem Herzen. Der Verfall der Kirche ist so groß, daß er nicht größer werden kann. Schon Luther klagte, daß die Leute bei dem Evangelium viel schlimmer geworden, als vorhin; das kommt aus keiner andern Ursache, als weil das Band der Liebe zerrissen ist. Luther hätte nicht eine eigne Secte aufrichten und um seine Meinungen zanken sollen. Durch die Disputir-Kunst ist die Wahrheit nie entdeckt, sondern verdeckt und versteckt. Ohne Christum, der die Wahrheit ist, sind alle Logiken und Vernunftlehren lauter Lügen und Irrlichter. Ich provocire auf aller Logicorum Erfahrung, ob sie durch die Logik Ruhe in ihrer Seele bekommen, und nicht vielmehr durch das Disputiren merklich in ihrer Ruhe sind gestört worden? Er führt seine eigne Erfahrung an, wie er mit diesen Hocuspocus-Künsten recht meisterlich hätte umgehen können, aber wie ihm die Wahrheit dennoch verborgen geblieben sei. „O, ewige Liebe, ruft er aus, aus welcher Blindheit hast du mich gezogen, indem du mich zu Christo, der ewigen Wahrheit, gebracht!" Wenn man das erfahren, so muß man zugeben, daß diese Possen, die man eine Vernunftlehre zu nennen pflegt, nicht werth sei, daß ein vernünftiger Mensch einen Augenblick Zeit darauf verwendet! Die wahre Liebe offenbart sich nicht anders, als in einem heiligen Wandel. In der Lutherischen Kirche herrscht keine wahre Liebe. Das ist der Beweis für das glaublose Wesen des heutigen Christenthums, wie Luther unter Anderm in der Vorrede zum Römerbriefe sagt. — Edelmann war kaum mit dieser Unterredung fertig, da wurde er auf eine eigne Art überrascht. Er war bei einem Freunde, Herrn Hase, der gern sich mit mystischen Schriften abgab. Dieser hatte eine Ladung von Leipzig bekommen und warf ihm, mit sichtbarer Verachtung, ein Büchlein hin — es war seine „Unterredung"! Also war sie gedruckt, und er wußte es selbst nicht. Freudig lief er nach Hause und dankte Gott.

Edelmann hatte inzwischen das Haus des Grafen Calemburg, da er ja seine Stelle gekündigt, verlassen müssen. Er hatte nicht gewußt, wohin er gehen solle, allein unerwartet von einem Manne, von dem er das gar nicht erwartet, das Anerbieten bekommen, zu ihm zu ziehen. Es war der königliche Hof-Medailleur Großkurth. Dieser, der selbst ketzerische und mystische Bücher liebte, war auf ihn aufmerksam geworden in Bücher-Auctionen; er hatte Edelmann's Kenntnis solcher Schriften gesehen und wollte diese gerne benutzen. Allein lange freilich konnte er ihn nicht in seinem Hause behalten, weil seine Frau darüber erzürnt war und er den Hausfrieden störte. Doch Edelmann hatte in der Zwischenzeit den Unterricht der Kinder des Land-Kammerrath Pönikau angenommen, und zog nun, da Frau Großkurth ihm das Leben verbitterte, zu dem alten Kunst-Töpfer Döber ins Haus, von dem wir schon gehört haben. Hier arbeitete er in seinen Mußestunden fleißig an seinen „Unterredungen", bekam auch noch mehrere Stücke fertig, da nahm sein Leben wieder unerwartet eine andere Wendung.

In der 5ten Unterredung hatte er sich gegen den göttlichen Beruf der Geistlichen erklärt; in der 6ten gesteht er, er habe erst schweigen wollen, da er die Schriften des Christianus Democritus kennen gelernt. „Ich kann nicht leugnen, schreibt er, daß dieser Zufall meinen alten Adam, der noch immer nicht in den Tod will, anfangs gar empfindlich **touchiret**, daß man mich könnte für einen **Plagiarius** halten." Allein Dippel (das war Christianus Democritus) habe doch nur den Schutt von der verfallenden Wahrheit weggeräumt, sein heftiger Naturgeist habe in der sanftmüthigen Jesus-Schule nicht viel gelernt; er dagegen wolle zeigen, wie nun durch die überschwengliche Gnade Gottes der Vorhang menschlicher Meinungen in dem äußerlichen Tempel der Christenheit zerrissen, und der Zugang zum Vater geöffnet sei, so, daß dem verklärten Auge die Herrlichkeit Gottes im Heiligthum anzuschauen vergönnt ist.

Er müsse deshalb auf die verkehrte Art, wie die Wiedergeburt, Rechtfertigung und Heiligung seit Luther vorgetragen werde, hinweisen. Die Hauptsache war für Edelmann, daß ein Wiedergeborner nicht sündigen könne, denn „die sündigen können", wie Dr. Löscher's Wiedergeborne, unterscheiden sich nicht von Heiden und Türken. „Es ist orthodox, d. i. ohne Verstand, geredet, daß Einer kann aus dem Stande der Geburt fallen, sowie, daß er 30, 40 mal erneuert werden kann". Edelmann setzt deshalb zuerst die Lehre von der Erleuchtung, Bekehrung, Erneuerung, Heiligung, Rechtfertigung weiter auseinander. In der 8ten Unterredung, denn dies Thema von der Wiedergeburt setzt er lange fort, vertheidigte er die Rechtfertigungslehre des Christianus Democritus, wobei er gestand, „da ich anfing, die erste Schrift herauszugeben, war ich noch sehr in Luther's Lehre befangen." Darum könne man noch in seinen Schriften ihn aus Gewohnheit von dem Verdienst Christi plappern hören; durch Dippel habe Gott ihm erst die Augen geöffnet. Dippel habe das ganze Gebäude der Lutherischen Schultheologie über den Haufen geworfen, da Spener, Francke, Petersen mit dem Knaben Absalon noch säuberlich gefahren; Dippel hebe den Glauben an das Verdienst Christi auf, indem er behauptet, daß Christus nichts für uns verdient hat, daß Er nicht für uns genug gethan, nicht für uns das Gesetz erfüllt hat; sondern daß Christus, durch das Vorbild seines Mittlerlebens im Geiste, in uns, den alten Menschen durch eben denselbigen Verleugnungs- und Leidens-Proceß auf eine unsichtbare Weise getödtet. Christus hat Sein Leben für die Sünde der Menschen gegeben, wie ein Medicus eine Arznei für einen Kranken gibt.

Diese Schriften hatten das Dresdener Consistorium endlich auf Edelmann aufmerksam gemacht. Der Oberhofprediger Valentin Ernst Löscher und der Hofprediger Marberger waren namentlich in denselben angegriffen; Edelmann erfuhr, daß

er vorgefordert werden würde, und war sich des Aergsten gewärtig. Indem er noch in Sorge war, was werden sollte, eröffnete Gott aber ihm einen Ausweg. Walther in Leipzig, der seine Schriften in Druck gegeben, machte ihm, ehe Edelmann ihm etwas gesagt, das Anerbieten, an der Berleburger Bibel mit zu arbeiten.

Drittes Capitel.

Die Berleburger Bibel. — Die Separatisten in Frankfurt a. M. und Berleburg. J. Fried. Rock. — Die Wertheimer Bibel. — Reise nach Berlin. — Gespräch mit dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm. — Spinoza's Schriften. — Stellung zu Leibnitz und Wolff. — Die Schrift: „Die Göttlichkeit der Vernunft." — „Moses mit aufgedecktem Angesicht."

Der Graf Casimir von Sayn Wittgenstein-Berleburg war sehr eingenommen von den Mystikern. Er hatte ein Waisenhaus gegründet nach dem Muster des halleschen, eine Ersparungs-Gesellschaft und andere wohlthätige Institute. Um Geld für diese Anstalten zu gewinnen, beschloß er, eine Bibel mit erklärenden Anmerkungen herauszugeben. Er sammelte zu diesem Zweck mehrere Geistliche in Berleburg, die wegen ihres Glaubens aus ihrem Vaterlande vertrieben waren. Der erste Bogen der Bibel, der schon 1724 erschienen war, hatte freilich großen Widerspruch, ja, Einsprache gegen die Fortsetzung des Werkes, selbst vom Corpus evangelicum in Regensburg, hervorgerufen. Doch der Graf bestand auf sein Recht und lies die Arbeit fortsetzen, bis daß sie 1739 vollendet war. Die Leitung hatte ein aus Straßburg wegen seines Pietismus vertriebener Geistlicher Johann Friedrich Haug übernommen. Dieser Haug lies auch Edelmann fragen, ob er an der Uebersetzung der Bibel theilnehmen wolle; er könne ihm zwar keine große

Versprechungen machen, aber wenn er es auf Gottes Providenz wagen und in seinem Hause vorlieb nehmen wolle, sei er willkommen. Walther, der Edelmann an Haug empfohlen, schrieb diesem, er möge, wenn er geneigt sei, nur nach Frankfurt gehen und sich bei Herrn Andreas Gross melden. Gross war ein wohlhabender Würtemberger, der in Halle durch Anton, Breithaupt und Francke erweckt war, sein Predigtamt in Eßlingen niedergelegt hatte und nun einen großen Theil seines Vermögens für dies Bibelwerk verwandte. In seinem Hause war der Sammelplatz der Separatisten aus allen Ländern. Edelmann fühlte sich, wie er dahin kam, sehr wohl. Hier herrschte, wie er meinte, nicht die Aengstlichkeit und Scheinheiligkeit, wie bei den Pietisten in Halle, wenn auch Viele, die er hier fand, zuerst durch die Hallenser erweckt waren. Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, das dem Edelmann immer so zuwider war, weil es durch die Gnade, welche die Orthodoxen predigten, doch nicht zu überwinden sei, trat bei den Separatisten weniger hervor; sie waren zu einer natürlichen, unschuldigen Fröhlichkeit geneigt. Eine Lustfahrt auf dem Main nach Offenbach, die sie seinetwegen anstellten, gefiel ihm sehr, ebenso eine andere zu Lande, um die Brüder zu besuchen, welchen der Landgraf in Homburg eine Freistatt eröffnet hatte. Hoffnungsvoll reis'te Edelmann weiter über Marburg nach Berleburg. Er kam auf dem Wege durch Schwarzenau. Hier sollte er die Pietisten, die der Graf von Wittgenstein sich hatte anbauen lassen, kennen lernen. Edelmann hatte wol im Gedächtnis, was von der Unsittlichkeit der Buttler'schen Rotte im Jahre 1702 überall erzählt wurde; er fand aber auch hier redliche Gemüther. Doch wie er nun nach Berleburg kam, und Haug sah, da fühlte er sich von diesem gleich anfangs abgestoßen, und bald entdeckte er in seinem unfreundlichen Wesen einen Stolz, der ihm den Brudernamen verweigerte; das hielt er nicht lange aus. „Der Grund der Liebe", schrieb er später, insbesondere im Hinblick auf Haug, „ist nirgends weniger, als bei diesen Separatisten zu treffen. Sie lassen in ihren eignen Häusern

Alles gehen, wie es geht; ihr Gesinde wächst in viel größerer Unwissenheit und Unkenntnis Gottes auf, als bei den Weltmenschen, und sie wissen doch Andere, die in diesem Punkte viel mehr thun, höhnisch durchzuziehen. Sie werden eifersüchtig, wenn sie erfahren, daß Andere freigebiger gegen die Armen sind, als sie, und können die Unglücklichen doch lange genug lamentiren hören. Man sage mir nun, was nutzt solchen Leuten ihr Mystisiren, ihr Bibelerklären und alles andere Gewerke?"*) Was Edelmann besonders ärgerte, war, daß er kein Geld von Haug bekam. Er übersetzte den zweiten Brief Pauli an den Timotheus, den an den Titus und an Philemon; umsonst. Dazu kam, daß, wie er schreibt, „die Berleburger Bibel-Drechsler meine Arbeit vor meinen Augen ärgerlich verhunzt haben, so daß sie weder hinten, noch vorne sich gleich sieht".**) Einen Grund hatten die Herausgeber freilich, Edelmann's Arbeit mit Vorsicht zu behandeln. Denn wie Edelmann in seiner 9ten Unterredung von den Sacramenten zu reden angefangen und behauptet hatte, die wider Christi Einsetzung gemißbrauchten Sacramente seien die vornehmsten Stützen des Antichrists, gerieth er selbst in seinem Eifer gegen die Disputirkünste der Orthodoxen in — den Dienst der Vernunft. „Die Orthodoxen sagen", schreibt er, „man müsse die Vernunft gefangen nehmen; ja, wer das soll, der muß über seine Vernunft gebieten können; aber die Orthodoxen sind ja nicht Herren über ihre Vernunft, wie sie meinen, da sie als Wiedergeborne sündigen können. Ich aber kann nicht zugeben, daß meine, von Christo erleuchtete, ihm zum Gehorsam übergebene Vernunft noch in ihrem blinden, orthodoxen Zustande sich befinde. Nachdem mich Christus durch sein Licht erleuchtet, habe ich die vorige Unvernunft Christo gänzlich unterworfen." Nun fing er in seiner Verblendung an, mit Gründen der Vernunft, d. h. des Verstandes, die Kindertaufe, wie die Lutherische Lehre vom Abend-

*) 13te Unterredung, S. 72.

**) 15tes Stück der Unschuld. Wahrheiten, S. 421.

mahl zu verwerfen, indem er sich nicht scheut, die allerunanständigsten Ausdrücke zu gebrauchen; er schreibt z. B.: „Aus purer, blinder und orthodoxer Ignoranz machen sie Gott bei der Kindertaufe zu einem Chicaneur und Betrüger“; „die Pfaffen zauberten ihnen einen Christum ins Brod und geben Ihn den Leuten mit Haut und Haaren zu verschlingen“; sprach von der abscheulichen „Götter-Fresserei der Christen im s. g. Abendmahle“. Er neigte sich, wie alle Schwärmer, ganz der reformirten Ansicht zu; meinte, die Reformirten ließen in ihrer Lehre vom absoluten Decret viel mehr Verstand blicken, als die Lutheraner in ihrer von der Taufgnade. „Wollten die Reformirten, sagte er, mit uns nach Art der Ketzermacher umgehen, so könnten sie so leicht beweisen, daß die Lehre von der mündlichen Nießung wider die christlichen Glaubensartikel streite, wie vor wenig Jahren der arme, blinde Herr Neumeister in Hamburg hat beweisen wollen, daß die Vereinigung der Lutheraner mit den Reformirten dem ganzen Katechismus zuwider sei, über welches erbarmenswürdige Scriptum man wol billig weinen möchte“. Es ist nicht zu leugnen, wo Edelmann nicht polemisirt, da spricht sich sein warmes, sehnsuchtsvolles Herz, das nach Vereinigung mit Gott und deshalb nach wahrer Heiligung strebt, auf eine rührende Art aus. Aber die starken Ausfälle gegen die Orthodoxen waren doch auch den Frankfurtern, welche das 11te und 12te Stück der Unschuldigen Wahrheiten in ihrer Buchdruckerei in Büdingen wollten drucken lassen, zu stark gewesen. Gross lies ihn bitten, „die unverdaulichen Stellen doch zu ändern, da man dadurch Schaden leiden könnte, weil ihre Schriften nicht mehr würden verbreitet werden dürfen“. Das verdroß Edelmann, der geglaubt hatte, nun hier, in Berleburg, völlig frei nach seiner Erkenntnis schreiben zu dürfen; er ärgerte sich noch mehr über Herr Gross, als über Herr Haug, und trennte sich von beiden, nachdem er es kaum ein Jahr in Haug's Hause ausgehalten hatte.

Er zog in das Haus eines Bäckers Zepper. Dreißig Thaler, die er gerade in einer s. g. Bibel-Lotterie gewonnen, dienten zuerst zum Unterhalt. Er wollte nun die verschiedenen Secten näher kennen

lernen, die sich in der Gesellschaft niedergelassen hatten; denn er suchte noch immer nach Wiedergebornen, die nach 1. Joh. 3, 9 nicht sündigten; und vergaß, daß derselbe Johannes Cap. 1, V. 8 schreibt: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns". Er machte später einmal im Rückblick auf diese Zeit die interessante Bemerkung: „Ich habe oft erfahren, daß die Meisten, die mit der mystischen Theologie Staat machen, sich auf eine recht gefährliche Art zu frühzeitig in dieselbe verbilden, in eine falsche Ruhe und rechte Taubsucht gerathen, daß sie gar nichts mehr annehmen wollen, was ihnen nicht in dieser eingebildeten Ruhe schmeichelt, und haben doch nicht einmal angefangen, ihren natürlichen Eigensinn zu bestreiten, der sich oft in ganz indifferenten Dingen blicken läßt, worin auch jeder vernünftige Weltmensch nachgeben würde, zu geschweigen, daß man gar keine, auch dem natürlichen Menschen gewöhnliche, Leutseligkeit und Liebe bei ihnen gewahr wird. Sie leben vielmehr in ihrem stockischen Wesen so dahin, sehen nur auf sich und ihren Nutzen; machen sich nichts daraus, wenn sie den Nächsten einmal belügen, ihm nicht halten, was sie versprochen. Und solche Leute wollen viel von der Vereinigung und Umschmelzung der Herzen schwatzen! Weil sie gehört haben, man müsse im Werke der Wiedergeburt gar leidentlich sich verhalten, so wollen sie auch das nicht mehr thun, was doch die Schrift zur Kreuzigung des alten Menschen unumgänglich zu thun befiehlt, halten daher alle Uebungen, welche die wahren Mystiker zur Tödtung ihres Fleisches vorgenommen, für unnützes Selbstgewirke."

Jetzt gerieth Edelmann unter die Inspirirten in Homburgshausen. Der Informator des jungen Herrn von Kalkreuther, Ludolph, führte ihn ein. Zuerst ekelte ihn ihre Versammlung mit den langen Gebeten, den schlechten, unvorbereiteten Bibelerklärungen an. Allein er hatte schon von dem merkwürdigen Propheten gehört, der unter ihnen aufgestanden war: Johann Friedrich Rock, den wünschte er kennen zu lernen. Dieser war der Sohn eines würtembergischen Predigers. Er war in seinem

25sten Jahre erweckt, und darauf, im Jahre 1707, als Separatist des Landes verwiesen. Nachdem er Jahre lang umhergezogen war, erhielt er im Jahre 1714 die Gabe der Inspiration. Er gerieth zu Zeiten in convulsivische Bewegungen, brachte einige furchtbare Töne vor, bekam dann „Aussagen", die mit der Formel begannen: „So spricht der Herr!" Er drang dann darauf, „aus der Sinnigkeit in die Innigkeit zu dringen", „sich in den Urgrund der Liebe zu ergeben", „in das verborgene Wesen Gottes einzufließen" u. s. w. — Wie Rock den Edelmann zum ersten Mal sah, es war in einer Versammlung, da ging er auf ihn zu, begrüßte ihn als Bruder, und gerieth alsobald in Entzückung. Er schüttelte heftig sein Haupt, so daß die Mütze vom Kopfe flog, die Haare ums Gesicht herumschlugen; seine Augen verdrehten sich, die Hände schlugen auf die Kniee, die Füße trampelten; er selbst setzte sich bald auf die Erde, hob sich dann wieder empor, und that eine Aussage, die sich direct auf Edelmann bezog. Edelmann dankte und fühlte sich wunderbar durch diesen Menschen gefesselt. Rock verlies wieder den Ort; er war gräflicher Hof-Sattler in Himbock; Edelmann aber konnte nun die Versammlung der Inspirirten nicht verlassen. Drei Vierteljahre besuchte er dieselben; er konnte jedoch nicht dazu kommen, laut zu beten. „Was ich damals Angst ausgestanden", schrieb er später an einen Freund, „kann ich Dir nicht schreiben; denn ich hatte keinen Gott, zu dem ich ein Herz hätte haben können, und Alles, was man mir von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes vorschwatzte, davon fand ich immer das gerade Gegentheil; ja, wenn mir der getreue Gott gleich durch das Licht der Vernunft zu Hülfe kam, so bat ich doch in meiner Dummheit, wie ich war gelehrt worden, daß Er mir aus Gnaden die Kraft schenken wolle, meine so gar sehr speculirende Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Ich bat Gott, Er möge mir aus Gnaden zu erkennen geben, daß ich prüfen möchte, ob Er wirklich der Herr sei, der durch die Inspirirten rede. Je mehr ich aber bat, je weniger Stimme und Aufmerken war da; es regten sich kräftige Widersprüche in mir, daß ich in

diesem höllenmäßigen Zustande mein Bett oft mit den bittersten Angstthränen benetzte und den Tod gerne hätte kommen sehen." In diesem Zustande war er, als eines Tages der Vorsteher der Gemeinde, ein Dr. Hermann, von dem Edelmann die aller unbedeutendste Vorstellung hatte, ihn zur Rede stellte, warum er niemals laut in der Versammlung bete. Als Edelmann sich rechtfertigte, erklärte Hermann, er werde die Sache vor den Propheten Rock bringen. Nun ergriff Edelmann erst recht die Angst; er konnte nicht schlafen, wurde elend und matt. Da erbarmte sich der treue Gott und Heiland über ihn, und stellte ihm plötzlich, im Traume, die Anfangsworte des Evangelium Johannis in griechischer Sprache ganz deutlich vor die Augen, und lies ihn lesen: „Im Anfang war die Vernunft," und: „Gott war die Vernunft". (Der griechische Ausdruck ist nämlich für „Wort" und „Vernunft" derselbige.) In dem Augenblick empfand Edelmann, daß das Wort Gottes etwas Lebendiges und Kräftiges sei. Eine wunderbare Freudigkeit ergriff ihn. So sehr er bis dahin die Ankunft des Vernunftstürmers gefürchtet, so wünschte er nun nichts mehr, als daß er schon da sein möchte. Freilich sein äußerer Mensch erzitterte vor dieser Probe, da er nicht nur gegen die einzelne Person, den tückischen Rock, auftreten mußte, sondern seinen ganzen Anhang zu bestreiten hatte, der bisher sich außerordentlich liebreich gegen ihn bezeugt, ihm, da er in bedrängten äußerlichen Umständen war, und nicht wußte, wie er sein Leben fristen sollte, freiwillig Lebensunterhalt gegeben, in ihre Häuser aufgenommen. Da war es ihm nicht so leicht, seine fleischliche Phantasie, die ihm die Annehmlichkeit der Sinne, besonders durch die nicht undeutlich ihm zugedachte Mariage vorspiegelte, zu zügeln. Allein alle diese Hindernisse überwand jetzt der Strahl der Vernunft, der nicht genug zu verehrende Logos! Edelmann war wie vom Tode zum Leben gekommen. Als er am Morgen zu Bruder Langemeier und Schwester Schelldorf kam, bei denen er zu Mittag aß, erzählten diese, die schon lange zu den Inspirirten gehört hatten, ihm auch einen Traum, den sie gehabt, daß „der Rock capott werden müsse"; sie

sähen jetzt seine Blöße ein. Edelmann hörte das mit Staunen, und wollte sie gleich überzeugen, daß das göttliche Licht, das Rock überzeugen müsse, nichts, als die Vernunft sei, die Vernunft, die auch ihm schon den großen Dienst gethan. — Als nun der Prophet nach Homburgshausen kam, ging Edelmann freudig in die Versammlung, in der Rock auftreten sollte. Rock kam; er begann: „Es steiget ein Gnaden-Wörtlein aus dem Centrum, da die Liebe ruht!“ — „Dummes Zeug!“ dachte Edelmann, „wie kann das ein Prophet nur sein, der aus dem Centrum, statt: aus dem Centro, sagt!“ und alle Furcht verschwand. Aber Rock ermahnte nur zur Einigkeit und Liebe; den Streitpunkt, auf den Edelmann wartete, die Sache wegen des Gebetes, berührte er gar nicht. Da ward Edelmann noch mehr gegen ihn eingenommen. Allein aus der Gemeinschaft auszuscheiden, vermochte er noch nicht. Da ging er am Sonntage Quasimodogeniti 1738, nicht, wie sonst, in Homburgshausen, sondern nach Berleburg in die Versammlung. Der Vorsteher, Bruder Ohle, ein abgesetzter Pfarrer, der früher die „Unschuldigen Nachrichten“ mit Vergnügen gelesen, wollte jetzt, als er Edelmann sah, erst nicht eintreten; endlich nahm er seinen Sitz ein und blickte schweigend, unverwandt Edelmann an. Da erhob sich zuletzt Bruder Werlich und schrie mit kläglicher Stimme, es wolle verlauten, als ob Herr Edelmann an der Göttlichkeit der Inspiration zweifele. Edelmann wollte ruhig sich verantworten, da rief Ohle heftig erregt: „Was? was, ihr Brüder? Dieser Geist stört ja die ganze Versammlung!“ Alles stürmte auf Edelmann ein; er aber verlies das Zimmer, indem er den Wunsch aussprach, daß der Herr ihnen zu erkennen geben möge, wie schändlich sie bisher betrogen wären.

Edelmann sandte darauf der Gemeinde der Inspirirten einen Scheidebrief. Mit einzelnen Brüdern jedoch setzte er freundlich den Umgang fort. Er wollte den Brüdern, die sich so oft an seinem freien Aeußern geärgert, zeigen, da der Herr von den Seinen Selbstverleugnung forderte, daß auch er sich selbst verleugnen könne. Er

lies sich deshalb seinen Bart wachsen, legte seine Perücke ab, setzte statt eines dreieckigen, einen Hut mit zwei breiten Krempen auf, lies sich einen schlechten Menoniten-Kittel machen, um als „ein Heiliger“ umherzugehen. Doch die Prüfung blieb nicht lange aus. Er gerieth, da er sich von den Inspirirten getrennt, bald in große Noth; Wochen lang genoß er nichts, wie Wasser und Brod. Er wollte seine alte Neigung, zu schriftstellern, auch unterdrücken und ein Handwerk lernen. Deshalb entschloß er sich, sein Zinn- und Hausgeräthe an Bruder Langemeier zu geben, um dafür eine Zeit lang Kost bei ihm zu haben. Wirklich wurde er ein Bortenwirker-Lehrling, und machte mit vieler Mühe einige Fortschritte; da erhielt er eines Tages, als er, nichts ahnend, am Webestuhl saß, einen Brief von einem Freunde, Magister Grosch aus Jena, der ihm 50 ℳ für den Druck des 13ten Stückes seiner „Unschuldigen Wahrheiten“ bot; bald darauf noch einen Brief aus Berlin von einem ihm ganz unbekannten Mann, der in der Brüderstraße in Cöln an der Spree wohnte, — es war ein Kaufmann Pinell. Auch von andern Orten erhielt Edelmann Briefe mit Geld. Da entschloß er sich, doch lieber das Handwerk aufzugeben und wieder Bücher zu schreiben. „Ich will aber kein Secten-Flicker sein,“ schrieb er in der Vorrede zur 13ten Unterhaltung, „viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf alte Trümmer ein neues Gebäude aufführt; es gibt dergleichen Pfuscher genug. Jetzt habe ich keinen andern Beruf, als daß ich, wie Jeremias, ausreiße, zerbreche, zerstöre und verderbe Alles, was nur Orthodoxie, falscher Gottesdienst, pharisäische Schwatz-Theologie, falsche Mystik und eigensinnige Secten-Flickerei ist und heißt.“ So suchte er die Einwürfe, die gegen die Unsündlichkeit der Wiedergebornen erhoben waren, zu widerlegen. Er eiferte gegen den ganzen Religionskram, sonderlich der Lutherischen Secte, die ihm vorkam, als spiele sie mit Gott Blindekuh, indem sie zu s. g. Christen gemacht sein wollten, obgleich sie arme Sünder blieben. Er kam schon auf die Meinung von der Sündlichkeit der menschlichen Natur Christi, obgleich er diese ihm tröstliche, doch vor kurzem erst

aufgeschlossene Wahrheit lieber noch zur Zeit verschwiegen hätte. Indeß Christus mußte als Mensch erst wiedergeboren werden, Gottes Sohn werden, damit Er uns ein Vorbild werde, indem Er es zu keiner Abweichung vom göttlichen Gesetz kommen lies. — Dies Gespräch, zu dem er zwei neue Freunde, Eustathius und Anicetus, hinzutreten lies, war aber viel länger und breiter, als die früheren. Doch erklärte er in diesem noch die „Wertheimer Bibel“, die wenige Jahre vorher erschienen (1734) war, für eine höllische Mißgeburt, die von den Hohen in der Welt mit vollem Recht bei hoher Strafe verboten sei. Er selbst, sagte er, trage die Wahrheit aus Gottes Wort rein und lauter vor; er verdrehe keine Grundtexte durch neuersonnene, s. g. philosophische, aber in der That recht läppische Paraphrasen und Umschreibungen, wie die Wertheimer.

Edelmann schickte seine Schrift an seinen Freund Grosch und erhielt bald darauf eine sehr liebevolle Antwort mit einer Anweisung auf Geld, in Frankfurt zu erheben. Es paßte ihm das ganz gut, da auch sein Freund, Licentiat Cramer, ihn aufgefordert hatte, nach Frankfurt zu kommen, um wegen der Fortsetzung von Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte mit ihm sich zu besprechen. Seine beiden letzten „Unterhaltungen“ wurden viel gelesen und brachten ihm ein hübsches Geld ein. So machte er sich denn zur Ostermesse 1739 zu Fuß auf die Reise. Bald traf er einen Landsmann, der ihn um eine Gabe ansprach; Edelmann gab ihm, da er zwei Röcke hatte, einen ab. Doch hatte er wegen seines Anzuges, insbesondere wegen „seines heiligen Bartes“, viel Hohn und Spott zu tragen, vorzüglich, als er nach Marburg kam, und die Studenten ihn sahen. Doch er ertrug das gerne. Wie fühlte er sich so leicht und froh! „Was war das doch für ein ausnehmender Unterschied zwischen den lieblichen Tönen, die uns Gott in den schattigen Wäldern oder am schlanken Bächlein in einem anmuthigen Thale von so vielerlei Arten von Vögeln hören lies, und zwischen dem wüsten und fast den Ohrzwang erweckenden Geheul der Inspirirten, welches sie Singen hießen! Saßen wir auf den hohen Bergen, die größtentheils

mit dichten Wäldern und lieblichen Gebüschen bedeckt waren, und hatten unsere Augen auf die unter uns liegenden Thäler gerichtet, die mit den anmuthigsten und von lauter kleinen Strömlein gewässerten Wiesen prangten, auf welchen bald die muntern Heerden scherzten, bald ein scheues Wild zu naschen kam, bald der arbeitsame Bauersmann sich mit Mähen und Heumachen beschäftigte, bald Alles eine königliche Stille einnahm, welch' abwechselndes Vergnügen rührte uns nicht gegen die gezwungenen, eingestellten, armsündermäßigen Stellungen der Inspirirten!" — Er kam nach Frankfurt. Das Anerbieten von Herrn Cramer konnte er nicht annehmen; die Arbeit war nicht mehr nach seinem Geschmack, auch hätte sie ihn am eignen Arbeiten gehindert. Seine übrigen Geschäfte waren bald beendigt; ein junger Strumpfwirker aus Hamburg, Schott war sein Name, führte ihn bei vielen Separatisten ein; allein Edelmann fand keinen Geschmack mehr an ihnen, wenn — sie ihm nicht Geschmack gemacht, da er zu sehen meinte, daß sie alle uneinig mit einander lebten; doch freute er sich, daß die beiden letzten Stücke seiner „Unschuldigen Wahrheiten" auch unter ihnen gelesen wurden. Mit etwa 50 Gulden in der Tasche verlies er Frankfurt und folgte einer Einladung nach Darmstadt. Hier fand er viele Freundschaft, besonders bei einem Capellmeister Grünewald, der früher in Weißenfels bei seinen Eltern in Kost gewesen war. Die Freiheit, mit der er über die biblischen Wahrheiten sprach, namentlich, daß er gegen die Annahme einer ewigen Verdammnis eiferte, machte seine Unterhaltung für die, die aufgeklärt sein wollten, anziehend, wenn er seine Vernunft auch noch nicht von dem Gehorsam gegen die Bibel entbunden. Als Edelmann nach Berleburg zurückkehrte, fand er wieder zu seinem Staunen ein Anerbieten von einem Freunde aus Leipzig, daß er ihm jährlich 20 Thaler geben wolle (denn Edelmann hatte seine Schriften immer, ohne Etwas zu verlangen, denen zugeschickt, von denen er hörte, daß sie dieselben lesen wollten); so mehrte sich seine Einnahme ohne sein Zuthun also, daß er, der Nichts hatte, jetzt Andern geben konnte. Nun erhielt er eine Einladung von Herrn

Pinell aus Berlin, von dem wir schon gehört, einmal zu ihm zu kommen, zugleich mit einer Anweisung von 64 Thalern zur Bestreitung der Reisekosten. Edelmann wollte sich auf den Weg machen; doch — er meinte, er könne in seinem Anzuge, besonders mit seinem Barte, nicht auf der Post reisen. Den Bart abschneiden, mochte er auch noch nicht, „in der Bibel sei das ja den Männern Gottes verboten, und Christus habe auch einen Bart getragen“. Er miethete sich deshalb einen Karren und fuhr um Pfingsten 1739, in der schönsten Jahreszeit, ab. Schon in Münden hatte er Unannehmlichkeiten wegen seines Anzuges; man setzte ihn ins Gefängnis, weil man ihn für ein Glied einer Räuberbande hielt. In Potsdam sollte er noch Anderes erfahren. Kaum kam er gegen Abend — es war an einem Freitage — ans Thor, da nahm ihn der wachthabende Offizier ins Verhör und sandte ihn mit einem Grenadier sogleich aufs Schloß, ins königliche Gemach. „Die Thür wurde geöffnet“, erzählt er selbst, „und mir geheißen, hineinzutreten. Ich ging also hinein und trat ein Paar Schritte vor und machte eine geziemende Verbeugung. Der König saß am Fenster allein für sich und rauchte Taback; seine Generäle saßen in Form eines Winkelmaßes um ihn herum. Wie ich in gedachter Entfernung von der Thür stand, rief der König: Kommt her! Ich näherte mich mit gebührender Ehrerbietung bis auf drei Schritte. Er fragte weiter: Wo kommt ihr her? Die Antwort war: Von Berleburg aus der Grafschaft Wittgenstein. Warum laßt ihr den Bart wachsen? Antwort: Ich sehe nicht, warum sich der Christ der Gestalt seines Heilandes zu schämen habe. Ha! sagte der König, ihr werdet wol ein Wiedergeborner sein. Ich antwortete hierauf: Nein, Ihro Majestät, dazu habe ich noch einen großen Sprung. Der König sagte: Er hat Recht! und setzte hinzu: Da sollte Massow da sein! welcher damals Obrister oder General sein mochte und mir von Einigen so beschrieben wurde, als wenn er sich unter die Wiedergebornen rechnete, weswegen, allem Anschein nach, der König gerne gesehen hätte, wenn zwischen mir und ihm ein theologisches Kampfjagen vorgefallen wäre.

In Ermangelung dessen setzte der König seine Fragen fort. Die erste nach obiger war: Gehet ihr in die Kirche? Ich antwortete: Majestät, ich habe meine Kirche bei mir. O, sagte der König, ihr seid ein gottloser Mensch, ihr seid ein Quäker! Ich antwortete: Wir sind Narren um Christi willen. Der König fragte weiter: Gehet ihr zum Abendmahl? — Wenn ich Christen finde, antwortete ich, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit, heute und morgen und, wann es sonst ist, das Abendmahl mit ihnen zu halten. Der König schien dieser Rede etwas nachzudenken und fragte also nach einer Weile weiter: Warum geht ihr nicht in die Kirche, da wird es ja ausgetheilt? Ich antwortete hierauf freimüthig: O, Ihro Majestät, das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine abgöttische Ceremonie; es ist ja nicht einmal ein Abendmahl, sondern ein Morgen- und Mittagsmahl. Hierauf sahe der König seine Generäle nach der Reihe an, und diese beobachteten allerseits die größte Stille. Ich mußte mich in der That wundern, daß mir diese Rede so ungemessen ausging. Es schien aber, als ob sie den König mehr, als die vorhergehenden, zur Aufmerksamkeit gebracht hatte. Er fragte weiter: Wovon lebt ihr? Ich antwortete kurz: Aus der Hand Gottes. Ja, sagte der König, ihr werdet fechten gehen! Weil mir aber diese apostolische Weise, mein Brod zu essen, nie angestanden hatte, so sagte ich: Nein, Ihro Majestät, ich habe das nicht nöthig, Gott hat mir so viel gegeben, daß ich als ein ehrlicher Mann leben kann; sollte sich aber je Mangel ereignen, so weiß ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen. Alles in der Welt hätte ich mir eher einfallen lassen, als daß Seiner Majestät auch einer von diesen gutthätigen Christen hätte sein wollen. Ehe ich mich versah, sprachen Sie zu einem der Beistehenden: Gebt ihm 16 Groschen. Ich dachte nichts weniger, als daß das mich angehen sollte. Es währte aber nicht lange, so kam Einer aus dem Nebenzimmer und legte mir einen Franzgulden in den Hut. Mein heiliger Hochmuth sah diese könig-

liche Gabe mit Verachtung an, und konnte nicht unterlassen, weil mir dieser Gulden eine Last war, den König also anzureden: Ihro Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus! Der König antwortete: Was? Ich sagte: Verschonen Sie mich mit der Gabe! Er versetzte etwas unwillig: Warum? Wollt ihr mehr haben? Ich antwortete mit einer ehrerbietigen Verbeugung: Nichts überall! Ihro Majestät, ich bitte unterthänigst, verschonen Sie mich damit, indem ich es nicht nöthig habe. Der König versetzte nochmals mit einem recht gutherzigen Ton: Ich schenk's euch im Namen Gottes. Da machte ich meine unterthänigste Reverenz und sagte: Im Namen Gottes nehme ichs an! Der König schien sehr wohl damit zufrieden zu sein, und fragte weiter: Wo wollt ihr hin? Ich antwortete: Nach Berlin, wenn es Euer Majestät erlauben. Nein, sprach der König, nach Berlin sollt ihr nicht. Ich lasse meine Leser urtheilen, wie mir bei dieser Weigerung des Königs zu Muthe war, da Berlin und dort mein Bruder Benignus (so nannte er immer den Pinelli) der Hauptzweck meiner Reise war. Da ich diesen nannte, sah der König seine Generäle an. Da er aber hinwarf: Ihr werdet wol bekehren wollen? gab ich zur Antwort, daß Bekehren ein Werk Gottes sei, und setzte hinzu, daß ich mir eingebildet hätte, daß in Ihro Majestät Ländern völlige Gewissensfreiheit herrsche. Da sagte der König: Ja, es soll euch auch in eurem Gewissen nichts gekränkt werden; aber nach Berlin sollt ihr nicht kommen; ihr sollt hier im schwarzen Adler ein Quartier finden. Er entlies mich, indem er mit fast lachender Miene sagte: Ihr seid ein gottloser Mensch, Gott bekehre euch! worauf ich aber im Ernst versetzte: Das wünsche ich Euro Majestät auch! und ohne weitere Ceremonie nach ehrerbietigster Verbeugung meine Wege ging."

Edelmann mußte also wieder nach Berleburg zurückreisen. Er konnte aber später dafür nur Gott danken, da er vernahm, daß seine Ankunft schon in Berlin gemeldet gewesen, und seine Gegner unter den Geistlichen ohne Zweifel ihn dort gar bald verfolgt hätten.

Nach seiner Rückkehr sties er bei seiner Lectüre auf Spinoza's Ausspruch: „Von Gott glaube ich, daß Er dergestalt das Wesen der Dinge sei, daß Er denselben beständig innigst nahe, und nicht von denselben abwesend und abgesondert sei.“ Dieser Ausspruch von einem Manne, der ihm beständig als Atheist verschrien war, ergriff ihn so, daß er in einen rechten Eifer gerieth, Spinoza's Schriften zu bekommen. In Berleburg waren diese nicht zu haben; er schrieb also an seinen Bruder Benignus, der ihn auch früher mit Büchern versorgt und jetzt gerade einen Catalog gesandt hatte, nach welchem Spinoza's Werke dort in Auction kamen, und bat ihn, sie zu kaufen. Am 24. Jan. 1740, Edelmann nennt den Tag in seiner Lebensbeschreibung, weil er ihm so wichtig ward, kamen sie an. Das erste, was ihm in die Hand fiel, war der **Tractatus Theologico-Politicus**, der die gewaltigen Angriffe auf die Bibel enthält. Edelmann las sie, anfangs mit Schaudern; er „wiederkäuete“ überflüssig, was er gelesen; er kam in Geschmack; was die Gegner erwidert, fand er nicht stichhaltig; er hatte nicht denken können, daß es um das göttliche Ansehn der Bibel so traurig stünde.

Er lebte in dieser Zeit ganz eingeschränkt, entsagte sich den Genuß von Fleisch; aß nichts, als Kraut, Rüben, Kohl, Kartoffeln, Erbsen, Linsen u. dgl., trank nichts, als schlichtes Wasser, oder ein von Süßholz, Anies und Fenchel zubereitetes, abgesottenes Getränk; suchte sich Laub, oder später die Federn von Disteln, weil diese weicher waren, und machte sich einen Sack damit voll, um darauf zu schlafen; dabei hatte er von den Gaben, die er namentlich von Bruder Benignus empfing, genug über, arme Freunde zu unterstützen, so oft er auch betrogen werden mochte von solchen, die aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machten; ja, nahm einen Bruder Erhard, der ihm aus Berlin empfohlen war, in sein Zimmer und theilte zwei Jahre lang Alles mit ihm. Mit Auswärtigen führte er eine große Correspondenz, da er immer mehr von solchen, die in Zweifel über die Kirchenlehre gerathen, ange-

gangen wurde und keinen Brief unbeantwortet lassen konnte, und da er dabei selbst immer freier, auch in seinen Urtheilen über die Bibel ward. Es schmeichelte zu sehr seiner Eitelkeit, sein Wachsthum in der Erkenntnis der Wahrheit, oder, wie er es nannte, den Wachsthum des Lichtes in ihm wahrzunehmen, und er konnte sich nicht enthalten, sein Licht gleich in weitere Kreise leuchten zu lassen. Er selbst hat uns einen Brief mitgetheilt, in seiner Schrift: „Die Göttlichkeit der Vernunft", S. 185, den er schon am 28. September 1738 nach Hamburg, an einen Herrn Fr. geschrieben, der sich daran gestoßen, daß er die Vernunft „den unbekannten Gott" genannt. Er hatte ihm geantwortet, daß sie beide im Grunde eins seien, wenn ihm auch seine Lehre neu vorkomme, da er noch manches mit aus Babel bringe, was er mit Babylonischen Worten gelernt. Nachdem aber der getreue Gott ihm eine gnädige Einsicht in den Grundtext des Neuen Testamentes verliehen, so könne er diesen lebendigen Gott, der sich durch die Vernunft lebendig in allen Menschen bezeugt, hinfüro keinen andern Namen geben, als Logos. Gott kann nicht ohne Gott erkannt, nicht ohne Gott verehrt werden; die Vernunft kann nichts anders sein, als Gott. In Bezug auf die Wolff'sche Philosophie gab er zu, daß sie mehr Licht von der Vernunft erblickt, als andere Phantasten; doch könnten die elenden Prahler sich weniger der Gewißheit rühmen, als andere Schwätzer, da sie meinen, auf den Gipfel der Vollkommenheit gestiegen zu sein, und kaum angefangen hätten, dem Christenthum Gehör zu geben, und nicht einsähen, daß alle Pflichten der Christen im höchsten Grade vernünftig sind. Man könnte sie allenthalben mit ihrem eignen Schwerte schlagen; sie würden nicht vermögend sein, das Geringste gegen die christliche Religion aufzubringen, und ob sie gleich scheinen, die Lutherische Secte zu favorisiren, geben sie nicht zu, daß keine Vernunft im Stande ist, nach den Principiis aller Secten, die Geheimnisse der christlichen Religion nach der Vernunft begreiflich zu machen. Soll nun Gott diesem Uebel abhelfen, da Er

will, daß allen Menschen geholfen werde und Alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, so muß er die Wahrheit von der Göttlichkeit der Vernunft mit Macht wieder aus dem Staube hervorziehen. Darum habe er sich vorgenommen, einen Tractat mit dem Titel: „Der Unbekannte Gott" mit der Zeit auszuführen. — Fr. bekam durch diesen Brief eine solche Angst vor Edelmann, daß er ihn verlies, wie dieser in einem Briefe an Herrn F. in Altona klagte. Edelmann hatte aber seitdem, wie wir gehört, Spinoza kennen gelernt, und gab nun 1741 seine Schrift „Die Gottseligkeit der Vernunft, nebst einigen in diese Materie einschlagenden Briefen" heraus. Der ganze Fall des Menschen, setzt er hier auseinander, besteht darin, daß er sich von dem Unsichtbaren zu dem Sichtbaren gekehrt; das Licht der in ihm scheinenden Vernunft verlassen und sich mit seiner Einbildungskraft an die Empfindlichkeit der äußern Sinne gewandt. In dem Briefe an F. in Altona erklärt er sich über den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand. Der Verstand hängt von den Sinnen ab; mit welchem Sinne kannst du aber die Idee von Gott, von deiner Seele, von einem Geist, von allerlei Tugenden und Lastern in abstracto fassen? Darum, weil diese Ideen nicht in die Sinne fallen, können sie von keinem Verstande gefaßt werden. Die Vernunft kann aber nicht sensuel sein, da sie Schlüsse macht und Ideen hat, die von keinem Sinne gefaßt werden können. Der Verstand hält sich, wie die Sinne, passiv; die Vernunft aber ist ein freies, wirksames Wesen, das einen göttlichen Charakter besitzt; sie ist independent, wie denn Nichts genannt werden kann, das sie zwingen könnte, zu raisonniren. Das war die Vernunft, von der Johannes schreibt, daß sie Fleisch ward, und zwar in jedem Menschen. Auch Rasende müssen Vernunft haben, sonst wären sie keine Menschen. Schon in der alten Kirche hat man unter Logos die „Vernunft" verstanden. — Edelmann wollte dies aus den Kirchenvätern nachweisen, kam aber nur bis Origenes; „denn ich muß

mich zur Abreise gefaßt machen, und warten, wann mein Herr kommt und mich abrufen wird."

Ehe er diese Schrift in Druck gab, hatte er schon eine andere zu veröffentlichen angefangen: „Moses mit aufgedecktem Angesicht, von zwei ungleichen Brüdern, Lichtlieb und Blindling beschauet, nach Art der unschuldigen Wahrheiten, in freimüthigen Gesprächen abgehandelt." Ich nahm mir vor, dem berüchtigten Judenführer in 12 Anblicken etwas näher, als bisher geschehen, unter die Decke zu gucken, schreibt Edelmann in seiner „Lebensbeschreibung." Der 1ste Anblick erschien im November 1740; er beleuchtete die gewöhnliche Darstellung der Inspiration, ganz in der Weise, wie er es in dem lateinischen Tractat des Spinoza gefunden. Als die Schrift fertig war, sollte Bruder Erhart einen Drucker suchen; er fand aber in Büdingen keinen, der es wagen wollte; da verstand sich der Buchdrucker Eichenberg in Frankfurt dazu, es heimlich zu thun. Wenn ein Bogen fertig war, wurde er schnell in die einzelnen Häuser geschickt. Indeß arbeitete Edelmann an dem 2ten Anblick. „Ich bin versichert, schreibt er, die Bibel würde wegen ihres unstreitigen Alterthums in weit höherem Ansehn bei allen vernünftigen Menschen stehen, wenn man nicht so thöricht wäre und dieselbe der unmittelbaren Eingabe des heiligen Geistes zuschriebe; denn der ganz offenbaren Unrichtigkeiten in einzelnen Stücken sind so viele, daß hundert tausend Menschen sich daran stoßen. Machte man nicht den so gar strittigen Buchstaben der Schrift zu einem unfehlbaren Worte Gottes, sondern ließe sie bleiben, was sie ist, ein aufrichtiges Zeugnis der Alten von dem, was Gott zu ihren Zeiten unter ihnen gethan, nimmermehr würde Einer, der ein wenig Verstand hat, darauf kommen, daß er sogar auch die Geschichte mit Christo als erlogen ansehen sollte. Der Geist der Wahrheit ist der beste Zeuge. Was den Inhalt der Bücher Mosis betrifft, so fragt sich, ob Moses der Welt einen Anfang gibt. Ich sage: keineswegs. — Denn ewig ist die Welt

in Ansehung der Materie, woraus sie besteht; die Welt, die Nichts ist, als der große Schatten von dem großen Wesen unseres Gottes, muß folglich eben so ewig sein, wie Gott selbst. Einen Anfang hat sie in Ansehung ihrer verschiedenen Positur und Stellung, durch welche Gott die Bildung der mancherlei Dinge von Zeit zu Zeit hervorgebracht." Und nun erklärt Edelmann Spinoza's Lehre, daß Gott das Sein und Wesen aller Dinge, im Gegensatz der Lehre des Cartesius, des großen Philosophen, dessen Oracula zu seiner Zeit fast für einen unmittelbaren Ausspruch Gottes gehalten wurden und doch, nur ein wenig aufmerksam betrachtet, erlogen sind.

Kaum war der „2te Anblick" fertig gedruckt, da entdeckte Groß, der frühere Freund Edelmann's, „die Teufelsschrift" und machte Lärm. Edelmann und Erhart machten aber schnell auch den „3ten Anblick" fertig und versandten ihn in 500 Exemplaren nach verschiedenen Orten. In dieser Schrift greift Edelmann die neuesten Philosophen an, die Spinoza nicht anerkennen. Schon vor Christi Zeiten, sagt er, hießen unter den s. g. Barbaren solche Philosophen, die in der größten Enthaltsamkeit und Verachtung irdischer Dinge lebten; daß jetzt diejenigen Philosophen sein sollten, die zum Princip ihrer Sittenlehre setzen, daß der Mensch sein s. g. Glück in der Welt so hoch treiben müsse, als er nur könne, das müsse man Narren weiß machen. Wie weit diese armen Thoren noch von der Weisheit entfernt sind, ist genug daraus abzunehmen, daß sie Wissenschaften, die nur Mägde der Weisheit sind, wie Mathesis, Astronomie, für die Weisheit selbst halten. Schon Plato hat gesagt, die Weisheit selbst ist eine zuverlässige Erkenntnis göttlicher und menschlicher Dinge sammt der Ursachen derselben. Daran fehlt es Herrn Wolff und seinen Schülern, obwol sie das „Nichts ohne hinreichenden Grund" im Munde führen und von dem nothwendigen Zusammenhang der Dinge und derselben hinreichende Ursachen Wind und Wind machen. Es entstand die Frage, ob die Welt, in welcher wir leben, und

in welcher das s. g. Böse ist, die beste sei; und der s. g. große Leibnitz mußte zuerst diese so unnütze, als thörichte Frage bejahen, und Herr Wolff, der eben solche Begriffe von Gott hat, als Herr Leibnitz, nahm diese Träume mit beiden Händen an. Aber, meine lieben Irrgeister, wer hat euch doch gesagt, daß Gott, ehe Er die Welt gemacht, ausspintisirt hat, welche Welt Er für die beste hält? Wer, daß nur diese sichtbare Welt zur Wirklichkeit gebracht ist? Wie, wenn sie nur ein geringes Schattenbild der vollkommnen wäre? Kann wol ein erbarmungswürdigerer Schluß sein, als dieser: Weil ich sehe, daß Gott die Welt zur Wirklichkeit gebracht und allezeit das Beste wählt, so muß die Welt, in welcher das Böse ist, die beste sein? — Der vernünftigste Satz, den ich in den Schriften des Herrn Wolff gelesen, ist dieser: „Daß das menschliche Geschlecht oder die Welt einen Anfang genommen, könne schwerlich erwiesen werden; sei auch bisher noch nicht erwiesen"; allein, es kann ja seinen Sätzen von der besten, bösen Welt nichts mehr zuwider sein, als dieser! — Die Philosophie erfordert aber auch ganz andere, weit brünstigere Leute, als Herrn Wolff. Nimmermehr würde er zu Marburg (als Professor) angenommen sein, nachdem er einmal als Atheist aus Halle verwiesen worden, wenn er nicht sein System nach der Orthodoxie der Secte auszuputzen und derselben Thorheit mit in den nothwendigen Zusammenhang der Dinge zu bringen sich bemüht hätte, unter welcher fatalen Maske freilich beide, sowol Theologen, wie Philosophen, wie verschleierte Affen aussehen, denn keiner präsentirt die Person, die er in der That ist. — Die Philosophie ist, ihrem Namen nach, Liebe zur Weisheit; sie kann leiden, daß ihre Liebhaber den Geringsten ihrer Brüder ums Brod dienen, da die Quasi-Philosophie die Ihrigen zu Sklaven vor den Gewaltigen der Erde und zum Ekel und Abscheu aller edlen Gemüther macht, indem sie sehen müssen, daß diese elenden Hudler die Gunst der Knechte ihrer Frau mit den niedrigsten Schmeicheleien offen erkaufen müssen. Man sehe nur das elende Gedicht des

ekelhaften Schmarotzers Voltaire an, welches er bei dem Antritt des jetzigen Königs von Preußen verfertigt, so weiß man fast nicht, was man sagen soll, daß der gute König diesen gar zu plumpen Tellerlecker noch dazu recompensirt. „Er schmält dabei gewaltig auf die Heuchelei der Clerisei, vor welcher Cartesius, Bayle, Leibnitz nicht hätten aufkommen können; rühmt dagegen die gegenwärtige Zeit, in welcher die bisher von den Heuchlern unterdrückte Wahrheit unter der Regierung dieses Königs würde ans Licht können. „Allein wenn keine bessere Wahrheit zu unserer Zeit ans Licht kommen sollte, als die abgeschmackte Schmeichelei der Lüge, so würden die, so in Irrthum stecken, sich schlechter Besserung erfreuen.“

Edelmann's Freund in Berlin, der Benignus, war gar nicht mit der unanständigen Schreibart in dieser Schrift zufrieden, und tadelte ihn deshalb in seinen Briefen; doch gestärkt durch Erhart und einen Schweizer, der sich ihm zugesellt hatte, Friedenreich, erklärte Edelmann dies eben so offen, nur für „Kreuzesflucht“. Denn freilich hatte der Lärm über die ersten beiden Abtheilungen seines Buches gleich nach der Rückkehr Erharts nach Berleburg, um Weihnacht 1740, schon angefangen; die Zeitungsschreiber fielen an allen Orten über seine Angriffe auf die, welche damals das größte Ansehn in der Litteratur hatten, her; ja, der Reichsfiscal hatte den Verkauf des armen Moses bei hohen Strafen verboten; selbst der Graf von Berleburg mußte die Exemplare, die noch bei Edelmann gefunden wurden, confisciren. Edelmann freute sich darüber; er sah, die Exemplare wurden desto mehr nachgesucht und selbst mit dem zehnfachen Preis verkauft. Er konnte nicht aufhören zu schreiben; einen neuen Verleger fand er durch Friedenreich in Neuwied, den Buchhändler Haupt. Eine neue Schrift sollte den Grafen Zinzendorf, der besonders eine gefährliche Beschreibung von ihm hatte gemacht, in seiner Scheinheiligkeit darstellen; sie führte den Titel „Christus und Belial“ und enthielt vielen Spott über „die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi“.

Viertes Capitel.

Abreise von Berleburg. — In Hachenburg. — „Begierde nach der vernünftigen, lautern Milch." — Edelmann in Neuwied. — Edelmann's Glaubensbekenntnis.

Edelmann arbeitete so in der Zurückgezogenheit fort; da wurde er plötzlich in seiner Ruhe gestört. Am 5. Juni 1742 starb der ebenso liebreiche, wie uneigennützige Graf Casimir von Berleburg; sein Sohn, Graf Ludwig Ferdinand, war ganz anderes Sinnes, als sein Vater. Das Erste, was er that, war, daß er eine Steuer von allen Fremden, die sich in seinem Besitzthum niedergelassen, forderte. Edelmann sollte für die Aufnahme 15 Thaler bezahlen. Das hielt er für Unrecht; er glaubte, dieses Unrecht nicht fördern zu dürfen, und erkannte in dieser Forderung die Stimme des Herrn, die zu ihm sagte: Gehe aus, aus Babel! — Heimlich ging er deshalb zu dem Grafen von Hachenburg, der acht Meilen von Berleburg, im Westerwalde, seine Besitzungen hatte, und wußte, nachdem dieser ihm gestattet hatte, sich auf seinem Gute niederzulassen, in einer dunkeln Novembernacht seine Sachen auf zwei Karren, ohne entdeckt zu werden, von Berleburg fortzubringen. In Hachenburg lebte er vier Jahre ruhig und glücklich. Er hatte zwar wenig Verdienst; aber seine Freunde, namentlich sein Benignus, unterstützten ihn so, daß er dem armen Volk, das sich in seiner neuen Umgebung häufig fand, Gutes thun konnte. Die Pfaffen, evangelische, wie katholische, eiferten freilich gegen ihn, aber wenn sie beim Grafen Anträge auf

seine Entfernung machten, antwortete dieser: „Ihr kommt immer und klagt über die Bartleute bei mir, und die Bartmänner sind noch nie bei mir gewesen und haben über euch geklagt, ungeachtet, daß ihr alle Sonntage auf der Kanzel gegen sie loszieht.“

Edelmann gab nun hier zuerst das 15te Stück seiner „Unschuldigen Wahrheiten“ heraus. Er geht davon aus, daß es nichts Nachtheiligeres gebe, als die Lehre, daß die Wiedergebornen sündigen könnten. Es käme dies auch aus der Thorheit, die Seligkeit und Verdammnis erst nach dem zeitlichen Tode angehen zu lassen. Wer hier auf Erden nicht selig ist, der werde es auch dort nicht werden. Außer Gott ist weder Leben noch Seligkeit; wessen Willen aufgehört hat, etwas Anderes, als Gott will, zu wollen, der könne unmöglich selig sein. Er habe jetzt die Wiedergeburt besser erkannt, als früher. Die Bibel sage ja selbst, man solle die Geister prüfen; wie kann man das, wenn man selbst den lebendigen Gott nicht erkannt hat und Ihn mehr äußerlich in dem todten Buchstaben, als in der lebendigen, so deutlich mit ihm sprechenden Vernunft, also in sich selbst, sieht. Die nothwendigste Frage ist bis jetzt dabei übersehen, die nach dem Ursprunge der Seele. Die neue Zeugung, die Gott in dem Menschen verrichten will, besteht nicht sowohl in der Schöpfung eines neuen Wesens, als in der Wiedererinnerung an den alten Zustand. Unsere Geister sind Kräfte des lebendigen Gottes, von Ewigkeit her in Gott gewesen, also lange vor der Zubereitung unseres irdischen Lebens. So viel wissen wir, daß uns das sinnliche Leben nicht wider unsere Neigung von Gott aufgedrungen ist; mein Fleisch gehört nicht zu meinem Wesen. — („Die närrische Lehre von der Erbsünde ist verlogen,“ sagt Edelmann an einer andern Stelle, und kommt, wieder an einer anderen, zu der „in der Theologie unentbehrlichen, bisher gänzlich verfallenen Lehre von der s. g. Wanderung der Seele“.) Haben wir nun nach Erwählung des sinnlichen Lebens für unsern Geist ein Gefängnis gefunden, so fällt die Schuld des Mißvergnügens auf uns. Darum hat Christus denen, die nicht wußten aus dem Gefängnis zu kommen, mit seinem Exempel

den Weg gezeigt durch willige Verlassung seiner eignen Seele, und darum erklärt Er uns auch, daß wir müssen unser Leben oder, wie Zinzendorf richtiger übersetzt „unsere Seele“, verlieren. —

Im zweiten Gespräche suchte Edelmann zu zeigen, wie die von den unwissenden Pfaffen betitelten Engel nichts, als die Kräfte Gottes, sowohl in den Naturgegenständen, als im irdischen Menschenleibe, seien; die Geister der Wiedergebornen seien gerade solche Geister und könnten deshalb nicht sündigen. Er kommt dabei wieder auf die wunderbarsten Behauptungen, z. B.: Zwischen Gott und den vernünftigen Geschöpfen könne unmöglich von Gesetzen die Rede sein, weil diese demjenigen, dem sie gegeben werden, das Vermögen zutrauen, anders handeln zu können, als der Alles in Allen wirkende Gott. Die Sünde wider Gott ist ein veritables Non-Ens. Im dritten Gespräch hält er die Höllenfahrt für den Eingang unsers Geistes ins Fleisch. Im vierten Gespräch spricht er von der Auferstehung der Todten. Die Auferstehung ist nichts, als der freiwillige Ausgang des Geistes aus dem Fleisch, mit einem Worte, die Wiedergeburt. Christus hat bei seinem Eingange in den Tod des Fleisches dem Tode die Macht genommen und das Leben ans Licht gebracht. Er fällt in diesem Gespräche sehr über Luther's „unsinnige Bibelübersetzung voll tollgemetschter Sprüche“ her, die die Leute irre führe, von „Wiedergeburt“ statt von „Zeugung“, von „Wort“ statt von „Vernunft“ rede.

Edelmann hatte vernommen, daß seine letzte Schrift, von der Göttlichkeit der Vernunft, in Frankfurt von den Richtern durch die Soldaten aufgesucht sei, um der lärmblasenden Clerisei nachzugeben; aber dadurch meinte er, sei die wenig bekannte Schrift nur bekannter gemacht und die Priesterschaft als Leute dargestellt, die gar nichts Vernünftiges mehr in ihrer Religion dulden wollten. Allein so glücklich hätten sich doch schon die Zeiten geändert, daß ein **Orthodoxissimus** längst so viel heiße, wie ein **Stupidissimus**, ein Dumm-Herr von Haus aus; und Jeder, der gerne etwas Vernünftiges zu lesen begehre, hundert, ja tausend Mal eher nach einem

Autor frage, den die lieben Orthodoxen, als den die Atheisten ausschreien. Er selbst war erstaunt, wie seine Schriften gesucht wurden. Von einem Professor in Petersburg wurde ihm gesagt, daß er für seinen „Moses mit aufgedecktem Angesicht“ 10 Dukaten, von einem Andern, daß er für dasselbe Buch 14 Pistolen gegeben. Eine Gesellschaft in Sorau wandte sich mit der Bitte an ihn, doch mehr zu schreiben. Er erfüllte ihren Wunsch und gab im November 1743 eine Schrift in Druck, unter dem Titel: „Begierde nach der vernünftigen, lautern Milch. Beantwortung eines herzlichen Ermunterungsschreibens einiger unbekannter Brüder.“ „Ich bitte euch um eurer eignen Ruhe willen“, redet er sie an, „hängt euch nicht an ein äußeres schriftliches Zeugnis von Gott! Was ist denn in der Bibel zur Regel des Glaubens gegeben? Nur was der Vollkommenheit Gottes und der Natur der Dinge nicht zuwiderläuft. Zur Regel meines Glaubens und meines Lebens ist mir Nichts, als meine Vernunft gegeben; nach derselben muß ich Alles, also auch die Bibel beurtheilen. — Ich bin gar nicht der Erste, der in diesen Tagen der Göttlichkeit der Vernunft das Wort zu reden beginnt. Die trefflichsten Männer unter allen Völkern haben das gethan.“ — „Ich mache einen großen Unterschied“, heißt es an einer andern Stelle, „zwischen der Lehre Christi und der Lehre von Christo. Christo ist es nicht in den Sinn gekommen, was die Christlicheren in so vielen Secten heute lehren; — Christus hat kein Systema der Lehren gegeben; er hat uns einen Grundriß seines Lebens, nicht seiner Lehre hinterlassen. Sein Leben bestand darin, daß er dem Aberglauben, der falschen Religion, die Larve abgezogen, und allgemeine Liebe unter den Menschen herzustellen suchte.“

Als die armen Leute in Sorau diese Schrift bekamen, freuten sie sich sehr, und brüsteten sich damit; allein das bekam ihnen übel; sie zogen sich Verfolgung zu, geriethen in große Bedrängnis und mußten die Stadt räumen.

Edelmann selbst konnte auch nicht in Hachenburg bleiben, nicht, weil er Verfolgung litt, sondern, weil er keine Wohnung fin-

den konnte. Das Haus, in dem er zuerst Aufnahme gefunden, wurde verkauft. Da brachte ihn der Mundkoch des Grafen von Neuwied auf den Gedanken, nach Neuwied zu ziehen. Er bot ihm ein Quartier an bei seinem Schwiegervater, einem Separatisten, und Edelmann zog im Frühling 1744 dahin. Bei dieser Gelegenheit siegte die Vernunft über die Eitelkeit und lies ihn den Bart ablegen und eine Perücke aufsetzen. Die Stadt, die erst vor 70 Jahren entstanden war, und die paradiesische Gegend, entzückte ihn. Der Graf gestattete ihm den Aufenthalt, wenn er mit den Geistlichen Frieden halten wolle. Er versprach dies und richtete sich ein.

Doch es währte nicht lange, so regten sich die Geistlichen gegen ihn. Sie drangen in den Grafen, Edelmann vor das Consistorium fordern zu lassen, um seine wahren Meinungen zu erforschen und beurtheilen zu können. Der Graf gab nach; das Consistorium forderte von ihm sein Glaubensbekenntnis. Edelmann erklärte dies erst für unnöthig, da seine Ansichten in seinen Schriften vor Augen lägen; allein das Consistorium fand diese zu weitläufig, und bestand darauf, er müsse ein kurzes Glaubensbekenntnis aufsetzen. Edelmann that dies, und übergab es am 14. September 1745 dem Consistorium, am 24sten dem Grafen, und versprach, das Glaubensbekenntnis, so lange er dort sein werde, Niemanden mittheilen zu wollen, um zu bezeugen, wie er später schrieb,*) daß er keineswegs gesonnen sei, dem armen, verblendeten Consistorium mit Vorsatz einen Tort anzuthun, viel weniger einen Anhang zu suchen. Das Consistorium sandte das Glaubensbekenntnis nach Universitäten. Doch bald kamen Abschriften von demselben zum Vorschein, ja, ein ehrlicher Jude, Using, gab in der Stadt Usingen eine Schrift heraus unter dem Titel: „In der Natur wohlbegründete und allen Menschen wohlbewußte Antwort“, in der sich das Glaubensbekenntnis fand. Die Abschriften stimmten nicht überein, so daß Edelmann sich dadurch genöthigt fand, mit Wissen des Grafen,**) dasselbe selbst drucken zu lassen.

*) Glaubensbekenntnis S. 323 und Vorr. 4.

**) Wie er eigenhändig in den schriftl. Anmerk. zu Pratje's Leben Edelmanns, die sich auf der Hamburger Stadtbibliothek finden, bemerkt.

Edelmann's Glaubensbekenntnis besteht aus sehr wenigen Sätzen; die meisten Sätze, die er aufstellt, sagen, was er nicht glaubt; aber alle Sätze führt er mit vielen Worten und Ausfällen gegen Andersdenkende aus, so daß er damit einen Quartband von 328 Seiten füllte. Er beginnt, daß er freilich nicht blindlings, auf Hörensagen von Andern, glaube, sondern was er aus der Betrachtung der Natur und aller Dinge im Lichte der Vernunft erkenne, und gibt dann als Erstes an: ein einiges, ewiges, unveränderliches, höchst vollkommnes, in allen Dingen gegenwärtiges Sein, dessen Vortrefflichkeiten und Eigenschaften mehr empfunden, als ausgesprochen werden können. „Alles, was Menschen von diesem Wesen haben denken, reden, schreiben können, halte ich für Stückwerk; die Bibel halte ich für eine Sammlung alter Schriften, deren Urheber nach dem Maas ihrer Erkenntnis von Gott geschrieben und herrliche Wahrheiten vorgetragen haben, denen aber nie in den Sinn gekommen ist, Andern Grenzen in ihren Gedanken zu setzen und als Regel ihrer Erkenntnis aufzudrängen. Ich glaube nicht, daß der Gott, der in vorigen Zeiten so vertraut mit den Menschen umgegangen sein soll, sich in unseren Zeiten vor uns versteckt habe und nur durch fremde Sprachen zu uns rede; sondern daß Gott vielmehr durch die ganze Creatur noch gegenwärtig, in dem Gewissen eines Jeden, der ihn nur hören will, dergestalt deutlich rede, daß er zu allen Zeiten und an allen Orten ganz unfehlbar wissen könne, ob er recht oder unrecht thue. Aus diesem Grunde glaube ich, daß der Gehorsam gegen die Stimme des Herrn dem Menschen einen wahren Himmel, und die Widerspenstigkeit gegen dieselbe eine unaussprechliche Hölle zu Wege bringe; daß aber unser Geist, als eine Kraft des unsterblichen Gottes, nach dem Tode des Fleisches nicht aufhören werde, eben das zu sein, was er seinem Wesen nach gegenwärtig ist, und ernten wird, was er gesäet; überlasse es indessen meinem Schöpfer, wozu er den Geist, der gegenwärtig mein Bischen Staub belebt, nach diesem Zeitlauf weiter brauchen werde. Ich glaube aber, daß unser keiner dahinter bleiben oder sich aus Gott verlieren werde (nach der tollen Pfaffensprache:

ewig verdammt sein werde) sondern, daß wir alle, wie wir aus Gott stammen, in Ihm noch gegenwärtig leben und bewegt werden, also auch dereinst in Ihm, nach Vertilgung der Finsternis des Fleisches, für unsern Geist eine heitere, zufriedene Stellung bekommen werden. — Vielleicht erwartet man schon lange, ob ich in diesem Glaubensbekenntnis unsers theuren Jesu erwähnen werde. Allein, frei bekenne ich, daß das Andenken dieses großen und unvergleichlichen Gottesmannes viel zu tief in meinem Gemüthe eingeprägt ist, als daß ich solches zu irgend einer Zeit vergessen könnte. Es bestehet, was ich von ihm glaube in folgenden Punkten: 1) daß er ein wahrer Mensch gewesen, wie wir; 2) aber mit ausnehmenden Gaben und Tugenden ausgestattet; daß er ein wahrer Magus, d. i. ein die Natur und ihre Kräfte innigst kennender und dieselbe zu gebrauchen wissender, weiser Mann gewesen; 3) seine Jünger haben ihn Sohn Gottes genannt, um seine Vortrefflichkeit vor andern Menschen zu erkennen zu geben; 4) wenn Jesus Gott seinen Vater genannt, hat er es in keinem andern Verstande gethan, als wir es jetzt thun; 5) die Hauptabsicht Jesu war, die durch so vielerlei thörichten Meinungen von Gott bisher zertrennten Gemüther der Menschen wieder zu vereinigen; 6) daß er nichts weniger, als eine neue Religion oder s. g. Gottesdienstlichkeiten hat aufrichten, sondern den Grund aller vorhergehenden, nämlich, daß die Menschen einen über die Sünder erzürnten Gott begütigen müßten, gänzlich hat umreißen wollen; 7) daß Jesus den Namen eines Erlösers verdiene, weil er dadurch die Sünde zwischen Gott und den Menschen in der That aufgehoben und die, so die Lehre einsehen, vom Joch ihrer Treiber, die sich von ihren Sünden mästeten, zu erlösen gesucht; 8) daß Jesus den Tod hat müssen leiden, weil die Pfaffen besorgt waren, er möchte den Pöbel von ihnen abwenden und ihre Einkünfte schwächen; daß er nicht nur aus den Todten, unter denen er damals lebte, nach Ablegung des Fleisches wirklich dem Geiste nach auferstanden und über den Tod triumphirt, sondern 10) noch jetzt dem Geiste nach täglich in vielen tausend Zeugen wiederkomme, zu richten die Lebendigen und

Todten; (Der bisher geglaubten Auferstehung Jesu nach dem Fleische, bemerkt Edelmann dabei, kann in der ganzen Bibel nichts deutlicher widersprechen, als der angezogene Spruch Petri; denn dieser Petrus wird von den s. g. Evangelisten als ein Augenzeuge dieser Auferstehung genannt, und doch gedenkt er derselben (seiner Gegenwart?) mit keinem Worte. Die allermeisten Nachrichten von der Auferstehung beruhen auf Weibergeschwätz; die ganze Geschichte wird von Niemand, als von Jesu Freunden erzählt, von deren Original-Schriften kein Buchstabe mehr vorhanden. Aber auch die Heiden hatten ähnliche Mährchen; im A. T. ist schon Hoseas 6, 2 von einer andern Auferstehung am dritten Tage, als von einer aus dem Grabe nach dem Fleische, die Rede.) 11) Das letzte Gericht geht bei einem jeglichen Menschen an, der anfängt, aus dem Schlafe seiner bisherigen Irrthümer aufzustehen, Gott und sich selbst zu erkennen und ein vernünftiges Leben zu führen. Wenn der Geist Jesu es einmal so weit gebracht hat, übergibt Jesus das Reich seinem himmlischen Vater, auf daß Gott sei Alles in Allem, und unser Geist in Ihm eine immerwährende Zufriedenheit und Glückseligkeit genieße.

Dies offene Geständnis des armen Edelmann machte natürlich große Aufregung. Es war ja eigentlich kein Glaubensbekenntnis; — Edelmann sagte im Anfange seiner Schrift selbst, daß er Niemanden glaube, als seiner eignen Vernunft; — sondern nur ein Zeugnis, wie sein verfinsterter Verstand nichts einsah, als was nach Römer 1, 19—20 auch die Heiden in der Natur erkennen, nicht einmal, daß ein persönlicher Gott sei. Daß Edelmann aber in seinem Innersten einen andern Glauben hatte, wenn er selbst das auch nicht wußte, verräth er unwillkürlich in mehreren Aeußerungen, auch in dieser Schrift. — Gleich im Eingange bezeugte er, daß sein Gewissen ihn überzeuge, daß weder Muthwillen, noch Frevel, noch eine andere unerlaubte Absicht ihm die Feder in die Hand gebe, sondern daß er ohne sein Denken und wider seinen Willen dazu genöthigt sei. Als ein ehrlicher Mann sei er dazu verbunden, die Wahrheit zu sagen. Er wisse, daß er viele und mächtige Feinde habe, aber — „ich habe

noch einen mächtigeren Freund," fährt er fort. „Nun ist mir zwar verborgen, ob dieser mein Herr und Freund seinen unwürdigen Knecht noch weiter zu was brauchen wolle, allein das weiß ich, daß er allemal mein treuer Herr und Gott verbleibe." — Und am Schluß erklärt Edelmann, daß ihn gar nichts anfechte, wie dies Bekenntnis werde aufgenommen werden, denn er wisse, daß „ohne den Willen meines Herrn mir nichts begegnen könne, was aber Der nach seiner unerforschlichen Weisheit füget, das ist mir allezeit angenehm, wie widrig es auch dem Fleische schmecken möchte!" So hätte Edelmann sich nicht äußern können, wenn er nicht an einen persönlichen Gott geglaubt hätte. Aber er hatte einmal in der Verblendung seiner Eitelkeit seinem Verstande allein folgen zu dürfen geglaubt, und ein Glaubensbekenntnis dem Consistorium übergeben, das mit dem Glaubensbekenntnis der Kirche im schreiendsten Widerspruch stand, ja, noch dazu eine Aeußerung enthielt, die seinen s. g. Glauben als sittlich gefährlich erscheinen lies. Er schreibt, „daß Gott Gesetze gegeben, können wir gar nicht leugnen, denn wir leben dato noch alle unter gewissen Gesetzen, die wir alle nothwendig für göttliche erkennen müssen, als wir sehen, daß denen, durch welche sie gegeben werden, eine unwiderstehliche Macht gegeben ist, die Uebertretung zu strafen. Aber gleich wie diese Gesetze, die Gott durch jede Obrigkeit den Menschen gibt, nicht weiter sich erstrecken, als auf die lebendigen Geschöpfe, also auch die Strafen nur auf die unter ihnen stehenden Geschöpfe!" — Welch Wunder, daß die Prediger sich überall gegen ihn erhoben!

„Das Getöse der Wespen", schrieb Edelmann, die er durch diese Schrift gereizt, wurde ihm zu stark; er verlies Neuwied, nachdem er sich dort kaum drittehalb Jahr aufgehalten, obgleich der Graf darüber ungehalten war.

Fünftes Capitel.

Edelmann sucht einen neuen Wohnort in Liebenburg, Braunschweig, Hamburg, Altona. „Das Evangelium St. Harenberg.“ Edelmann in Berlin, Streit mit Propst Süssmilch. Rückkehr nach Altona. Der Senior Wagner. Hofprediger Sack in Berlin. Professor Walch in Jena. Pastor Schlosser zu Hamburg. Epistel an Harenberg.

Lange suchte nun Edelmann einen Platz, wo er sich niederlassen könnte. Er ging zunächst zu den Männern, mit denen er in Briefwechsel gestanden. Er besuchte die Freunde in Liebenburg bei Hildesheim, am Harze, die Dippel früher freundlich beherbergt hatten; doch nur zwei Nächte fand er dort Unterkommen. In Braunschweig, wo er von der Sand'schen Familie aufgenommen wurde, waren mehr Anhänger; allein der Hof war, wie Edelmann selbst sagt,*) kein Freund von Schwärmerei. In Hamburg und Altona hatte er Verbindungen gehabt mit einem Gichtelianer, mit dem ihn Dr. Ludolf noch bekannt gemacht, Fructuosus nennt er ihn, und mit Bruder Fidicen (er hies eigentlich Stihr); beide hatten sich freilich von ihm zurückgezogen, da er die Vernunft zu erheben angefangen und dem letzteren, der ihm einen Dukaten gesandt, auf dem das Bildnis des Königs von Preußen mit der Umschrift: „Nec soli cedet!“ sich befand, sogar

---

*) Anmerkungen zu Pratje S. 31.

das „soli“ auf die Vernunft gedeutet hatte; doch jetzt, da er als Flüchtling zu ihnen kam, nahmen sie ihn freundlich auf. In Hamburg traf Edelmann auch wieder mit dem Herausgeber der Werthheimer Bibel, Hofrath Schmidt, den er in Darmstadt kennen gelernt, zusammen. In Altona lernte er Dr. Gottfrid Polykarp Kurd, einen Mediciner, kennen, der ein fleißiger Zuhörer eines jungen Separatisten Ludovici war, welcher in der Dompelaer-Kirche der Menoniten durch seine Predigten Viele anzog. Edelmann fühlte sich bald sehr glücklich und nannte Altona, das eine Freistätte aller Secten war, „Glückstadt“. Doch die Geistlichen in Hamburg hatten kaum seine Nähe gemerkt, als sie den Rath auf ihn aufmerksam machten. Schon am 14. Februar 1747 konnten sie dem Rath für den Eifer danken, mit dem Hochderselbe „das erstaunlich gottlose Bekenntnis Edelmann's“ unterdrückt; denn er hatte schon den 27. Januar das Glaubensbekenntnis confisciren lassen und bei 100 Thaler Strafe zu verkaufen verboten. Ja, als nun Edelmann's Anhänger dennoch seine groben Irrthümer durch Recensionen und ausführliche Anzeigen seiner Schrift zu verbreiten wußten, erlies der Rath am 13. März, wieder auf Anhalten des Ministeriums, ein Gebot an die Zeitungsschreiber, sich der Recensionen aller wider die christliche Religion lautenden Artikel zu enthalten. Der Senior Wagner, der die Widerlegung von Edelmann's Glaubensbekenntnis übernommen, hatte es noch nicht vollendet, da kam ihm ein Braunschweiger zuvor, der Propst des Stiftes St. Lorenz, Joh. Christian Harenberg, der schon früher gegen die pietistischen Ansichten aufgetreten war, und gab ein Buch in Druck: „Die gerettete Religion, oder gründliche Widerlegung des Glaubensbekenntnisses, welches Joh. Christian Edelmann in kleiner, hernach in weitläufiger und erläuterter Form vorzubringen sich unterstanden.“

Edelmann lies sich aber seine gute Laune nicht nehmen; er beantwortete die Schrift schon am 7. April mit einer andern:

„Das Evangelium St. Harenberg“ *), und begann, indem er die Sprache des Evangelisten Lucas nachahmte: „Sintemal seit 10 Jahren sichs viele unterwunden haben, zu stellen die Reden von den Geschichten, so unter uns ergangen sind, so hat es der Herr Probst auch für gut angesehen, nachdem er Alles von Anbeginn so schlecht, wie möglich, erkundet, daß er zu Dir, mein guter altonaer Zeitungsschreiber, mit Fleiß unordentlich schreibe, auf daß Du gewissen Grund erfahrest der Lügen, in welchen Du unterrichtet bist.“ Darum wolle er, schreibt er weiter, gleich wie Harenberg in der That so stattlich gelogen, als es einem Gottesgelehrten in unserer Zeit nur möglich ist, auch sein Evangelium sich zu nutze machen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, und zeigen, wie solches viele Lügen, wenig Wahrheit, desto mehr priesterlichen Verstand an den Tag lege. — Als Edelmann im Begriff war, dies Evangelium der Presse zu übergeben, wurde ihm Harenbergs „herzliche und erpreßte Epistel“ überschickt. Da schwand die Laune; denn er fand sich in derselben als **Diabolus** bezeichnet; aber er widerlegte sie in der „Ersten Epistel St. Harenbergs von J. Chr. Edelmann beantwortet, A., den 31. Juli 1747.“ Harenberg war ein Schulpropst; aber Edelmann hielt ihn noch immer für einen Geistlichen und schrieb in einem wenig feinen Ton. „Warum muß dem Menschen bange werden, heißt es z. B., wenn man an eine Lehrform die Hand legt, wodurch man ein neues Gebäude aufrichten und die Lehrform seiner Brüder zu Boden werfen will? Ist Ihnen vielleicht bange, daß Ihre „beste Welt“ aufhören müßte, die beste zu sein, wenn ein jeder Mensch sein eigner Seelsorger werden und den Herren Kehlsorgern das Nachsehen lassen sollte? So verrathen Sie Ihre eigennützigen Absichten und bringen den Freigeistern immer größeren Credit, die auch ohne Geld zu

*) Zwei Ausgaben von 1747 und 1748 sind auf der hamburgischen Stadtbibliothek.

nehmen für ihrer Brüder Seelen sorgen." — Der Hauptzweck war, zu zeigen, daß der Mensch nur zu wahrer Ruhe kommen könne, wenn er nach seinem Gewissen handle. — „Die Bibel, sagt er, die Sie uns zur Vorschrift unsers Gewissens aufdringen möchten, ist ja kein Urtheil unserer selbst; es ist auch nicht ausgemacht, ob sie eine Vorschrift Gottes ist. — Sie sagen, wenn ich ein Atheist sei, warum ich mich denn auf mein Gewissen beriefe? Sie geben mir aber selbst zu, daß ich Gott für einen heiligen und gerechten Gesetzgeber der Menschen erkläre. — Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich nicht Gott von der Welt unterscheide? Bekümmern Sie Sich besser um das System der Pantheisten! Wir unterscheiden Gott von der Welt, aber wir trennen Ihn nicht von derselben." — „Sie geben zu, daß man den Weg, wodurch man zur Beruhigung gelangen kann, im Lichte der Vernunft zu finden habe; jedoch könne nicht geleugnet werden, daß dieses Licht nicht allen Menschen gleich helle scheine, und daß zur Empfehlung desselben eine geschickte Anweisung gehöre. Aber so kommt es darauf an, wer eine geschickte Anweisung zu geben habe: da müssen Sie, mein Herr, ja nicht die Vernunft selbst gefangen nehmen heißen!"

Indessen war das Volk immer mehr gegen Edelmann aufgestachelt; er ward verspottet, wo er sich sehen lies, besonders wenn er von Altona nach Hamburg ging, auf dem Hamburgerberge, von den Reepschläger-Jungen. Zuletzt wagte er nicht mehr, in seinem Hause zu bleiben, sondern brachte die Nächte in den benachbarten Dörfern zu. Da ging er lieber fort — nach Berlin.

Edelmann hatte von verschiedenen Freunden dorthin Einladungen gehabt. Es war kein Glück für ihn; denn in Berlin ging es ihm nicht besser, als in Altona. Es ist kaum denkbar, welche Angst die Geistlichen überall vor ihm hatten. Eine Menge Schriften, Pasquille, Gedichte auf ihn u. dgl. kamen heraus; das Volk bezeichnete ihn als den Antichrist und machte einen Aufstand, wenn das Gerücht

irgendwo erscholl, daß er in einem Hause wohnte.*) Endlich zog er zu seinem alten Freunde Pinell, in der Lindenstraße. Da war er der Nachbar des Propsten und Consistorial-Raths Süsmilch. Dieser hatte aber davon kaum Kunde erhalten, so erhob er den nächsten Sonntag, es war der 21ste nach Trinitatis, seine Stimme auf der Kanzel: „Ihr findet leider unter euch solche, die vor der göttlichen Lehre Jesu Christi Ekel haben, und die sich zu der Truppe des Verführers gesellen, der sich in diesen Tagen auch zu uns eingeschlichen hat. Es ist solches der berüchtigte und greuliche Mensch, Namens Edelmann. Ich gehe von meiner Gewohnheit ab, indem ich ihn nenne; aber ich gestehe euch auch, daß meine Geduld, die ich sonst den Kranken und Schwachen am Verstand erweise, ein Ende hat, wenn ich an dies unselige Kind des Verderbens, an diesen abtrünnigen und falschen Judas gedenke. Da dieser Feind der göttlichen und vernünftigen Wahrheit sich persönlich hier eingefunden hat; da er in dieser Gemeinde wohnt; da er hier Sicherheit sucht, weil er im ganzen römischen Reich nicht mehr sicher ist; da ich selbst auf der Straße gehört, wie man ihn vertheidigt; da man ihn in allen Gesellschaften sucht bekannt zu machen und in die Häuser einzuführen, — so muß ich öffentlich vor ihm warnen." **) Hiemit begnügte Süsmilch sich noch nicht, er warf eine Schrift ins Publicum: „Edelmann's Unvernunft und Bosheit aus seinen Vorstellungen des obrigkeitlichen Amtes erwiesen"; er bezog sich auf die Schrift: „Moses mit aufgedecktem Angesicht". Da erlies Edelmann in großer Geschwindigkeit ein „Danksagungsschreiben an den Herrn Propsten Süsmilch." In diesem entschuldigt er sich, daß er, zu der Zeit, da er den Moses geschrieben, noch nicht genug erleuchtet gewesen, da er damals erst angefangen, aus der Finsternis, darin er gesteckt, zu gehen. Er mißbillige es selbst, daß er vor-

*) Acta hist. eccl. XII. S. 148.
**) Acta hist. eccl. XII. S. 150.

mals nicht ehrerbietig genug von der Obrigkeit geschrieben. Man möge Geduld mit ihm haben, und seine Gesinnungen nicht nach seinen ersten, sondern nach seinen letzten Schriften, namentlich seinem Evangelium St. Harenberg, beurtheilen, wie man auch bei Luther die früheren und späteren Schriften unterscheide. Dies Schreiben fand reißenden Absatz, weil er viel gemäßigtere Ausdrücke als früher gebraucht, aber Süßmilch wegen seines unverschämten Urtheils über Voltaire, welcher in jenem Gedichte auf die angetretene Regierung des Königs, diesen Monarchen erhoben und zu einem Philosophen gemacht, eifrig angegriffen hatte. Allein bald wurden die Schreiben von der Obrigkeit verboten, und Edelmann hielt es für gerathener, wieder nach Altona zu gehen.

In Hamburg hatte der Senior Wagner seine Schrift gegen Edelmann noch nicht beendigen können, da bot ihm seine Neujahrspredigt 1748 eine Gelegenheit, die Arbeit abzukürzen. Er hatte zum Texte die Weissagung Jacobs 1. Mos. 49, 10 genommen: „Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden — bis daß der Held komme, dem die Völker anhangen werden", und von der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift und der christlichen Religion gepredigt. Nach dieser Predigt glaubte er nun leicht Edelmann's Gedichte und Einwürfe widerlegen zu können, und führte die Predigt in einer größeren Schrift weitläufig aus, indem er zu zeigen suchte 1) wie unleugbar es sei, daß Moses der Verfasser der 5 Bücher Mosis gewesen; 2) wie falsch, daß Esra diese Bücher erdichtet; 3) wie grundfalsch, daß Jesus sich niemals für den Messias ausgegeben; 4) wie irrig, daß die Juden Recht gehabt, Jesum nicht für den Messias zu erkennen; endlich, wie grundfalsch, daß die heilige Schrift darum keinen Glauben verdiene, weil die Original-Schriften verloren gegangen. Es ist nicht schwer, aus dieser Inhaltsangabe schon zu erkennen, in welch gefährliches Fahrwasser der Senior, den wir im Leben des Reimarus als den Mann kennen gelernt, der das Christenthum auf philosophischem Wege

glaubte retten zu können, sich begeben. Edelmann kam aber nicht mehr dazu, diese Schrift zu beantworten; sein Urtheil über dieselbe erkennen wir indessen aus einer Bemerkung in einem gedruckten Briefe von ihm: „Die Schrift des „Radomont Wagner", wie ihn ein guter Freund genannt hatte, wolle er auch nicht weiter beleuchten. Er wünsche Herrn Wagner nur, daß er inskünftige, wo er wieder Wind zu machen sich bestellet fühle, aus der rechten Ecke blasen möge, damit er der nothleidenden Kirche nicht mehr Schaden thue, als er ihr Nutzen zu schaffen gedächte."

An derselben Stelle bespricht Edelmann auch einen Artikel in den Hamburger Berichten von gelehrten Sachen 1748 (No. 83 p. 657), mit W. (ein Buchstabe, der nicht schwer den Verfasser errathen läßt, schreibt Edelmann) unterzeichnet, in welchem dem Propst Harenberg Trost zugesprochen wird wegen seiner 1sten Epistel. „Das Lächerlichste in dieser Antwort, meint Edelmann, daß W. schreibt: Leute, die sich aus der christlichen Religion nicht viel machten, belustigen sich an den sinnreichen Einfällen des Prahlers und vergrößern dabei die Schwäche seiner beigebrachten Gründe." — Edelmann erklärt ferner, daß er nicht der Verfasser des Sendschreibens eines nach der Wahrheit forschenden Freigeistes an Herrn Sack zu Berlin sei, ja, daß man von diesem Herrn wohl wisse, daß er ganz anders denke, als er in seinem „vertheidigten Glauben der Christenheit" schreibe, und außer dem Stande, den er par Oeconomie mit vertheidigen helfen müsse, in der That ganz freigeisterisch gesinnt sei. — Von allen Seiten fiel man damals über Edelmann her, selbst in gelehrten Schriften. Der Professor Walch in Jena hatte in Veranlassung von Edelmann's Schriften die Geschichte der Kindertaufe in den ersten vier Jahrhunderten dargestellt*); der Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg, Joh. Ludwig Schlosser, übersetzte Wilhelm Wall's „Geschichte der Kindertaufe"

*) In seinen Miscellanea sacra S. 487 ff.

aus dem Englischen ins Lateinische, und nahm in derselben Rücksicht, wie er schreibt, „auf den, wie soll ich sagen, unverschämten oder unglücklichen Edelmann, der in seinen „Unschuldigen Wahrheiten" insolenter Weise behauptet hat, die Kindertaufe sei erst zu Tertullian's Zeiten aufgekommen"; schon 1739 habe ihn Joh. Friedrich Kleinschmidt, in einer Disputation, die er unter Professor Siegmund Jacob Baumgarten vertheidigt, widerlegt. Der hamburgische Canonicus Magister Christian Ziegra, der die hamburg. Nachrichten von gelehrten Sachen herausgab, stellte die Nichtigkeit der Gründe dar, mit der der Antichrist jetziger Zeit, J. Chr. Edelmann, seinen Irrthum, daß Jesus nicht eigentlich der Sohn Gottes sei, zu schmücken gesucht, 1748.

Edelmann arbeitete indeß an der Widerlegung des zweiten Theils von Harenberg's „Geretteter Religion" und schrieb die „Andere Epistel an Harenberg". Er legte ihm offen seinen Pantheismus dar, wie er Gott den unvergänglichen Geist nenne, der, nach dem Ausspruch der Bibel, in allen Dingen ist, oder mit philosophischem Ausdruck, dasjenige unsichtbare Wesen, das die sichtbare Welt durch sein beständiges Wesen zu Gott macht. „Ich, Edelmann, heißt es da unter Anderm, will von keinem andern Gott wissen, als von der gegenwärtigen sichtbaren Welt, gleich wie Lutherus, nach Herrn Neumeister's Anführung, gesprochen: Ich, Dr. Martin Luther, will von keinem andern Gott wissen, denn allein von Dem, der am Kreuz gehangen hat, nämlich Jesu Christo, Gottes Sohn und der Jungfrau Marien Sohn! Der gute Lutherus erblickte wohl die Wahrheit, er war aber noch nicht im Stande, sie völlig unter dem Wust eines so tief eingewurzelten Aberglaubens hervorzuziehen!" „Zeigen Sie mir unter so vielen Lehrgebäuden, redet er später den Propsten an, die so viele wackere Männer alter und neuer Zeit ersonnen, ein einziges, das nicht in dem Punkt der Verbindung des s. g. Guten und Bösen seine sehr großen, noch nicht gehobenen Schwierigkeiten hätte; selbst Ihre „beste Welt" ist in diesem Punkte so viel-

Schwierigkeiten unterworfen, wie kein anderes; nichts desto weniger beginnt dieses Lehrgebäude die Modephilosophie zu werden, ob es wohl noch nicht ein halbes **saeculum** seine Dauer aufweisen kann. Soll denn nur der einzige Edelmann, der seine Gedanken doch noch nie in ein gewisses Lehrgebäude eingeschränkt, solches auch nimmermehr thun wird, nicht die Erlaubnis haben, zu sagen, was er in dem Lichte, das ihm sein Schöpfer gegönnt, von Zeit zu Zeit erblicket? Haben denn unsere berühmtesten Weltweisen und Gottesgelehrten Alles von und in Gott dergestalt erkannt und von allen Einwendungen frei gemacht, daß in demselben nichts mehr zu erkennen übrig wäre? — Es ist eine gar zu unbesonnene Auflage, Herr Propst, daß Recht und Gerechtigkeit bei uns Hirngespinnste wären, da die Freigeister freilich nichts aus Furcht vor der Obrigkeit unterlassen, aber aus Liebe zu ihrer eignen Glückseligkeit die Gesetze zu halten geflissen sind. Gott läßt sie die nothwendigen Folgen ihrer freien Handlungen empfinden, aber gibt ihnen nicht einen Heiland, der die Strafen für ihre Unthaten auf sich nimmt; aber er tritt auch nicht der Barmherzigkeit zu nahe, indem er sie um zeitlicher Verbrechen willen zu ewiger und unendlicher Verdammnis verurtheilt. Alle Rebellionen, die jemals geschehen, sind von Leuten unternommen, die sich zu einer der s. g. geoffenbarten Religionen bekannt haben. Die rechtgläubigen, armen Sünder lassen den Freigeistern ohne Widerspruch täglich, um der Gerechtigkeit willen, Staupbesen geben, sie köpfen, hängen, rädern, viertheilen. Alle diese grausamen und entsetzlichen Strafen, die unter den s. g. Christen undisputirlich, zeigen offenbar, daß Recht und Gerechtigkeit unter diesen Laster-Sklaven pure Hirngespinnste sind. Die Liebe dagegen, die aus der Betrachtung, daß Gott, die wesentliche Liebe, in einer jeden Creatur auch wesentlich zugegen sei, nothwendig bei vernünftigen Gemüthern erwachsen muß, macht, daß der Pantheist ein weit gesellschaftlicheres Thier ist, als ein elender Sectirer. — Ich bin kein Lutherischer Wiedergeborner mehr, der das Sündigen sollte lassen können, aber ich biete Ihnen

und allen Ihren Mitbrüdern nochmals öffentlich Trotz, mich der Dinge eines zu zeihen, weswegen die Obrigkeit genöthigt würde, ihre sauberen Wiedergebornen an den Galgen zu hängen. Können Sie das nicht, so haben Sie, der Sie einen ehrlichen und unschuldigen Mann auf eine so frevelmüthige Art seines guten Gerüchtes zu berauben suchen, die Obrigkeit mehr zu fürchten, als ich."

„Die Götter dieser Erden, heißt es an einer andern Stelle (Edelmann bezeichnete damit die Fürsten), sind zu unserer Zeit viel zu einsehend, als daß sie die s. g. Freigeister, als ihre besten Freunde, den Lästerungen niederträchtiger Verleumder aufopfern sollten; und wenn Sie schreiben, daß Sie ein Großes aus Ihrem geringen Vermögen dazu widmen würden, mich aus meinem Jammerstande herauszuhelfen, so ist mein Zustand eben so bejammernswürdig noch nicht, daß Sich der Herr Propst deswegen Unkosten zu machen nöthig hätte."

Sechstes Capitel.

Edelmann in Berlin unter Friedrich II. Reise nach Hamburg. Die hamburgische gelehrte Zeitung. Edelmann und Pastor Neumeister. — Seine Schriften werden verbrannt. — Rückkehr nach Berlin. — Umgang mit Sulzer, Mendelssohn, Lessing. — Die Gesellschaft der Freigeister. — Varenne's Examen de la Religion. — Widerlegung von Wagner's Schrift. Letzte Schriften. Sein Ende am 15. Februar 1761.

Es hatte Edelmann von dem Könige Friedrich II. erwartet, daß er ihm freien Aufenthalt in seinen Landen gestatten werde, und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Der König soll gesagt haben: „Man dürfe sich nicht wundern, daß er dem Edelmann freien Aufenthalt in seinen Landen gestatte. Da er so vielen Narren in seinen Landen den Aufenthalt verstatten müsse, warum er nicht einem vernünftigen Manne ein Plätzchen vergönnen solle?“ woraus freilich Edelmann's Gegner machten: „da er viele andere Narren in denselben zu dulden sich genöthigt sehe“. Edelmann ging deshalb, als er dies gehört und von seinen Feinden nun nichts zu besorgen hatte, nach Berlin zurück. Allein da — ward ihm verboten, etwas in Druck zu geben, — ob vom Könige, ob von der Regierung, ist nicht bekannt. Und Edelmann achtete dies Verbot, um seinen Gegnern zu zeigen, daß er schweigen könne, nachdem er geredet; selbst seine „Andere Epistel an Harenberg“, die er am 2. October 1748 geendet, ließ er nicht drucken, da ihm „die

Wespen, in deren Nest er gestochen, nicht mehr um den Kopf schwärmen konnten".

Das ruhige Sitzen konnte Edelmann freilich nicht lange aushalten. Er machte sich, als er nun wußte, wohin er immer wieder gehen könne, bald fort, seine Freunde in Braunschweig, Waldheim,*) Hamburg, Altona zu besuchen. Auf dieser Reise begegnete ihm ein scherzhaftes Abenteuer. Als er in Hamburg war, erschien in der „Neuen Hamburgischen Gelehrten Zeitung" vom 28. Juli 1749 ein Brief aus Braunschweig, unterschrieben H. G., der anfing: „Sie werden bereits aus den Erfurtischen „Vergnügten Abendstunden", wovon der Herr Mag. Wedekind in Göttingen der Verfasser ist, ersehen haben, daß der berüchtigte Edelmann auf seiner letzten Reise von Berlin nach Braunschweig — seinen Geist aufgegeben." Die Umstände des Todes wurden darauf aber in einer Art geschildert, die keinen Zweifel lies, daß das Ganze eine Satire sein sollte. Es folgten Leichenpredigten, 4 Epicedia (2 lateinische und 2 deutsche); das letzte führte die Ueberschrift: „Die Flucht der Pfaffen aus der Hölle, als daselbst der abgeschiedene und verklärte Geist des S. T. Herrn J. C. E. auf seiner Reise nach dem Himmel, denselben im Vorbeifahren das Evangelium zu predigen, ankam." In einem Manuscript von Edelmann findet sich hinter diesem letzteren noch ein Gedicht: „Der Begeisterte Priester oder die Zurückkunft der Pfaffen aus der Hölle", in dem es unter Andern heißt:

„Mein Hamburg war der erste Ort,
Wo sie sich niederließen,
Und durch die theure Priesterschaar,
In die sie fuhren, Lärm bliesen.
Zwei Legionen nahmen Wagnern,
Drei Legionen Schlosser ein."

---

*) Acta Min. Hamburg. Vol. XVIII. p. 969.

Die hamburgischen Prediger erhoben natürlich ein Geschrei, und klagten beim Senat über ein Blatt, das ihrer Brüder Flucht aus Pluto's Reich erzähle. Der Senat lies sogleich die Exemplare aufsuchen und bei 40 ℳ Strafe den Verkauf verbieten; ja, auf Vorschlag des Syndicus Faber, am 15. August die beiden Nummern der Zeitung, als die gräulichsten Schmäh- und Lästerschriften, auf dem ehrlosen Block verbrennen. Edelmann — stand mit seinen Freunden dabei, als die Procedur vorgenommen wurde, und belustigte sich an dem Auto da Fé. Das Ministerium sandte aber zwei Deputirte zum Bürgermeister und bedankte sich beim Senat für die Verfügung, schlug dabei vor, die gelehrte Zeitung sowol, wie die politischen vor dem Abdruck censiren zu lassen. Eine Nachforschung wegen des Verfassers des Artikels wurde angestellt. Es fand sich derselbe Brief zu gleicher Zeit abgedruckt in den Erlanger Beiträgen, und bald darauf in den von Simonetti herausgegebenen Berlinischen wöchentlichen Berichten (1749 No. 70). Da die Hamburgische gelehrte Zeitung die Fortsetzung von der Altonaer gelehrten Zeitung war, die vom Rector der Schule in Harburg, Strodtmann, redigirt wurde, und in der früher schon Edelmann's Leben gestanden hatte, ward das hannoversche Consistorium von hamburgischer Seite um Nachforschung wegen des Artikels ersucht. Dieses antwortete, Strodtmann bleibe dabei, ihm seien die Gedichte von unbekannter Hand zugesandt, und gebe einen Hieronymus Günter als Verfasser der Gedichte an; Günter sei aber — ein angenommener Name. Strodtmann wurde jedoch seiner Stelle entsetzt und kam nach Osnabrück. Er, wie auch der General-Superintendent Pratje verbreiteten, Edelmann selbst habe die Comödie gespielt.

Und unwahrscheinlich ist dieses freilich nicht. Edelmann konnte sich noch nicht darin finden, daß er nichts herausgeben sollte; er fühlte sich geistig getödtet. Für seine Autorschaft spricht auch, daß in dem angeführten Gedicht unter den Pfaffen Erdmann Neumeister nicht angeführt wird. Es trifft dies ganz zusammen mit Edelmann's Stellung zu Neumeister. Er hieng an ihm

noch in der Erinnerung aus seiner Jugendzeit, und konnte es nicht lassen, in seine Kirche zu gehen und ihn predigen zu hören, denn ihn hielt er für redlicher, als alle pietistischen Heuchler.*) Und Neumeister predigte doch gewaltig gegen ihn: „Was sollen wir vollends dazu sagen", sprach er z. B. in seinem „Geistlichen Rauchopfer" (S. 802), „wenn ein elender Erdenwurm, eine schäbichte Made den Herrn Jesum Christum „Der da ist Gott über Alles gelobet in Ewigkeit! Amen!" schändet und lästert und gar zu Nichts macht? Thut das aber nicht der eingefleischte Teufel und seiner drei Namen Unwürdigster Johann Christian Edelmann? Ich wüßte mich in der Kirchenhistorie auf Keinen zu besinnen, der von christlichen Eltern geboren, in der wahren Kirche wiedergeboren, in der evangelischen Religion treulich erzogen worden, der so öffentlich gelästert hätte, wie dieser Unmensch. Ich würde mich, wie man sagt, zu Tode wundern müssen, daß Leute unter den Christen gefunden werden, die diesem Ungeheuer beifallen und anhangen können, wenn ich nicht wüßte, daß ein Mensch von Natur zum Unglauben und zur Widerspenstigkeit gegen Gott geneigt ist und sehr leicht hingerissen werden kann, wofern er nicht unbeweglich an Gottes Wort sich hält. Wollte sich ein Gottesfürchtig Gemüth wundern, warum der gelästerte Jesus so lange zusehen könne und diesen Belial nicht lebendig von der Erde verschlingen lasse, der bedenke den Reichthum Seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit, womit er diesen gräulichen Sünder zur Buße leitet. Will er sich dann nicht bekehren und ein verlornes Kind bleiben, so gedenket doch, welch' eine Pein in der Hölle ihm bereitet ist. Ihr aber, m. L., verwahret euch, daß ihr nicht durch Irrthum der ruchlosen Leute samt ihnen verführet werdet und entfallet aus eurer eignen Festung! 2. Petri 3, 17—18." — Edelmann aber schreibt in seiner zweiten Epistel an Harenberg: „Sie dürfen nur Erdmann Neumeister's „Nöthige Erinnerung an die werthe Gemeinde St. Jacob" lesen, die er

*) Edelmann's Selbstbiographie S. 442.

zur Vertheidigung seiner am ersten Sonntag nach Epiphanias 1744 gehaltenen Predigt herauszugeben genöthigt worden, dann werden Sie aus seinem eignen Munde vernehmen, daß sich verschiedene nachdenkende Gemüther seiner Gemeinde, die er freilich von Amts wegen naseweise Richter, alberne Stümper nennt, dergestalt an dieser Predigt geärgert, daß sie sich nicht enthalten konnten, öffentlich zu sagen, er habe gotteslästerlich gepredigt, gräuliche Dinge vorgebracht, ja, gar vier Götter gelehrt; er habe sich nun selbst zum Ketzer gemacht und möchte Andere nur zufrieden lassen. Anstatt daß nun der ehrliche Mann, den ich als einen alten Freund meiner seligen Eltern aufrichtig liebe und an seinem Theile redlicher halte, als alle pietistischen Heuchler, ein dergleichen gegebenes Aergernis erkennen und öffentlich Abbitte hätte thun sollen, fällt er immer tiefer in den Irrthum." Edelmann liebte die unmittelbare Glaubensgewißheit bei Neumeister und achtete sie, während er bei Wagner u. A. die Nothbehelfe philosophischer Ueberzeugungen verachtete. Dazu kam eine gewisse Treue des Gemüthes bei Edelmann, die auch sonst gegen die, von denen er Gutes empfangen, sich äußerte. So konnte er, als er zuerst nach Hamburg kam, im Januar 1747, sich das „ziemlich traurige Vergnügen nicht versagen, die Leiche des Herrn Senator Brockes zu ihrer letzten Ruhe zu bringen zu helfen". „Der Herr Senior Wagner," schreibt er später, „hat zwar in seiner wieder mich herausgegebenen Schmähschrift dawider protestirt, da er bei den Verwandten des Verstorbenen, weil ich dies in dem Evangelium St. Harenberg's geäußert, ein ordentliches Inquisitorium angestellt und das Gegentheil erfahren; aber Edelmann habe nicht zu denen gehört, die sich den Gang haben bezahlen lassen, sondern zu den Tausenden, die in Hamburg dem Manne das Geleite gegeben, wie ja Jeder, der noch kein öffentliches Leichenbegängnis in Hamburg mit angesehen, diese Curiosität vornämlich wegen der lächerlichen Art, die Leichen zu tragen, gerne mit ansieht, da die s. g. reitenden Diener mit der Leiche taumeln, als ob sie betrunken wären."

Beim Ausgang des Jahres 1749 wurden Edelmann's Schrif-

ten, namentlich sein s. g. Glaubensbekenntnis, Moses mit aufgedecktem Angesicht und die Epistel St. Harenberg's, als ärgerliche und gottlose Schriften auch von der kaiserlichen Bücher-Commission requiriret und am 9. Mai 1750 in Frankfurt am Main mit gewöhnlichen Solemnitäten, unter erstaunlichem Zulaufe, durch Scharfrichters Hand verbrannt. Da hielt es Edelmann für sicherer, seinen Wohnsitz wieder in Berlin zu nehmen. Er wohnte bald auf Sparren's Weinberg, vor dem Thore, bald in der Wilhelmstraße, in der Behausung der Frau Präsidentin von Osten. Er lebte hier frei, in gutem Wohlstande, von vielen Freunden unterstützt, so soll z. B. Markgraf von Schwed ihm eine jährliche kleine Pension ausgesetzt haben*); und kam mit vielen Leuten, auch mit den ausgezeichneten jüngeren Gelehrten, die damals in Berlin lebten, zusammen. Schon 1747 hatte Sulzer, der bekannte Verfasser der Theorie der schönen Künste, der damals Professor am Joachimsthaler Gymnasium war, an Samuel Gotthold Lange**) geschrieben: „Gestern habe ich den berufenen Edelmann in einer Gesellschaft getroffen. Er ist im Umgange ein recht artiger Mann, und man kann kaum glauben, daß er derselbige Mann ist, der in seinen Schriften so poltert und schimpft." — Einen ganz andern Eindruck machte Edelmann auf Moses Mendelssohn. „Ich habe Edelmann, der unter einem andern Namen hier leben muß, gesehen und gesprochen", schrieb er.***) „Ich kenne keine erbärmlichere Figur, als die, unter welcher er sich schüchtern ins Zimmer schlich, als er befürchtete, gekannt zu werden." Ein anderes Mal kam Mendelssohn innerlich aufgebracht zu Müchler und erzählte ihm, daß er den Religionsspötter Edelmann eben verlassen. Auf vielfache Einladungen, die er von diesem Manne erhalten, sei er zu ihm gegangen, aber der Elende habe ihn mit den fadesten Ideen des

*) Acta hist. eccl. XVIII. p. 969.

**) J. G. Lange, Sammlung gelehrter Briefe. Halle 1769. Th. 1. S. 308.

***) Kayserling: M. Mendelssohn's Leben.

Unglaubens unterhalten, und, da er seiner religiösen Grundsätze wegen sich geweigert habe, von dem Weine, den der hölzerne Mensch ihm vorgesetzt, zu trinken; so habe er anhören müssen, wie dieser geprahlt: „Wir starken Geister bedürfen keines Zwanges und können einzig unserer Neigung folgen." Er habe deshalb sofort nach seinem Hute gegriffen und sei weggegangen, fest entschlossen, mit einem so elenden Menschen nie wieder Gemeinschaft zu haben. — Aus dem Jahre 1755 haben wir noch ein Urtheil über ihn von Mendelssohn in einem Briefe an Lessing vom 19. November: „Von Edelmann, heißt es da, will ich einige Worte sprechen, weil ich mich so sehr über ihn gewundert habe. Welch ein hölzerner Mann! Ich wette was, der Mensch hat ebenso viel Blei in seinem Gehirn, als Eisen an seinen Stiefeln! Sie kennen ihn doch auch, liebster Lessing? Ist er Ihnen nicht ebenso klotzmäßig erschienen? Wenn er doch nur ein rechter Windbeutel wäre! So was hätte ich nie vermuthet, als man mir sagte, Edelmann würde heute kommen. Es kann aber leicht sein, daß ihn Verfolgung, Unglück und Beschwerlichkeiten so sehr niedergeschlagen und alle seine Lebensgeister unterdrückt haben!" — Lessing kann auch keinen sonderlichen Eindruck von ihm bekommen haben, da er in einem Briefe an seinen Vater am 2. November 1750, den verrufenen Leibmedicus Friedrich II., de la Mettrie, den Verfasser der Schrift: „L'homme machine", mit ihm vergleicht und sagt: „Edelmann sei ein Heiliger gegen diesen!"*) Doch, wenn auch dem Mendelssohn sein Auftreten mißfiel, so meinte er doch in einem Schreiben vom 29. Juli 1779, Edelmann sei, ein unschuldiges Opfer altdeutscher Aufrichtigkeit, gefallen.**)

Zu Edelmann's gleichgesinnten Freunden gehörte der Sohn des ehemaligen reformirten Hofpredigers von Steinburg, der sich, wie so Viele in jener Zeit, öffentlich als Gottesleugner erklärte. Es bildete sich von selbst eine Gesellschaft wahrer und wirklicher Frei-

*) Lessing's Schriften von Maltzahn XII. S. 23.

**) S. Kayserling a. a. O.

geister, die, wie Edelmann in der Epistel an Harenberg schreibt, durch das Band der Liebe und gesellschaftlicher Behülflichkeit weit fester unter einander verbunden war, als die der sectirerischen Namenchristen. Ueber diese Verbindung erklärt sich Edelmann in einer andern Schrift so: „Es gereicht den armen Sündern zur schlechten Ehre, daß Leute, die die Freigeister ohne gründliche Proben einer wahren Besserung nimmermehr in ihre Gemeinschaft aufnehmen würden, auf einen nur in der Todesangst ausgepreßten Widerruf für ihre Glaubensbrüder aufgenommen werden. Sie werden nie erleben, daß wir mit lasterhaften Leuten, wenn sie gleich Alles glauben sollten, was wir bisher vorgetragen haben, Gemeinschaft haben. Wir können um des Wohlstandes wegen nicht allemal verwehren, daß einer oder der andere in Gesellschaft vorkommen sollte, der zu unsern Sätzen ja sagt, und doch nicht denselben gemäß lebt, aber wir werden einen solchen nie in unsere vertrauliche Gemeinschaft aufnehmen. Unsere Gemeinschaft ist keine Glaubensgemeinschaft; den Glauben lassen wir jedem frei, wenn er nur ein ehrlicher, ehrbarer und bescheidener Mensch ist. Wir tragen mit Fehlern, Schwächen, Uebereilungen Geduld, aber wir lassen uns nicht bereden, offenbare Laster und Abscheulichkeiten, für Uebereilungen zu halten. In Summa, unsere Absicht ist, uns frei zu machen von Allem, was unsere Leibes- und Gemüthsruhe stören und das an sich schon mühselige Leben noch mühseliger machen kann.“

Edelmann fuhr aber, trotz des Verbotes, etwas drucken zu lassen, fort, fleißig zu arbeiten. Er hatte Wagner, dem hamburgischen Senior, noch nicht geantwortet. Er benutzte dazu ein Sendschreiben, das er doch, im Juni 1749, an seine Freunde erlies, um einen, nach seiner Meinung, unschuldig verleumdeten Mann zu retten. Ein Franzose, der dritte Sohn des Freiherrn de la Varenne, Jean Baptiste le Villain, war Benedictiner-Mönch gewesen, hatte aber seinen Orden verlassen, sich in die große Gesellschaft in Paris begeben, und war selbst häufig zu der Princesse de Conti gekommen. Da er sich in mehreren Schriften heftig gegen

die römische Kirche ausgesprochen hatte, wurde er vom Cardinal Fleury verfolgt und ins Gefängnis gesetzt. Nach 15 Monaten gelang es ihm, zu entkommen und nach Holland zu entfliehen. Ein Buch, das er hier schrieb: Examen de la Religion, dont on cherche l'éclairissement de bonne foy, wurde gegen seinen Willen in Amsterdam gedruckt und machte gewaltiges Aufsehen. Er selbst starb sechs Monate nach dem Erscheinen des Buches; da wurde sogleich das Gerücht verbreitet, der Verfasser habe La Serre geheißen, aber auf dem Todbette sich bekehrt und das Buch widerrufen. Edelmann, der die Unwahrscheinlichkeit dieses Geredes nachzuweisen sich berufen fühlte, sprach sich bei dieser Gelegenheit über Wagner's Widerlegung seiner eignen Schriften aus. „Herr Wagner, schreibt er unter Anderm, muß doch wissen, daß den Freigeistern bekannt sei, daß alle Vorherverkündigungen in der Schrift lange nach dem Erfolg der Begebenheiten von den Vorstehern der Juden erdichtet sind. — Der liebe Mann hätte vorher beweisen sollen, daß die Weissagung wirklich aus Jacobs Munde geflossen. Das würde ihm mehr Angstschweiß ausgepreßt haben, als alles weitläufige Geschreibsel! — Wir finden gar nicht nöthig, uns einen sterbenden Hirten darzustellen, der bei den Worten 1. Mos. 49 die Gedanken wirklich gehabt, wie Herr Wagner. — Die Türken würden die Weissagung richtiger auf Mahomed beziehen, als die Christen auf Christum, da jener wirklich ein Held war. Wagner übersetzt Schilo willkürlich „Friedensstifter", „Heilbringer". Das ist Jesus aber auch nicht gewesen. Die Freigeister sind ihre eignen Friedensstifter; sie bringen Frieden und Heil, da sie die Menschen von der Angst befreien, in die sie die orthodoxe Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur versetzt. Es läßt sich in Ruhe sterben, wenn man versichert ist, daß man den Ursprung seines Wesens, den gütigen Schöpfer, nie mit seinen Handlungen habe beleidigen wollen, nie habe zum Zorne reizen können. Die geistigen Büttel, die Teufel, die andere arme Sünder quälen, verschwinden bei dieser Ueberzeugung." — Edelmann macht auch darauf auf-

merksam, daß die Originale der heiligen Schriften verloren gegangen seien; die Weissagung des Jacob ein Zusatz des Esra sei. „Daß Esra aber Zusätze gemacht, hat auch Holberg (der dänische Professor der Historie in Kopenhagen, dessen „Geschichte der Juden" 1747, in Altona, übersetzt erschien) bewiesen. Die Freigeister fragen aber, warum der „heilige Geist" sollte die Bibel erst von verschiedenen Menschen haben ausflicken lassen und nicht mit Einem Male vollkommen dictirt haben. Herr Holberg meint, bei seiner Meinung leide die Religion nichts; aber der Aberglaube, der uns diese von fehlbaren Menschen aufgesetzten Bücher für unfehlbar aufdringen will, leidet gewaltig."

Edelmann begann nun, seinen Lebenslauf aufzusetzen; am 5. December 1750 beendete er den ersten Theil, am 22. Decbr. 1752 (er vergas nie, das Datum am Ende des Manuscripts zu bemerken) den zweiten. Nach dieser Zeit wissen wir sehr wenig von seinem Leben. Er lies noch ein „13tes Sendschreiben", über die Unsterblichkeit, ausgehen; wandte sich dann wieder zu seinem Buche „Moses mit aufgedecktem Angesicht", und vollendete 1754 den 12ten Anblick. Als er darauf die „Zweite Epistel an Harenberg" am 22. September 1756 vollendet, bemerkt er in einem Postscriptum, „daß er nun 10 Jahre lang gegen seine weisheitsvollen Gegner das Stillschweigen gehalten." Wahrscheinlich ist er aber nicht immer in Berlin geblieben, wenigstens lesen wir unter dem jüngsten Manuscript, das von ihm auf der hamburgischen Stadtbibliothek sich findet, die Angabe: **Finivi d. 15. Mai, Noctu horae 12. 1759. Hamburgi.**

Von seinem Ende findet sich nur eine Anzeige in den „Berliner Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen" 1767. Nach dieser ist er, nachdem ein Schlagfluß am 15. Februar Nachmittags ihn, auf seinem Stuhl sitzend, betroffen, gegen 9 Uhr Abends ebenso still, als unvermuthet dem Schauplatz der Welt entzogen. Eine von ihm hinterlassene Disposition, nach welcher er unter Begleitung weniger seiner guten Freunde auf dem Kirchhofe vor

dem halleschen Thor beerdigt werden wollte, scheint die Vermuthung zu erregen, daß ihn ein solches Ende weder ganz unerwartet, noch unvorbereitet getroffen.*)

Edelmann und Reimarus hatten beide sich in ihrem religiösen Bedürfnis in der lutherischen Gemeinschaft, wie sie sich zu ihrer Zeit gestaltet, unbefriedigt gefühlt. Reimarus war beim Studium der Wolff'schen Philosophie, durch den Geist seiner Zeit, auf den Unterschied der natürlichen und geoffenbarten Religion geführt; er hatte seine Ruhe gefunden, wie er meinte, in der natürlichen Religion; dabei ist ihm aber nie zum Bewußtsein gekommen, welchen Einfluß das Christenthum auf die Religion seines Herzens hatte. Die Lehren der geoffenbarten Religion, wie sie die Theologie seiner Zeit darstellte, erschienen ihm unverständig und deshalb überflüssig. Die Befriedigung, die er in seiner Auffassung der natürlichen Religion fand, erfüllte ihn mit dem Verlangen, die Lehren der Vernunft-Religion auszubreiten und gegen Spinoza und Lamettrie, Bayle und Hume, wie gegen Buffon, d'Alembert und Maupertuis und Andere zu vertheidigen; die Zweifel an der Wahrheit der in der Bibel enthaltenen Lehren, die ihn sein Leben hindurch quälten, scheuete er sich dagegen bis an sein Ende, bekannt werden zu lassen. — Edelmann hatte einen viel schwereren Lebensweg. Er hatte viel mehr mit der natürlichen Eitelkeit seines Herzens zu kämpfen. Er hatte das Wort vor Augen, das Johannes schreibt (1. Joh. 3, 9): „Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, und kann nicht sündigen." Und er selbst wollte ein vollkommener Wiedergeborner sein durch seine eigne Kraft! Er suchte solche Wiedergeborne auch vergeblich in der lutherischen, in der römischen Kirche, bei den Sectirern; er fand keine. Da lies ihn seine Eitel-

---

*) H. Pröhle, Feldgarben 1859. S. 257.

keit wähnen, das Wort Gottes deuteln zu müssen, damit es seiner eingebildeten Erkenntnis entspräche. Er selbst bildete sich ein, jetzt tiefer einzudringen in das Verständnis der Wahrheit; ja, er schmeichelte sich immer mit der Vorstellung, höhere Erkenntnisse zu haben, als Andere. — Er war sich selbst genug und lebte nur für sich, auch dann, wenn er Andern zu nützen suchte. Deshalb konnte er es auch unterlassen, seine Ideen bekannt zu machen, als ihm dieses untersagt ward; es kitzelte seiner Eitelkeit, auch dadurch bei Andern Erstaunen zu erregen; im Stillen schrieb er noch Vieles für sich, über sich, in der Hoffnung, daß es noch einmal bekannt werde. Er verlor zuletzt sich in Spinozistischen Ideen, die er doch nicht faßte, wie ihm die Gelegenheit fehlte, Aufsehen zu machen.

Gedruckt bei F. G. Perstiehl.

In unserm Verlage sind erschienen:

Gallerie hamburgischer Theologen.

I. Band. **Goeze,** Johann Melchior. Eine Rettung von Dr. Georg Reinhardt Röpe. Mit Portrait und Facsimile. gr. 8. 1860. (18½ Bogen.) geh. 1 ₰ 6 Sgr.

II. Band. **Nicolai,** Dr. Philipp, Pastor zu St. Catharinen. Vorlesungen gehalten auf Veranlassung des Vereins für hamburger Geschichte, von H. H. Wendt, Pastor zu St. Cathar. M. Portr. und Facsimile. gr. 8. 1860. (8½ B.) geh. 18. Sgr.

III. Band. **Winckler,** Johann, Pastor zu St. Michaelis und die Hamb. Kirche in seiner Zeit (1684—1705) nach gleichzeitigen, vornehmlich handschriftlichen Quellen v. Joh. Geffcken, Dr. theol., Pastor zu St. Michael. Mit Portrait, Facsimile und Wappen. gr. 8. 1861. (28¾ B.) 2 ₰.

IV. Band. **Joachim Westphal** u. **Johannes Calvin,** von Pastor C. Mönckeberg. gr. 8. 1865. geh. 13¼ Bogen. 24 Sgr.

V. Band. **Hermann Samuel Reimarus** u. **Johann Christian Edelmann,** von Pastor C. Mönckeberg. gr. 8. 1867. geh. 13 Bogen. 24 Sgr.

Baur, G. A. L., Dr. theol. **Predigten.**
Vollständiger Jahrgang 1862. 2 Bände: **über die alten Episteln.** 2 ₰ 24 Sgr.
" " 1865. 2 Bände: **über die alten Evangelien.** 2 ₰ 20 Sgr.
Jahrgang 1863: **über die neuen Evangelien.** Hiervon erschienen die Festpredigten unter dem Titel: **Die Thatsachen des Heils.** geh. 18 Sgr.
Jahrgang 1864: **über die neuen epistolischen Texte.** Eine Auswahl unter dem Titel: **Kampf, Sieg und Frieden.** geh. 1 ₰ 6 Sgr.

Baur, Wilh. (Pastor an der St. Anschar-Capelle.) Die Kraft der Müden und die Stärke der Unvermögenden. Vier Predigten. gr. 8. 1866. geh. 9 Sgr.
— — Ostersegen. 4 Predigten. 1867. geh. 9 Sgr.
— — Der Weg des Kreuzes. Passionspredigt, gehalten am Sonntage Estomihi 1867. gr. 8. 3 Sgr.

Mönckeberg, C., Beiträge zur würdigen Herstellung des Textes der lutherischen Bibelübersetzung. (Inhalt: 1) Historisches, 2) Grammatisches, 3) Lexicographisches, 4) Kritisches.) gr. 8. 1855. geh. 18 Sgr.

Jessen, Dr. theol. **J. B.,** Grundzüge zur Geschichte der Kritik des Schul- und Unterrichtswesens der Herzogthümer Schleswig und Holstein, vom christl. wissenschaftlichen Standpunkte. gr. 8. 1860. geh. 2 ₰.

Lau, G. J. Th. (Pastor in Ottensen). Geschichte der Einführung und Verbreitung der Reformation in den Herzogthümern Schleswig-Holstein bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. gr. 8. 1867. geh. 2 ₰ 20 Sgr.

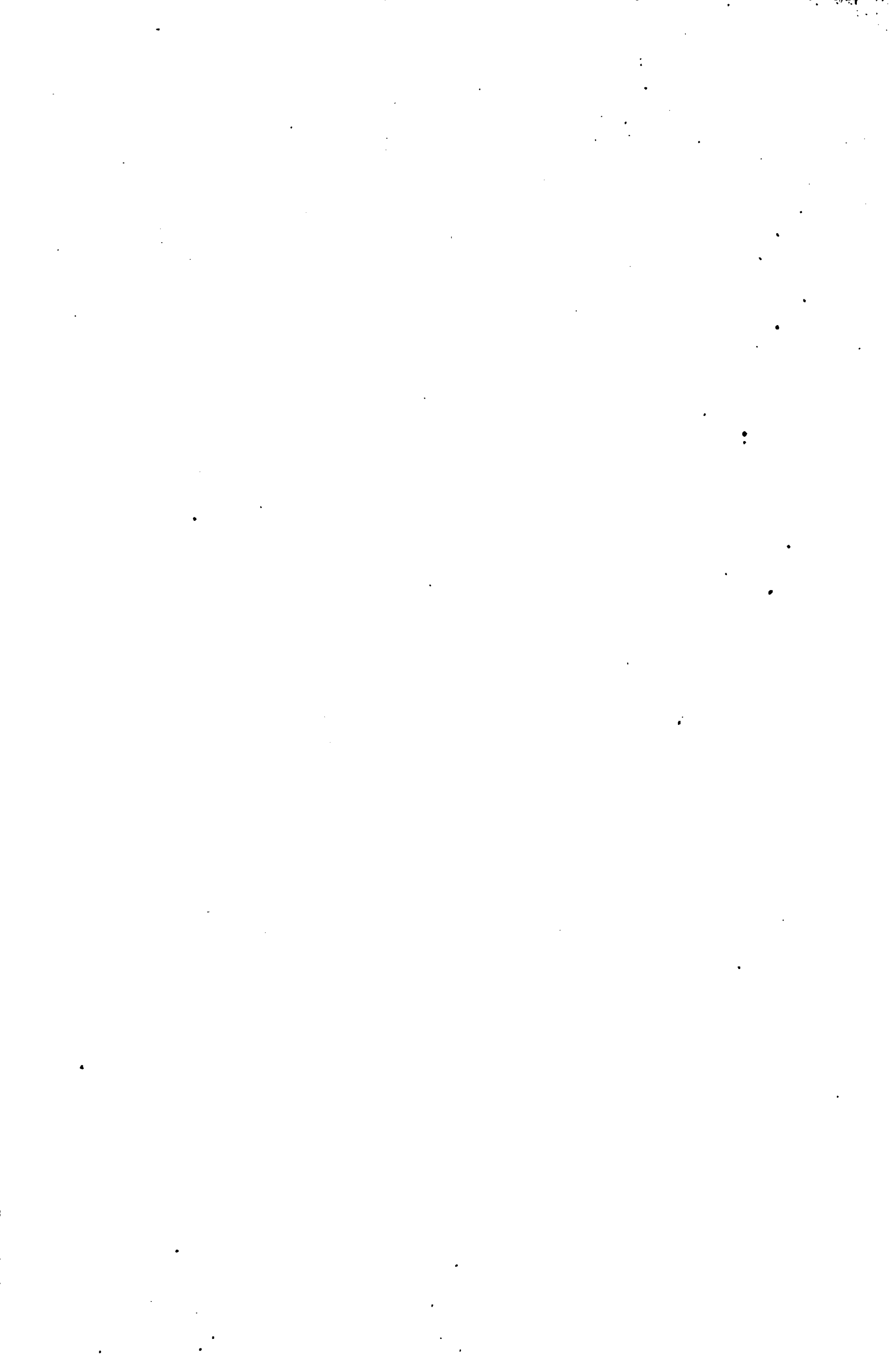
Koopmann, W. H., Dr. theol. (Bischof für Holstein.) Das evangelische Christenthum in seinem Verhältnisse zu der modernen Cultur. Zugleich ein motivirter Protest gegen die Tendenzen des sogenannten deutschen Protestantenvereins. gr. 8. 1866. geh. 18 Sgr.

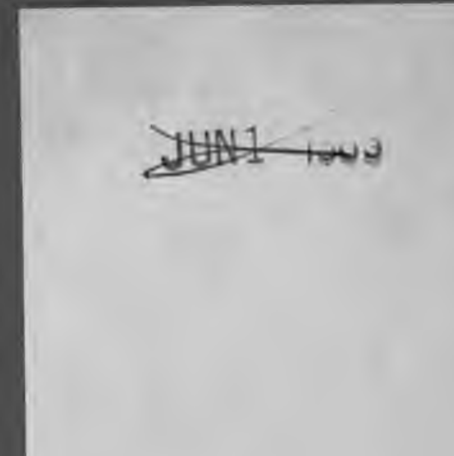
Hoffmann, F. A. (Oberlehrer einer Armenschule.) Der kleine Katechismus Luthers, erläutert und den Müttern und Elementarlehrern zum Gebrauch dargeboten. gr. 8. 1865. geh. 1 ₰.

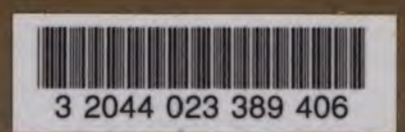
Gustav Eduard Nolte.








JUN 1


3 2044 023 389 406



